

Prof. Dr. Adolf Strampell

A-3189

AUS DEM LEBEN EINES DEUTSCHEN KLINIKERS

ERINNERUNGEN UND BEOBACHTUNGEN

VON

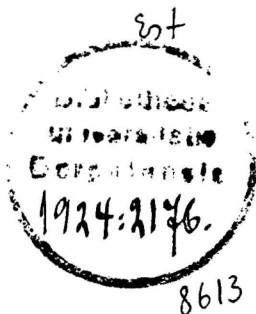
Prof. Dr. ADOLF STRÜMPELL
IN LEIPZIG

MIT 6 ABBILDUNGEN AUF TAFELN

*Nur der Denkende erlebt sein Leben,
am Gedankenlosen zieht es vorbei.
Marie von Ebner-Eschenbach*



VERLAG VON F. C. W. VOGEL IN LEIPZIG
1925



VON DIESEM WERK WURDEN AUF
BÜTTENPAPIER 100 NUMERIERTE
EXEMPLARE BEI BREITKOPF &
HARTEL IN LEIPZIG HERGESTELLT

MEINEN KINDERN
UND MEINEN SCHÜLERN
GEWIDMET

Vorwort.

Ich bilde mir nicht ein, daß meine Persönlichkeit oder meine wissenschaftlichen Leistungen bedeutend genug sind, um die Teilnahme eines größeren Leserkreises für den äußeren Gang meines Lebens zu rechtfertigen. Wenn ich mich trotzdem seit längerer Zeit mit dem Gedanken getragen habe, Erinnerungen aus meinem Leben aufzuzeichnen und zu veröffentlichen, so geschah dies vorzugsweise aus folgenden Gründen. Zunächst hat mich das Schicksal im Verlauf eines langen Lebens an recht verschiedene Orte hingestellt, so daß ich mannigfache Formen und Verhältnisse des Lebens kennen lernen konnte, die sich jetzt zum Teil schon beträchtlich geändert haben. Ihre Schilderung dürfte daher nicht ganz ohne Wert sein. Meine Jugendzeit bis zum neunzehnten Jahre habe ich in den russischen Ostseeprovinzen unter dem baltischen Deutschtum verlebt, das jetzt so gut wie ganz untergegangen ist und in der alten früheren Weise wohl nie wieder aufleben wird. Meine Schilderung des in mancher Hinsicht recht eigenartigen deutsch=baltischen Lebens dürfte auch insofern einiges Interesse beanspruchen, als sie nicht von einem alteingesessenen Balten her stammt und deshalb vielleicht den Vorzug größerer Objektivität hat. Ferner habe ich das Glück gehabt, im Laufe des Lebens mit einer beträchtlichen Anzahl bedeutender und hervorragender Menschen in nähere Beziehung zu kommen, von denen ich manches mitteilen kann, was zu ihrer Charakterisierung und Beurteilung dienen wird. Und endlich habe ich den Gang der Entwicklung der

medizinischen, namentlich der klinischen Wissenschaft vom Jahre 1875 an während der folgenden Jahrzehnte vielfach an den Hauptstätten der Forschung mit durchlebt. Ich hoffe deshalb, auch für die allgemeine Geschichte unserer Wissenschaft in jener Zeit einige charakteristische Beiträge liefern zu können.

Die Ausführung meines Planes wurde beschleunigt durch eine Erkrankung während des vergangenen Winters an einem Wund-Erysipel des rechten Unterschenkels, das mich viele Wochen ans Zimmer fesselte, mich an wissenschaftlicher Betätigung hinderte, mir aber die Muße und Möglichkeit gewährte, mir die alten Gestalten und Bilder aus dem Verlaufe meines Lebens ins Gedächtnis zurückzurufen. Meine älteste Tochter Regine übernahm es, die ihr diktierten Erinnerungen aufzuschreiben, und war mir auch sonst in der Anordnung und Abfassung des Buches eine wertvolle Gehilfin. Ihr verdanke ich auch das sorgfältig ausgeführte Namensverzeichnis am Schluß.

Wenn auch die folgenden Blätter in erster Linie für Mediziner und wohl namentlich für die große Zahl meiner früheren Kollegen und Schüler von Interesse sein dürften, so hoffe ich doch, daß hier und da auch weitere Kreise an dem Erzählten einigen Anteil nehmen werden. Denn schließlich setzt sich das Schicksal eines ganzen Volkes doch nur aus vielen Einzelschicksalen zusammen, und daher ist die Schilderung einzelner Menschen und ihrer Schicksale stets auch von allgemeinerer Bedeutung.

Leipzig, im August 1924.

A. Strümpell.

Inhaltsverzeichnis.

| | Seite |
|--|-------|
| 1. Meine Eltern | 1 |
| 2. Kindheit und Schulzeit in Dorpat | 10 |
| 3. Stuttgart. Prag. Übersiedlung der Eltern nach Leipzig | 35 |
| 4. Student der Medizin in Dorpat | 44 |
| 5. Student der Medizin in Leipzig | 64 |
| 6. Assistent bei Wunderlich. Studienaufenthalt in Wien (Winter 1877/78) | 96 |
| 7. Erster klinischer Assistent bei Wagner und Privat- dozent in Leipzig | 116 |
| 8. Polikliniker in Leipzig (1883—1886) | 137 |
| 9. Kliniker in Erlangen (1886—1903) | 156 |
| 10. Kliniker in Breslau (1903—1909) | 227 |
| 11. Wien — ein Intermezzo | 258 |
| 12. Wieder in Leipzig. Finale | 282 |
| Namenverzeichnis | 287 |

1. Meine Eltern.

Mein Vater, Ludwig Strümpell, wurde geboren am 23. Juni 1812 in dem kleinen, am Fuße des buchenbewaldeten Elm anmutig gelegenen braunschweigischen Städtchen Schöppenstedt, dessen einziger Ruhm ähnlich wie bei den Schildbürgern in den „Schöppenstedter Streichen“ seiner Einwohner besteht. Übrigens habe ich stets zu bemerken geglaubt, daß die Schöppenstedter sich dieser Streiche keineswegs schämen, vielmehr sich ihrer oft mit einem gewissen schmunzelnden Behagen rühmen. Als einer der Schöppenstedter Streiche zeigt sich dem Reisenden schon von weitem der schiefe Kirchturm des Städtchens, der gleich darauf hinweist, daß an diesem Orte nicht immer alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Mein Vater bewahrte seinem Heimatstädtchen stets die treueste Anhänglichkeit, was sich schon darin äußerte, daß er immer den Wunsch hegte, am Orte seiner Geburt auch einmal begraben zu werden. Dieser Wunsch ist ihm erfüllt worden.

Von seinen Eltern sprach mein Vater eigentlich nicht oft, und ich möchte daraus schließen, daß sie auf die geistige Entwicklung ihres Sohnes nicht von besonderem Einflusse gewesen sind. Der Vater war ein ehrsamer Färbermeister, der später in dem Städtchen einen kleinen Laden auftat. Im Hause der Eltern lebten außer meinem Vater noch drei Geschwister: ein jüngerer Bruder, Theodor, der nachmals ein geachteter Bildhauer in Braunschweig wurde und von dem unter anderem das Porträtrelief an der Grabstätte Lessings in Braunschweig herrührt, eine ältere Schwester, Henriette,

und eine jüngere, Erhardine. Die ältere Schwester blieb unverheiratet und wurde Handarbeitslehrerin in Schöppenstedt. Sie hat Jahrzehnte hindurch viele Generationen der jungen Schöppenstedterinnen in die Geheimnisse weiblicher Kunstfertigkeit, namentlich des Strickens, eingeführt. Als „Tante Jettchen“ war sie in ganz Schöppenstedt bekannt und beliebt, und wir haben uns oft später den Spaß gemacht, ihr eine Postkarte zu schreiben, die nur die Aufschrift trug: „An Tante Jettchen in Schöppenstedt“, und die doch regelmäßig ankam. Die jüngere Schwester Erhardine, im Familienkreise stets „Tante Dinchen“ genannt, hat sich später mit einem wackeren Beamten an einer großen Zuckerfabrik in Wegersleben bei Magdeburg Heinemeyer, verheiratet. Sie war eine kleine, untersetzte Frau, nicht das, was man im allgemeinen eine gebildete Dame nennt, aber eine Frau von ungewöhnlichem natürlichen Verstande und einem treffenden Mutterwitz, dessen Äußerungen um so drolliger zutage traten, als die Tante Dinchen sich mit Vorliebe noch des plattdeutschen Dialekts bediente. Sie gehörte zu denjenigen Frauen, die die Hauptaufgabe einer guten Hausfrau darin erblicken, nach Möglichkeit bestens für das leibliche Wohl ihres Mannes, ihrer Kinder und ihrer Gäste zu sorgen. Wenn wir sie in späteren Jahren in Wegersleben besuchten, so schnitt sie gewöhnlich alsbald die üblichen Begrüßungsredensarten mit den Worten ab: „Nun Kinder, jetzt setzt euch erst mal und eßt einen ordentlichen Happen.“ Mein Vater schätzte an seiner Schwester besonders ihre vollendete Kunst, echte Braunschweiger „Prilleken“, d. h. kleine, in Schmalz getauchte und stark gezuckerte Kuchen, zu backen. Übrigens ist ihrem Manne, dem Onkel Heinemeyer, die fortgesetzte gar zu gute Verpflegung, wie ich glaube, doch nicht gut bekommen. Er wurde recht korpulent und starb in verhältnismäßig jungen Jahren an einem Herzleiden.

Mit besonderer Vorliebe und stets in heiterster Laune erzählte uns mein Vater von der Schöppenstedter Volksschule, in der der Rektor Lerche die Schöppenstedter Jugend beiderlei Geschlechts in den Grundlagen aller weiteren Wissenschaft, das heißt im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete. Es war in der Schule Sitte, daß die Kinder ihr Tagwerk mit dem gemeinsamen lauten Hersagen eines Gesangbuchliedes beginnen mußten. Da aber der Text dieses seit undenklichen Zeiten eingeführten Liedes den neueintretenden Schulkindern niemals ordentlich gesagt wurde, die Kinder vielmehr sich diesen Text selbst durch Hinhören auf die Worte ihrer Nachbarn aneignen mußten, so war hierdurch im Laufe der Jahre eine ganz eigentümliche Textverunstaltung entstanden, die aber der Andacht der jungen, gedankenlosen Schar keinen Abbruch zu tun schien. Die Knaben standen auf der einen Seite des Schulzimmers und machten beim gemeinsamen lauten Hersagen des Liedes taktmäßige Bewegungen des ganzen Oberkörpers von vorn nach hinten, während die auf der anderen Seite des Zimmers stehenden Mädchen die entsprechenden Bewegungen des Oberkörpers von der einen Seite zur anderen ausführten. Der Schluß des Liedes, den mein Vater stets mit besonderer Heiterkeit zitierte, hatte allmählich auf diese Weise folgende Fassung angenommen:

Diesen, diesen Mützenstrich
 Vergesse meine Seele nicht,
 Amen, Amen, soll geschehn,
 Wasser wird mein Vater sehn.

Erst viele Jahre später ist es meinem Vater gelegentlich eines Besuches in Schöppenstedt mit Hilfe des Schullehrers gelungen, den wirklichen Originaltext dieses originellen Liedes festzustellen. Ich erinnere mich nur der beiden letzten Zeilen, die ursprünglich lauteten:

„Amen, dieses soll geschehn, was wir jetzt von dir erflehn.“

Kein gutes Licht auf die Autorität des Herrn Rektors in der Schöppenstedter Schule wirft freilich der Umstand, daß, wie mein Vater uns oft erzählt hat, nicht selten während des Unterrichts die Tür des Klassenzimmers sich ein wenig öffnete, Kopf und Haube der Frau Rektorin in der Türspalte erschienen und eine laute Stimme erscholl: „Louis“ (damals in Deutschland noch vielfach übliche französierende Umänderung des Namens Ludwig), „komm mal heraus!“ Ich glaube, daß mein Vater diese Gelegenheit, sich auf so leichte Weise etwaigen weiteren Gefahren des Unterrichts zu entziehen, wohl meist nicht ungern benutzte. Er mußte nun der Frau Rektorin bei allerlei häuslichen Arbeiten behilflich sein, und namentlich war geschätzt seine, ich weiß nicht wie, früh erworbene Kunst, Tauben zu schlachten. Nach meines Vaters Erzählungen müssen fast alle Tauben, die damals den Mittagstisch des Herrn Rektors zierten, durch seine Hand aus dem Leben geschieden sein.

Übrigens konnte mein Vater dem Rektor Lerche doch stets besonders dankbar sein, denn dieser veranlaßte die Eltern meines Vaters, ihren Sohn nach Beendigung seiner Schöppenstedter Schulzeit nach Braunschweig auf das Collegium Carolinum, ein höheres klassisches Gymnasium, zu schicken. Dieser ausgezeichneten Schule verdankte mein Vater seine treffliche allgemeine Ausbildung, vornehmlich auch in den alten Sprachen. Mit ihm kam auch der gleichaltrige Sohn Karl seines bisherigen Lehrers Lerche in dasselbe Collegium. Die beiden Knaben blieben zeitlebens eng befreundet. Karl Lerche studierte später Jurisprudenz und trat in den braunschweigischen Verwaltungsdienst ein. Er ist in ganz Deutschland dadurch bekannt geworden, daß er das ungewöhnlich hohe Alter

von 102 Jahren erreichte. Als er seinen hundertsten Geburtstag feierte, erschien sein Bild in vielen illustrierten Zeitungen. Er erhielt Gratulationen von seinem braunschweigischen Landesherrn und, wenn ich nicht irre, sogar vom Kaiser. Ich habe den alten Herrn noch kurz vor seinem Tode einmal in Blankenburg am Harz, wo er im Ruhestand lebte, besucht und mir von seinem Jugendfreunde Louis erzählen lassen.

Von den Lehrern des Collegium Carolinum war wohl einer der bedeutendsten der auch schriftstellerisch hervorgetretene F. K. Griepenkerl. Er hatte Philosophie studiert und war ein Schüler des Philosophen Herbart in Göttingen. Sein Sohn, Robert Griepenkerl, meinem Vater nahe befreundet, war ein sehr begabter junger Mann, der es aber zu keinem geordneten Berufsleben bringen konnte und jung gestorben ist. Das von ihm gedichtete Revolutionsdrama „Robespierre“ erregte seinerzeit einiges Aufsehen. Dem Einfluß seines Lehrers Griepenkerl ist es zweifellos zu danken, daß mein Vater nach Vollendung seiner Gymnasialzeit beschloß, ebenfalls Philosophie zu studieren und zu diesem Zwecke nach Königsberg zu gehen, wo er sich alsbald eng an den dort hin berufenen Herbart anschloß. Damit hatte die ganze weitere wissenschaftliche Laufbahn meines Vaters ihre bestimmte Richtung erhalten. Der Name Herbarts gehört zu denen, die mit am frühesten an mein Ohr schlugen. Mein Vater sprach von seinem Lehrer stets mit größter Verehrung und Dankbarkeit. Er wurde einer der Hauptvertreter der Herbartschen Richtung in der Philosophie, obwohl er sich später in manchen Punkten von den Lehren Herbarts erheblich abwandte. Das Bild Herbarts, ein schönes und edles ernstes Gelehrtenantlitz, das stets in meines Vaters Studierzimmer hing, hängt mit den Bildern verschiedener anderer großer Philosophen aus dem Nachlasse meines Vaters noch jetzt in meiner Bibliothek. Im Jahre 1833 promo-

vierte mein Vater in Königsberg mit einer lateinischen Dissertation, ging dann für einige Zeit nach Leipzig und veröffentlichte bald darauf seine ersten philosophischen Schriften zur Erläuterung und Kritik der Herbart'schen Philosophie. Durch Herbart's Vermittlung trat nun auch bald das Ereignis ein, das dem Leben meines Vaters eine neue entscheidende Wendung geben sollte.

Ein Graf Medem aus Remten in Kurland hatte sich an Herbart mit der Bitte gewandt, ihm einen tüchtigen Erzieher für seine beiden heranwachsenden Söhne zu verschaffen. Da in dem System Herbart's die Pädagogik stets eine große Rolle gespielt hat, so glaubte Herbart, meinem Vater empfehlen zu sollen, sich auch einmal praktisch in der Erziehung zu betätigen. Er fragte daher meinen Vater, ob dieser nicht geneigt sei, die Erzieherstelle in Kurland anzunehmen. Mein Vater willigte ein und trat im Jahre 1834 seine Stellung als Hauslehrer in dem gräflich Medem'schen Hause an. So war der Braunschweiger mit einemmal in das ferne Rußland verschlagen worden, freilich in einen Teil Rußlands, wo man damals nur selten Gelegenheit hatte, ein Wort Russisch zu hören. Die bäuerliche Bevölkerung Kurlands besteht aus Letten. Die lettische Sprache ist indogermanisch und gehört zum lettisch=litauischen Sprachstamm. Der Adel und das ganze gebildete Bürgertum, sowie auch alle besseren Kaufleute und ein großer Teil des besseren Handwerkerstandes waren rein deutscher Abstammung und bedienten sich ausschließlich der deutschen Sprache. In den Städten, auf den Straßen und in den Kaufläden hörte man nur deutsch sprechen. Alle Bediensteten, die auf bessere Stellungen Anspruch machten, mußten wenigstens etwas Deutsch lernen. Genau ebenso lagen die Verhältnisse in Livland und Estland, den beiden anderen russischen Ostseeprovinzen, nur mit dem Unterschiede, daß in der nördlichen Hälfte Livlands und in Estland die alteingesessene Landbevölkerung Esten

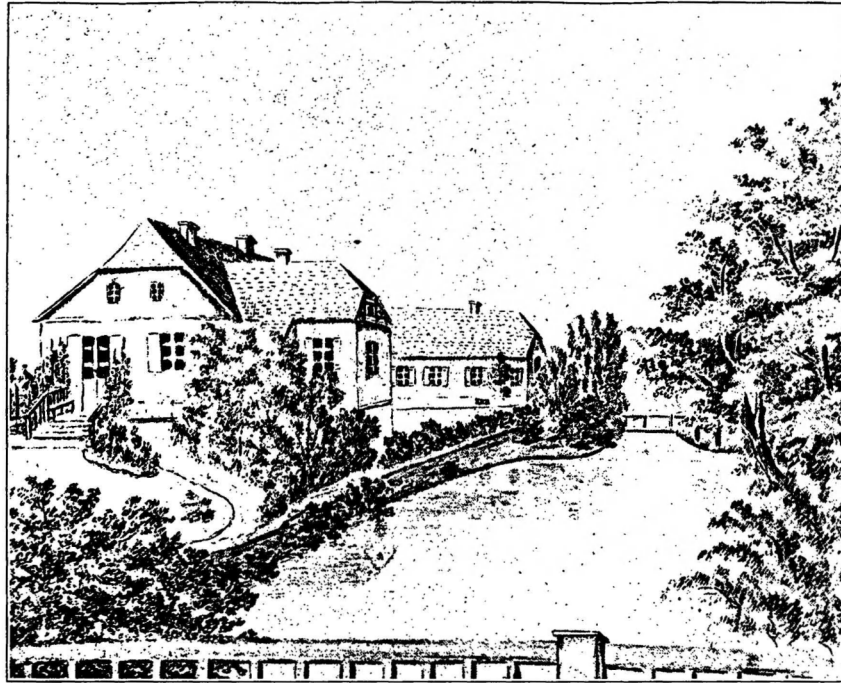
sind. Die estnische Sprache ist von der lettischen grundverschieden, sie gehört dem finnisch-ugrischen Sprachstamme an und ist somit etwas dem Ungarischen verwandt, vor allem aber dem Finnländischen. Russen lebten, wie schon angedeutet, damals nur vereinzelt als Beamte, Offiziere, Kaufleute u. dgl. in den deutschen Ostseeprovinzen. Wie vorherrschend die deutsche Sprache damals in jenen Teilen Rußlands war, geht schon daraus hervor, daß mein Vater, der fast 30 Jahre dort lebte, nie ein Wort Russisch gelernt hat und auch vom Estnischen und Lettischen kaum einige Redensarten kannte.

Die Jahre seiner Erziehtätigkeit im gräflich Medemschen Hause verliefen meinem Vater durchaus in angenehmster Weise. Das Landleben bot seinem ausgeprägten Natursinn und seiner Neigung zur Naturbeobachtung volles Genüge. Er wurde ein eifriger Jäger, und noch jetzt besitze ich von ihm eine Reihe schriftlicher Aufzeichnungen aus jener Zeit über ornithologische Beobachtungen. Auch seine erzieherische Tätigkeit machte ihm keine Schwierigkeiten. Seine beiden Zöglinge haben ihm bis in ihr späteres Alter ein dankbares Andenken bewahrt, obgleich sie wohl den wahren Wert ihres Lehrers nie ganz erkannt haben.

Das für meinen Vater wichtigste Ereignis aus jener Zeit war aber seine Bekanntschaft mit dem Pastor Gottfried Bielenstein auf dem nicht weit entfernten, dem Baron von der Ropp gehörigen Gute Neu-Autz. Mein Vater hatte gehört, daß der dortige Pastor Bielenstein aus Göttingen stamme, auch dort studiert habe und ebenfalls ein Schüler und Verehrer Herbarts sei. Was lag also näher, als daß er den halben Landsmann aufsuchte und mit ihm bald in nahen freundschaftlichen Verkehr trat. Pastor Bielenstein hatte einen älteren Bruder, Heinrich Bielenstein, der ebenfalls Theologie studiert hatte und, ich weiß nicht durch welche Umstände veranlaßt, nach Mitau, der Hauptstadt Kurlands, ge-

kommen war, wo er eine höhere Privattöchter Schule begründete, die sich bald einen sehr guten Ruf erwarb und von den Töchtern des Landes aus den besseren Familien stark besucht wurde. Heinrich Bielenstein bewog nun, um eine tüchtige Lehrkraft zu gewinnen, seinen jüngeren Bruder Gottfried, auch nach Mitau zu kommen und als Lehrer in seine Schule einzutreten. Gottfried folgte dem Rufe und verliebte sich in eine seiner Schülerinnen, die damals erst sechzehnjährige Baronesse Klebeck. Da die adligen Eltern des jungen Fräuleins eine Heirat ihrer Tochter mit einem einfachen bürgerlichen Schulmeister und voraussichtlichen späteren Landpastor nicht mit sehr freudigen Augen ansehen konnten und allerlei Schwierigkeiten machten, so kam es schließlich zu einer etwas abenteuerlichen Entführungsgeschichte, und kurz und gut, das junge Baroneßchen wurde die Frau Bielenstein. Sie wurde später, als Gottfried Bielenstein nach Erlernung der lettischen Sprache Pastor in Neu=Autz wurde, wo er sowohl für die Bauern lettisch, als auch für die Herrschaften deutsch predigen mußte, eine ausgezeichnete Landpastorin, wegen ihrer schlichten Güte und steten Hilfsbereitschaft allgemein geliebt und verehrt. Als mein Vater im Neu=Autzschen Pastorat bekannt wurde, waren dort zwei Kinder herangewachsen, eine ältere Tochter Sophie (geb. 14. Februar 1823) und ein 3 Jahre jüngerer Bruder August. Die Besuche meines Vaters im Neu=Autzschen Pastorat wurden häufiger und galten allmählich immer mehr dem Töchterlein als dessen Vater. Die jungen Herzen fanden sich, und im Jahre 1842 verlobte sich mein Vater mit Sophie Bielenstein.

Zu jener Zeit hörte mein Vater, der seine philosophischen Studien und Arbeiten nie unterbrochen hatte, daß an der deutsch=baltischen Universität Dorpat voraussichtlich bald die Professur für Philosophie und Pädagogik neu zu besetzen sein würde. Ich glaube auch, daß von eini=



Das Pastorat Neu-Autz in Kurland.
(Handzeichnung meiner Mutter.)

gen Gönnern und Freunden ihm zugeredet wurde, sich um die etwaige spätere Erwerbung dieser Stellung schon jetzt zu bemühen. So geschah es, daß mein Vater 1844 nach Dorpat übersiedelte, sich dort als Privatdozent habilitierte, und als er sah, daß seine Aussichten für die Zukunft nicht ganz ungünstige seien, seine Sophie nach Dorpat heimführte. Nach Überwindung einiger Schwierigkeiten wurde mein Vater in der Tat nach kurzer Zeit erst zum außerordentlichen und dann bald zum ordentlichen Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Dorpat ernannt und hatte so den Ort erreicht, wo er über 25 Jahre lang eine ausgedehnte und erfolgreiche Tätigkeit entfalten sollte. Nach den damaligen noch wenig strengen Gesetzen brauchte er seine braunschweigische Staatsangehörigkeit gar nicht aufzugeben. Mein Vater ist in der Tat niemals russische Untertan geworden, und auch wir Kinder betrachteten immer Deutschland als unsere eigentliche Heimat. Das älteste Kind meiner Eltern, meine Schwester Emmi, wurde 1846 in Dorpat geboren, meine zweite ältere Schwester Bertha (geb. 1848) und meine Wenigkeit erblickten dagegen das Licht dieser Welt im Pastorat Neu-Autz, wo meine Mutter beide Male die mütterliche Pflege zu ihrer Entbindung aufgesucht hatte.

2. Kindheit und Schulzeit in Dorpat.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.“ Wie oft habe ich noch bis in mein hohes Alter hinein an diesen schönen Goetheschen Vers gedacht und dabei stets dem gütigen Geschick gedankt, das mich in einem Elternhause aufwachsen ließ, wo in den Kindern von klein auf der Sinn für alles Gute und Schöne geweckt wurde, wo dem Knaben am Beispiele des Vaters wissenschaftliche Arbeit und Forschung fast als etwas Selbstverständliches erschienen und wo schon frühe in ihm der Wunsch rege werden mußte, dereinst auch einmal als Mann etwas Tüchtiges zu leisten.

Geboren bin ich am 28. Juni 1853. Meine ersten Kindheitserinnerungen führen mich in ein kleines einstöckiges Haus in der Nähe der estnischen Kirche zu Dorpat. In den sehr einfach, aber doch behaglich eingerichteten Zimmern des Hauptgeschosses wohnten die Eltern mit uns Kindern. In einem Dachzimmer lebte die inzwischen leider verwitwete und von meinen Eltern aufgenommene Großmutter Bielenstein, in einem anderen Dachzimmer wohnten zeitweise französische Bonnen, von denen meine älteren Schwestern ein ganz leidliches Französisch erlernten, später meist einzelne Studierende, an die das Stübchen vermietet wurde. Neben dem Hause befand sich ein Hof mit einem winzigen Nebenhäuschen, das der estnische „Hauskerl“ (bei uns in Deutschland höflicher als Hausmann bezeichnet) mit Weib und Kind innehatte, hinter dem Hause ein nicht großer, aber mit Blumen, Obstbäumen und Beerensträuchern reichbesetzter Garten. Ich bilde mir noch jetzt ein, daß es so schöne

Stachelbeeren, Johannisbeeren und Äpfel wie in Livland in ganz Deutschland nicht gibt. Dann sehe ich mich als kleinen etwa 4—5jährigen Knaben auf dem Fußboden des Wohnzimmers liegen und in Holzbretter kleine Nägel einschlagen, die ich mit Seidenfäden von verschiedener Länge und Spannung verbinde. Die Fäden können durch Anzupfen zum Tönen gebracht werden wie die Saiten einer Gitarre, und ich bemühe mich, sie zu einer Tonleiter oder einem Akkord zu ordnen. Oder ich sehe mich neben der Klavierbank auf dem Fußboden liegen und aufmerksam dem Klavierspiel der älteren Schwestern zuhören, deren Klavierstücke ich bald genau kennen und unterscheiden lernte. So zeigten sich die musikalischen Neigungen des Knaben eigentlich weit früher als seine wissenschaftlichen. Als ich 6 Jahre alt war, schenkte mir die gute Großmama zu Weihnachten eine kleine Kindergeige. Ich war hierüber so beglückt, daß ich die anderen Weihnachtsgeschenke kaum beachtete und abends beim Schlafengehen das teure Kleinod mit ins Bett nahm. Am anderen Morgen wurden die Eltern, in deren Schlafzimmer auch ich schlief, durch eigentümliche Töne erweckt, — es waren meine ersten Versuche, dem Instrumentchen die Melodien der mir bekannten Kinderlieder zu entlocken. Kurze Zeit darauf erhielt ich auch den ersten Geigenunterricht, und seit jener Zeit ist mir meine Geige eine treue Freundin durchs ganze Leben geblieben. Musik ist von allen Künsten diejenige, die am meisten die Menschen zusammenführt. Wie viele wertvolle freundschaftliche Beziehungen verdanke ich meinem bißchen Geigenspiel, der Fähigkeit, mich an gemeinschaftlichen musikalischen Aufführungen zu beteiligen. Meine liebste tägliche Spielgenossin in jener Zeit war Gabriele, die Tochter einer bekannten Familie. Wir liebten uns innig und waren fast unzertrennlich. Mit besonderer Vorliebe saßen wir im Holzschuppen unseres Hofes. Ich lehrte sie kleine Pfeifen aus Rohr machen,

in die man allerlei Melodien hineinblasen konnte. Sie aber lehrte mich — aus Papier und Stroh schrecklich qualmende „Zigarren“ anzufertigen, die sowohl unsere Augen und Lungen als schließlich einmal auch den ganzen Holzstall in Gefahr brachten. So war auch hier Eva wieder die Unheilstifterin.

Als wir Kinder heranwuchsen, wurde das kleine Haus an der estnischen Kirche doch ein wenig zu eng, und in meinen Eltern reifte immer mehr der Plan, sich ein größeres Heim zu schaffen. Mein Vater erwarb zu diesem Zwecke in hübscher Lage am sogenannten Domgraben ein großes Grundstück, zum Teil bestehend aus einem schon älteren Obstgarten, zum Teil aber aus einer ausgedehnten, tiefen Erdsenkung, in die seit Jahren alles welke Laub von den Bäumen der ausgedehnten, um die alte Domruine sich erstreckenden Anlagen allherbstlich hingeschafft wurde. Auf der einen Seite dieser „Laubgrube“ erhob sich unmittelbar eine kleine Anhöhe (der sogenannte wilde Dom), deren zu der Laubgrube abfallender steiler Abhang noch zu unserm Grundstück gehörte und später uns Kindern die vielbenutzte Gelegenheit zu den ersten bergsportlichen Übungen gab. Um dieses ganze Terrain für den künftigen Hausbau und die geplanten Gartenanlagen geeignet zu machen, bedurfte es zunächst ziemlich umfassender Erdarbeiten. Die weiteren Bauarbeiten aber gingen in einer durch Zeit; Ort und Umstände bedingten so eigenartigen Weise vor sich, daß ich es mir nicht versagen kann, jenen mir noch in lebhafter Erinnerung stehenden Bau des „neuen Hauses“ etwas genauer zu schildern. Mein Vater war eine merkwürdige Vereinigung von einem echten, mit seiner Wissenschaft beständig beschäftigten Professor und einem ungemein praktischen werktätigen Manne. Er war Tischler, Tapezierer, Gärtner usw. und konnte es somit wagen, ohne Architekten, bloß mit Hilfe der Bauarbeiter und Zimmerleute das Werk in Angriff zu nehmen. Er

ließ sich von Deutschland bautechnische Werke mit Abbildungen kommen und bestellte sich die „Holzmindener Bauzeitung“. An den Winterabenden wurden zahlreiche von meiner Mutter gezeichnete Baupläne und Hausfasaden durchberaten, und im Frühjahr 1859 ging es frisch ans Werk. Dies begann damit, daß mein Vater sich etwa 18 km von Dorpat entfernt ein Stück Wald kaufte, dann drei Pferde, welche die abgehauenen Baumstämme Stück für Stück an den Ort ihrer Bestimmung bringen mußten. Ich kann mich noch deutlich erinnern, welche Freude es mir machte, rittlings auf den Stämmen sitzend, langsam Schritt für Schritt eine Strecke weit die Fuhren zu begleiten. Aus diesen Holzstämmen wurde nun zunächst im Schweizerstil ein sehr hübsches „Nebenhaus“ auf dem tieferen Teile des Bauplatzes errichtet. Als Zimmerleute dienten damals in Dorpat meistens russische Arbeiter (Plotniks), die in ihren weiten roten „russischen Hemden“, in weiten grobleinenen Pumphosen und hohen, mit Teer beschmierten Schafstiefeln oder auch nur mit einfachen Bastschuhen aus dem benachbarten Pskowschen Gouvernement auf sogenannten Lodjen (kleinen, gewöhnlich mit Holz beladenen, flachen, einmastigen Schiffen) über den Peipussee und auf dem Embach nach Dorpat kamen, um dort Arbeit zu suchen. Es waren äußerst geschickte Arbeiter, die sich fast nur ihres großen Beils bedienten, damit aber die hübschesten und zierlichsten Holzbauten herstellten. Als dieses Holzhaus fertig war, zogen wir zunächst in das Erdgeschoß desselben hinein, von wo aus mein Vater nun den Bau des eigentlichen größeren Steinhauses bequem leiten konnte. Leider blieb die Zeit unseres Wohnens in dem Holzhaus für uns stets mit einer sehr traurigen Erinnerung verknüpft. Meinen Eltern war im Februar 1861 noch ein drittes Töchterchen geboren, ein liebes, begabtes Kindchen, meine stete Spielgefährtin, sobald ich aus der Schule kam. Meine Mutter und das Kindchen erkrank-

ten beide an schwerer Lungenentzündung; die kleine Elsbeth mußten wir hingeben. Meine Mutter hat den Verlust dieses Kindes nie ganz verwunden. Die aufbewahrten kleinen Kinderjäckchen und einige Spielsachen des Kindes wurden ihr auf ihren besonderen Wunsch, als sie gestorben war, mit in den Sarg gelegt.

Die ersten Bewohner in dem Obergeschoß des Hauses waren zwei junge unverheiratete Dorpater Dozenten, die beide in ihrer weiteren Laufbahn medizinische Berühmtheiten geworden sind: der Chirurg Ernst von Bergmann und der ausgezeichnete spätere Straßburger Pharmakologe Oswald Schmiedeberg. Ich war kein seltener Gast bei unseren Mietern, hatte freilich damals noch weit weniger Interesse an ihrer medizinischen Gelehrsamkeit, als an den guten Dingen, die sie gewöhnlich auf ihrem Frühstückstisch hatten und von denen auch ich nicht selten meinen Anteil bekam.

Indessen schritt der Bau des steinernen Wohnhauses rüstig vorwärts, und im Jahre 1863 konnten wir in das neue Heim einziehen, welches ich stets als die eigentliche Stätte meiner ganzen Dorpater Jugendzeit betrachte. Es war wirklich eins der schönsten Häuser von Dorpat geworden, in keiner Weise luxuriös, aber doch stattlich, geräumig und bequem. Ich erinnere mich noch genau, wie mein Vater selbst zum Schluß nur mit einem Gehilfen alle Zimmer mit hübschen Tapeten versah. Das große dreifenstrige Zimmer im Giebel wurde mir zugeteilt, und dort habe ich, anfangs zusammen mit einigen Pensionären meiner Eltern, später allein, d. h. abgesehen von Hunden und einer zahlreichen Vogelschar, bis zum Beginn meiner Studienzeit gehaust.

Meine Schulzeit hatte 1861 in der „Vorschule zum Gymnasium“, die von dem trefflichen Gustav Blumberg geleitet wurde, begonnen. Hier schloß ich auch meine ersten Jugendfreundschaften. Besonders hingezogen fühlte ich mich zu den beiden Söhnen des Dor-



Unser Wohnhaus in Dorpat.

pater Gymnasialdirektors v. Schroeder. Mit dem älteren, Leopold v. Schroeder, war ich während der ganzen Schul- und Dorpater Studienzeit nahe verbunden. Er wurde später ein namhafter Sanskritforscher, und nach vielen Jahren trafen wir uns wieder als Professoren an derselben Universität in Wien, wo wir in alter Freundschaft oft gemeinsame Jugenderinnerungen austauschten. In der obersten Klasse der Blumbergschen Vorschule begann auch der lateinische Unterricht, der von dem trefflichen, höchst originellen Gymnasialoberlehrer Fraenkel gegeben wurde. Unsere Hauptaufgabe bestand darin, die von dem alten Grammatiker Zumpt in klassische Verse gebrachten lateinischen Genusregeln auswendig zu lernen. Gewöhnlich mußte die ganze Klasse stehend die Verse im Chor laut hersagen, wobei der alte Fraenkel mit einem Lineal den Takt auf dem vordersten Schultisch kräftig mitschlug. Von Zeit zu Zeit schlich er aber leise in der ganzen Klasse umher, um zu beobachten, ob jeder einzelne Schüler den Vers auch wirklich mitsprach.

Das siebenklassige Dorpater Gymnasium machte ich in der Zeit von Anfang 1863 bis Ende 1869 durch. In Dorpat wurden auf Schule und Universität die einzelnen Studiensemester nicht, wie bei uns in Deutschland, von Ostern und Michaelis an gerechnet, sondern nach den beiden Hälften des Kalenderjahres. Ich besuchte die sogenannten Parallelklassen, die wegen Überfüllung des Gymnasiums eingerichtet waren, ein etwas höheres Schulgeld beanspruchten, darum aber auch weniger und besonders von den Söhnen der besseren Familien besucht wurden. Der Unterricht war im allgemeinen ein ausgezeichnete, und die Art und Weise, wie uns unsere Lehrer, der gestrenge Kollmann, der oben erwähnte originelle, aus Magdeburg stammende Fraenkel und vor allem der feinsinnige Sintenis in das klassische Altertum und in die deutsche Literatur einführten, muß

ich noch jetzt voll Dankbarkeit anerkennen. Ich sehe noch den alten Fraenkel vor mir, wie er uns die catilinarischen Reden des Cicero vordonnerte und in der Sekunda uns die von Vergil erzählten Abenteuer des Aneas geradezu dramatisch vor Augen führte, indem er z. B. sein Katheder zum Schauplatz der etwas verfänglichen Begegnung des Aneas mit der Dido in der Höhle bei Karthago machte und uns auf diese Weise die ganze Begebenheit zur eindringlichsten Darstellung brachte. Den Unterricht im Deutschen in den oberen Klassen gab Sintenis. Er stammte aus Dessau, war ein guter Philologe, aber vor allem ein vorzüglicher Kenner der deutschen Klassiker, der uns alle für die Schönheiten klassischer Dichtung zu begeistern wußte. Noch jetzt fallen mir oft beim Lesen Goethescher und Uhlandscher Gedichte treffende Bemerkungen ein, mit denen Sintenis uns Schüler auf besondere Schönheiten der Sprache oder des Inhalts aufmerksam machte. Von dem guten Geist, der unter uns Schülern herrschte, gibt die Tatsache Zeugnis, daß wir unter uns schon in Sekunda und Prima einen sogenannten „Wissenschaftlichen Abend“ gegründet hatten, in dem jedes Mitglied einen Vortrag halten mußte. Wie frühzeitig in manchen jungen Köpfen die wissenschaftlichen Neigungen schon eine bestimmte Richtung einschlugen, zeigte sich hierbei darin, daß ich, der spätere Neurologe, damals einen Vortrag über den Tastsinn und Leo Schroeder, der spätere Sprachforscher, einen Vortrag über den Ursprung der Sprache hielt.

Einen etwas dunklen Punkt in dem gesamten Gymnasialunterricht bildeten nur die russischen Stunden. Die Russifizierung der deutschen Ostseeprovinzen hatte während meiner ersten Gymnasialjahre noch kaum begonnen. Die Lehrer des Russischen waren meist wirklich recht wenig gebildete und Respekt einflößende Männer. Wir Schüler haben ihnen, wie ich leider gestehen muß, das

Leben auch weidlich sauer gemacht; denn es gehörte nun einmal zu den Grundanschauungen der Schüler in den unteren Klassen, daß die russischen Stunden nicht zum Lernen, sondern zur Ausübung alles erdenklichen Unfugs bestimmt seien. Die russischen Lehrer mit ihrem ebenso mangelhaften Deutsch wie ihrer mangelhaften Pädagogik gaben nur zu viel Anlaß dazu. Von den vielen „russischen Geschichten“, die ich oft zum Ergötzen meiner Angehörigen und Freunde im nötigen russisch-deutschen Akzent erzählt habe, will ich hier zunächst eine mitteilen, weil sie mir wegen des in ihr liegenden, freilich unbeabsichtigten tiefen Sinnes später noch oft eingefallen ist. Ein wieder einmal neu angestellter russischer Lehrer wollte uns in der ersten Stunde die Vorzüge seines Unterrichts und die Prinzipien seiner Lehrmethode besonders verlockend darstellen. Er versprach, uns in die recht verworrenen Regeln der russischen „Grammatjika“ und „Sintaxis“ möglichst eingehend einzuweihen, und schloß seine Rede mit den denkwürdigen Worten: „Und was wird sein Ihnen noch nicht ganz unverständlich, werde ich Ihnen unverständlich machen!“ Wie oft habe ich noch bis in die jüngste Zeit hinein, namentlich bei der Lektüre philosophischer und modern-psychologischer Abhandlungen oder beim Anhören gelehrter Vorträge an dieses geflügelte Wort denken müssen: „Und was wird sein Ihnen noch nicht ganz unverständlich, werde ich Ihnen unverständlich machen!“ Zu den stärksten Quälgeistern seines russischen Lehrers gehörte auch Gustav Bunge, der spätere bekannte physiologische Chemiker in Basel. Als er wieder einmal während seiner Quintanerzeit seinen russischen Lehrer durch seine geringen Kenntnisse in Verzweiflung gebracht hatte, rief ihm dieser voll Zorn die in ihrem russischen Akzent hier leider nicht wiederzugebende Drohung zu: „Bunge, wenn du wirst sein alt und grau, wirst du gehn auf Straße, Jungens werden kommen und dich fragen: Alterchen, wo gehst du? Wirst

du sagen: In Quinta!“ In den letzten zwei Jahren meiner Gymnasialzeit wurden die Zügel von der russischen Regierung schon wesentlich straffer angezogen. Die Anforderungen beim Abiturientenexamen wurden erheblich gesteigert, und im letzten Schuljahre mußten wir doch ziemlich viel Zeit auf ein ernstes Studium der russischen Sprache und Geschichte verwenden. Zu Ende des Jahres 1869 bestand ich das Abiturientenexamen mit allen Ehren. Auch die gefürchtete Prüfung im Russischen ging mit Hilfe eines mir freundlich gesinnten Regierungsbevollmächtigten glücklich vorüber. Das Thema des deutschen Aufsatzes lautete: „Deine Sprache verrät dich“, eine mir sehr genehme und daher auch gut ausgeführte Aufgabe, da ich schon damals mehreres von Steinthal und Lazarus zur Psychologie der Sprache gelesen hatte. Auch diese Fragen, die schon früh meinem noch ungeübten Denken nahegetreten waren, haben mich später bei meinen Studien über die aphasischen Sprachstörungen bis ins höhere Alter dauernd beschäftigt. Die Kurve meiner Schulleistungen, die sich in den mittleren Klassen in etwas bedenklicher Weise gesenkt hatte, hatte in den letzten zwei Jahren einen recht erfreulichen Aufstieg genommen.

Diese soeben erwähnte Senkung war hauptsächlich durch zahlreiche Nebeninteressen und meine sich früh zeigende und leider auch später nicht ganz erloschene Neigung zu allerlei Nebenbeschäftigungen bedingt. Über meine schon frühzeitig auftretende Liebe zur Musik habe ich schon früher berichtet. Durch meine Eltern wurde diese Neigung stets unterstützt. Ich erhielt so guten Unterricht, wie er in Dorpat zu haben war, und immer mehr und mehr entwickelte sich in unserm Familienkreise die Pflege einer wirklich guten Hausmusik.

An jedem Sonnabend Abend fanden regelmäßige kleine musikalische Aufführungen bei uns statt, an denen zunächst die älteren musikalischen Freunde des Hauses,

allmählich aber immer öfter ich selbst und meine Schwestern teilnahmen. Namentlich fleißig wurden Klaviertrios gespielt, und verhältnismäßig schon früh lernte ich zunächst die damals besonders beliebten, jetzt fast vergessenen Trios von Reißiger, Feska und Moscheles, bald aber auch die leichteren Werke unserer Klassiker kennen. Auch meine Mutter war nicht ohne Liebe zur Musik. Sie war als Mädchen eine ganz leidliche Klavierspielerin gewesen und erzählte uns noch oft, wie einmal ihr höchster Wunsch erfüllt wurde, den damals soeben erst auf den Gipfel seines Ruhmes gestiegenen großen Klaviervirtuosen Franz Liszt zu hören. Sie mußte mit ihrer Mutter im Winter eine zehn Meilen weite Fahrt nach Mitau machen, um das Konzert des Wundermanns zu hören. Unbeschreiblich war der Enthusiasmus, den Liszts Auftreten damals überall erregte. Der Kultus für seine Person ging so weit, daß, wie meine Mutter erzählte, die Zuhörer am Ende des Konzerts Liszts Handschuhe in Stückchen zerrissen, um die einzelnen Fetzen als heilige Andenken aufbewahren zu können, ja einzelne Damen sollen sogar im Hotel, wo Liszt wohnte, das Zimmermädchen bestochen haben, um sich mit dem Waschwasser, in dem Liszt seine Wunderhände gewaschen hatte, ihre Flakons füllen zu können.

Durch Vermittlung meines Geigenlehrers erhielt ich auch Erlaubnis, in dem „Akademischen Orchesterverein“, der von den Mitgliedern der städtischen Kapelle und zahlreichen Dilettanten gebildet war, mitzuwirken. Ich erinnere mich noch ganz deutlich meines ersten Debüts als etwa zehnjähriger Knabe. Ich sollte zunächst nur in einem Stück in der zweiten Geige mitwirken. Es war die Ouvertüre zur „Entführung aus dem Serail“ von Mozart. Die Stimme war mir vorher gegeben worden, und ich hatte sie einige Male gewissenhaft, aber ohne jede Kenntnis des vorgeschriebenen Tempos durchgespielt.

Bei der Aufführung war ich mit einem anderen etwas älteren Geigenkollegen weit im Hintergrund des Orchesters an einer für das Ganze möglichst ungefährlichen Stelle aufpostiert. Die Ouvertüre beginnt. Wer beschreibt aber meine Verwirrung, als die Musik anfängt in raschem Tempo an mir vorüberzuziehen, während ich noch immer ganz gemächlich bei den halben Noten der ersten Takte verweile. Aber rasch fand ich mich in die unerwartete Situation und habe dann später ganz wacker und jedenfalls ohne wesentlichen Schaden anzurichten, damals zum ersten Male die Freude kennen gelernt, in einem Orchester ohne große Verantwortung auf seinem verborgenen Platz sitzen zu können und sich von den Tonfluten umrauschen zu lassen, an deren Hervorbringung man doch auch zu seinem kleinen Teile mitwirkt. Als ich ungefähr 12 Jahre alt war, begann ich auch theoretischen Unterricht in der Musik zu erhalten. Mein Lehrer war der Organist an der Universitätskirche, Friedrich Brenner, ein trefflicher Musiker von der alten Schule, ein kleiner, lebhafter, beweglicher, wie alle guten Musiklehrer zuweilen etwas heftiger Mann, der mich, wie ich glaube, aber wirklich gern hatte und die richtige Weise fand, einem jungen, nicht ganz talentlosen Knaben, der aber nicht Berufsmusiker werden wollte, doch eine nicht ganz ungründliche theoretische Ausbildung zu geben. Ich mußte fleißig vierstimmige Choräle setzen, zum bezifferten Baß die Oberstimmen hinzufügen, mußte mich in Modulationen und Übergängen von einer Tonart in die andere üben und wurde bald auch zu eigenen kleinen Kompositionen angeregt. Ich besitze aus jener Zeit noch eine Menge von Präludien, Inventionen, kleinen Sonatinen, Variationen auf gegebene Themata und namentlich von Liedern für eine Singstimme, die wenigstens von den Schwestern und Freunden genügend bewundert wurden. Meine Theoriestunde beim alten Brenner fand stets Sonnabend Nachmittag statt, und

zu jeder Stunde sollte ich ihm irgendein musikalisches Elaborat bringen. Faul, wie ich leider stets gewesen, verschob sich aber die Ausführung dieser Aufgaben meist bis auf die allerletzte Zeit vor der Unterrichtsstunde. So kam es, daß, wie mir meine Mutter noch oft lachend später erzählt hat, ich in der Regel mit meinen noch nassen, eben erst beschriebenen Notenblättern durch den Garten zur Stunde eilte, die Notenblätter lebhaft in der Luft schwenkend, damit sie wenigstens doch schon trocken meinem gestrengen Herrn Lehrer vorgelegt werden konnten. Mir fehlt es nicht an einem gewissen melodischen Talent, und von Jugend an habe ich die Neigung, obwohl ich nie eine Klavierstunde gehabt habe, auf dem Klavier frei zu phantasieren. Meine Fähigkeit, jederzeit in beliebiger Menge, wenn auch nicht immer in bester Qualität, Walzer und sonstige Tänze zu spielen, hat schon oft einer tanzlustigen Gesellschaft, der es aber an der nötigen Musik fehlte, im wahrsten Sinne des Wortes auf die Beine geholfen. Meinem alten Brenner habe ich zeitlebens Freundschaft und Dankbarkeit bewahrt. Es war eine eigentümliche Fügung, daß er später, als ich bereits Professor in Erlangen war, als alter, recht gebrechlicher Mann mit seiner Frau auch nach Erlangen zog. Ich konnte ihm dort durch manche kleine Hilfe und Unterstützung wenigstens einen Teil des Dankes abtragen, den ich ihm schuldete.

Neben den musikalischen Neigungen entwickelten sich bei mir bald immer ausgesprochener die naturwissenschaftlichen Interessen. Als Professorensohn hatte ich es leicht, schon als Knabe Zutritt zu den verschiedenen naturwissenschaftlichen „Kabinetten“ der Universität zu erhalten, deren Direktoren meine mineralogische Sammlung und mein Herbarium durch manches Geschenk bereicherten. Eine große Rolle in meinem Leben spielte eine Zeit lang der Konservator am zoologischen Institut, ein Herr Valerian Russow. Er wohnte uns

ziemlich benachbart in einer kleinen, niedrigen Parterrewohnung, deren vorderstes Entreezimmer vollgepfropft war mit unzähligen ausgestopften und noch auszustopfenden Tieren, mit Vogelbälgen, Tierskeletten, Spirituspräparaten usw. Dieses Zimmer war das Eldorado für mich und einige gleichgesinnte Freunde. Wir verbrachten dort ganze Nachmittage und erlernten von Herrn Russow die Kunst, Vögel abzubalgen, auszustopfen und kunstgerecht aufzustellen. Als Konservator des zoologischen Instituts hatte Herr Russow die Berechtigung, allenthalben in der Umgebung Dorpats mit seiner Flinte erlegen zu können, was da kreucht und fleucht, und für uns Jungens gab es keine größere Freude, als ihn auf diesen Jagdzügen begleiten zu können, meist auch selbst bewaffnet mit kleinen Vogelflinten. Das ging so eine Zeit lang ganz herrlich weiter, aber allmählich schien mein Vater doch zu bemerken, daß die Zensuren in der Schule bedenklich schlechter wurden, und daß die langen nachmittägigen Sitzungen bei meinem Freunde Russow daran nicht ganz ohne Anteil waren. Er machte mich darauf aufmerksam und verbot mir die gar zu häufigen Besuche bei meinem zoologischen Freunde. Leider aber folgte ich nicht genügend dem Verbote und saß eines Nachmittags wieder ganz vergnügt unter all den Vogelbälgen und ausgestopften Tieren, als mit einem Male die Gestalt meines Vaters am Fenster sichtbar wurde. Er klopfte an die Scheiben und winkte mir mit strenger Miene, sofort herauszukommen. Ich packte eilig meine Sachen zusammen, verbarg meine Flinte unter meinem Mantel und trat heraus. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff mich mein Vater an der Hand, um mich fortzuführen, bemerkte aber in diesem Augenblicke mein Gewehr und ebenso, daß dessen Hähne aufgezogen und nicht gesichert waren. Wie leicht hätte ein großes Unglück geschehen können, wenn der Schuß der geladenen Flinte durch einen Zu-

fall losgegangen wäre! Mein Vater nahm das Gewehr, brachte die Hähne in Sicherheit und führte mich schweigend nach Hause. Es gab keine große Strafpredigt, aber einige Worte und vor allem der strenge Blick des Vaters ließen mich doch den ganzen Ernst der Situation erkennen. Der Vorfall machte einen tiefen Eindruck auf mich, und lange Jahre danach habe ich peinlich jedes Zusammentreffen mit meinem ehemaligen so verehrten Freunde Russow möglichst vermieden. Noch in späteren Jahren hat mein Vater mir zuweilen erzählt, welchen Schrecken ihm die Gefahr, die mir durch die gespannten Hähne des Gewehrs drohte, eingeflößt hatte.

Auf meine naturwissenschaftlichen Liebhabereien und Studien hatte dieser kleine Vorfall übrigens keinen störenden Einfluß, vielmehr nahm ich mir vor, nun erst recht durch eigene Beobachtung die Natur zu studieren und kennen zu lernen. Eifrig las ich auch populär-naturwissenschaftliche Werke, die ich teils geschenkt erhielt, teils mir in reicher Menge aus der Universitätsbibliothek verschaffen konnte. Meine ersten naturwissenschaftlichen Lieblingsbücher waren die „Naturgeschichte“ von H. O. Lenz und das „Leben der Pflanze“ von Schleiden. Eine ganz besondere Schwärmerei gewann ich für die weitverbreiteten populär-naturwissenschaftlichen Bücher des Leipziger Naturforschers E. A. Roßmäßler, des Begründers der „Humboldtvereine“ in Deutschland, die sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Liebe zur Natur und die Kenntnis von den Naturgegenständen zu fördern. Durch die Anregung Roßmäßlers wurde ich auch zum Lesen der Werke Alexander von Humboldts angeregt, für die mein Verständnis damals freilich noch nicht reif war. Ich habe längere Zeit hindurch alle meine Bücher und zahlreichen privaten Hefte mit einem kleinen R. H. signiert. Die Anfangsbuchstaben der beiden damals von mir so hoch verehrten Namen Roßmäßler und Humboldt sollten mich stets an alle guten Vorsätze erinnern, die ich für mein

ferneres Leben gefaßt hatte. Früh machte sich bei mir auch schon die Neigung einerseits zum Schriftstellern und andererseits zum Dozieren geltend. Ich verfaßte einen kleinen Abriß der Zoologie, in dem freilich vorzugsweise nur die Größe und die Nahrung der Tiere eingehend berücksichtigt wurden, verfaßte außerdem eine Flora des „Domes“, mit welchem Namen man in Dorpat kurz die umfangreichen schönen Anlagen bezeichnete, die sich um die alte, noch aus der Schwedenzeit stammende große, stattliche Domruine ausbreiteten. Meinem Dozenten-trieb fiel namentlich meine gute alte Großmama nicht selten zum Opfer, der ich abends, wenn die anderen Familienmitglieder ausgegangen und wir allein zu Hause geblieben waren, öfter das soeben erst Selbstgelesene ausführlich vortrug. Sie war stets eine gutmütige und geduldige Zuhörerin. Ist es verwunderlich, daß ein Professorenkind, das in der akademischen Luft aufwächst, schon von klein auf mit dem Gedanken vertraut wird, daß auch ihm eine akademische Laufbahn bestimmt sein müsse?

Allmählich nahmen meine allgemeinen naturgeschichtlichen Interessen eine andere Richtung an und wandten sich immer mehr der Physiologie und insbesondere der Physiologie der Sinnesorgane zu. Dies geschah durchaus unter dem Einfluß meines Vaters. Es war damals die Zeit, wo die großen bahnbrechenden Arbeiten von E. H. Weber, G. Th. Fechner, Helmholtz, Wundt u. a. erschienen, welche die von Johannes Müller u. a. begründete Physiologie der Sinnesorgane in weitere neue Bahnen lenkten. Mein Vater, der Philosophie und Psychologie niemals ausschließlich als rein abstrakte Wissenschaften betrieb, sondern stets ihren Zusammenhang mit den Naturwissenschaften zu erfassen suchte, studierte alle die Werke der genannten Gelehrten mit vielem Eifer und stellte selbst häufig Versuche über Nachbilder, Sinnestäuschungen und dergleichen an. Auch

ich faßte bald lebhaftes Interesse für diese Dinge, und die Namen jener großen Männer wurden damals von mir nur mit besonderer Ehrfurcht genannt. Welch eigentümliches Gefühl hatte ich, als ich viele Jahre später dem hochbetagten Professor Wundt in Leipzig, dessen Kollege ich geworden war, erzählen konnte, welche Rolle er schon in meiner Knabenseele dereinst gespielt hatte. Daß ich Helmholtz' Lehre von den Tonempfindungen mit besonderem Eifer studierte, ist leicht verständlich. Leider bin ich diesem genialen Manne später niemals persönlich nähergetreten. —

Eine besondere Bedeutung für mich während meiner Schulzeit gewannen die verschiedenen Reisen, die meine Eltern mit uns Kindern alljährlich unternahmen. Am häufigsten führten uns diese Reisen zu einem sommerlichen Ferienaufenthalt nach Kurland. Nach dem Tode meines Großvaters Bielenstein war dessen Sohn August sein Nachfolger als Pastor in Neu=Autz geworden, und das Pastorat Neu=Autz, mein Geburtsort, mit seinem herrlichen großen Garten und Park, durch die sich ein kleines Flößchen mit einem künstlich hergestellten Wasserfall schlängelte, bildet in meiner Erinnerung noch jetzt für mich das Ideal eines ländlichen Aufenthalts. Man muß sich die kurländischen Pastoren jener Zeit eigentlich als kleine Gutsbesitzer und Landwirte vorstellen. Sie bezogen den Hauptteil ihrer Einkünfte aus der Bebauung von Ländereien, die von dem betreffenden Gutsherrn dem Pastorat zugeteilt waren. Zu jedem Pastorat gehörte eine Anzahl von sogenannten „Gesinden“, d. h. kleinen Siedlungen, in deren ärmlichen, damals fast nur mit Stroh gedeckten Holzhütten der „Gesindewirt“ und eine Anzahl von „Knechten“ mit ihren Familien wohnten. An jedes Gesinde schloß sich eine Anzahl Äcker an, deren Bestellung die Aufgabe der betreffenden Gesindeleute war. In der Regel hatten die Pastoren ihr gesamtes Land an die einzelnen Ge-

sindewirte verpachtet und erhielten von ihnen einen bestimmten Pachtzins, teils in Geld, teils in Naturalien. Jedenfalls herrschte auf dem Pastorat an Eiern, Milch, Butter, Mehl, Geflügel usw. niemals Mangel. Die benachbarten Flüsse und Teiche waren reich an Fischen und Krebsen, die Wälder lieferten in übergroßer Menge Erdbeeren, Himbeeren, Pilze und dergleichen. Man kann sich also denken, daß trotz der im übrigen sehr einfachen Lebensweise die Mahlzeiten, wie überhaupt in jedem besseren kurischen Hause, nichts zu wünschen übrig ließen. Ich habe es selbst, freilich in späterer Zeit, einmal erlebt, daß zu Ehren besonders willkommener Gäste des Morgens auf dem Kaffeetisch in einem kurischen Pastorat zwölf verschiedene Arten selbstgebackener Kuchen erschienen. Die Wohnhäuser auf dem Lande, nicht nur die Schlösser der Gutsbesitzer, waren meistens recht geräumig. Wenn daher, wie es in damaliger Zeit nicht selten vorkam, zuweilen abends spät noch drei bis vier oder auch mehr unangemeldete Gäste unversehens kamen und um Nachtquartier baten, so machten ihre Aufnahme und Bewirtung niemals besondere Schwierigkeiten und wurden auch gern und willig gewährt. In allen wenig bevölkerten Ländern spielt die Gastfreundschaft noch jetzt, wie einst im Altertum, eine weit größere Rolle, als in den hochkultivierten, dicht besiedelten Ländern, wo Gasthäuser allenthalben zu finden sind. Nicht mit Unrecht wurde Kurland damals oft als „Gottesländchen“ bezeichnet. Es verdankt diesen Namen übrigens nicht nur den materiellen Genüssen, sondern ebenso seiner vielfach wirklich wunderschönen Landschaft, seinen Wiesen und Feldern, seinen Flüssen und Seen, seinen Höhenzügen und Wäldern.

Eine Reise von Dorpat nach Kurland war übrigens damals keine so einfache Sache, wie jetzt. Die erste Reise, an die ich mich erinnere, geschah von Dorpat bis Riga in einem „Planwagen“, d. h. in einem langen, mit einem

Leinwanddach überspannten Wagen, in dessen Innerem es eine Anzahl Bänke zum Sitzen gab und auf dessen Boden eine reichliche Menge Stroh angehäuft war. Also in diesem Wagen plazierte sich die ganze Familie, wurden die Koffer, der wohlgefüllte „Speisepaudel“ und auch noch ein uns befreundeter Student, der ebenfalls nach Riga wollte, untergebracht. Sehr bequem war die Fahrerei nicht, aber für uns Kinder doch sehr vergnüglich. Die Haupterlebnisse waren die Aufenthalte auf den einzelnen Poststationen, wo die Pferde gewechselt werden mußten, Kaffee oder Tee getrunken und die steifen Glieder wieder einigermaßen in Ordnung gebracht wurden. Die Fahrt von Dorpat bis Riga dauerte etwa zwei Tage und eine Nacht. Von Riga bis Mitau ging dann mit der Eisenbahn weiter, und in Mitau erwarteten uns schon die „Pastoratspferde“. Da die Strecke nach Neu=Autz immer noch zehn Meilen betrug, so mußte manchmal unterwegs noch einmal übernachtet werden und zwar jedesmal in dem „Krug“ in Hofzumberge, dessen alte, gutmütige Wirtin mit uns und unsern Verwandten schon lange befreundet war. In späterer Zeit war von Dorpat bis Riga eine regelmäßige Dili=gence=Verbindung eingerichtet, wodurch die Reise zwar etwas rascher, aber eher noch unbequemer und jedenfalls weit weniger romantisch wurde. Als mein Onkel August im Jahre 1867 von Neu=Autz nach dem größeren deutschen Pastorat Doblen übersiedelte, wurde dieses, ein freundliches, fünf Meilen von Mitau gelegenes Städtchen mit einer großen Burgruine aus der Ordensritterzeit, das häufige Ziel unserer Sommerreisen.

Der Aufenthalt in Neu=Autz und später in Doblen war für mich dadurch besonders wertvoll, weil ich dort das Leben in einem Pfarrhause kennen lernte, wie man es sich schöner, friedlicher und dabei doch geistig reg=samer gar nicht denken kann. Hier sah ich, welchen Wert nicht das dogmatische, sondern ein tief innerlich emp=

fundenes, das ganze Denken beherrschendes, ethisches Christentum für die ganze Lebensführung haben kann. Oftmals des Sonntags, wenn mein Onkel im Anschluß an den lettischen Gottesdienst auch eine deutsche Predigt hielt, fuhren wir alle zu dem kleinen, schmucklosen, aber so still und ruhig auf einer kleinen Anhöhe gelegenen, von alten Bäumen umgebenen Neu=Autzer Kirchlein, nahmen am Gottesdienst teil, besuchten das Grab des Großvaters Bielenstein und kehrten in friedlicher, geistig gehobener Stimmung ins Pastorat zurück. Von damals her stammt meine Vorliebe für ländliche Kirchen und ländlichen Gottesdienst. Während ich in der Stadt kein Kirchgänger bin, habe ich öfters auf Reisen oder bei Besuchen auf dem Lande die Gelegenheit wahrgenommen, einem ländlichen Gottesdienste beizuwohnen, und gehörte, wenn auch nicht zur Gemeinde der Gläubigen, so doch sicher zu den andächtigsten Zuhörern. Mein Onkel August Bielenstein war eine durchaus fröhliche Natur, voller geistigen Interessen, empfänglich für alles Schöne in Kunst und Literatur und dabei — ein Gelehrter ersten Ranges. Er hatte seine Schulbildung in der preußischen Landesschule Schulpforta erhalten, wo zuerst die Neigung zu philologischen Studien in ihm erweckt war. Auf der Universität Dorpat setzte er auch als Student der Theologie diese Studien fort und begann, als er ins Pfarramt eintrat, die ihm von Jugend auf vertraute lettische Sprache, die bis dahin wissenschaftlich erst ungenügend erforscht war, grammatisch und sprachvergleichend genau zu bearbeiten. Er verfaßte ein umfangreiches Werk über die lettische Sprache, von dem mir später der ausgezeichnete Leipziger Sprachforscher Leskien wiederholt versichert hat, es sei eines der besten überhaupt vorhandenen wissenschaftlich=grammatischen Werke. Mein Onkel gab mit Unterstützung einiger anderer Pastoren auch eine völlig neue, verbesserte Ausgabe der lettischen Bibelübersetzung her=

aus, sammelte die lettischen Volkslieder und Volksrätsel, beschäftigte sich eingehend mit den alten Volksgebräuchen der Letten und suchte nähere Kenntniss von den Orten und der Art ihrer ursprünglichen Siedelungen zu gewinnen. Als älterer Gymnasiast und junger Student habe ich ihn wiederholt von Doblen aus auf interessanten Fahrten durch weite Strecken des kurischen Landes begleitet, wobei die alten lettischen Burgberge (pillnsgalns) aufgesucht, Ausgrabungen gemacht wurden u. dgl. Sein letztes großes zweibändiges, mit vielen Abbildungen versehenes Hauptwerk behandelt die Holzkultur der Letten, d. h. die Art und Weise, wie ein Volk in einem an Eisen und anderen Metallen armen Lande zahlreiche sonst aus Metall hergestellte Geräte, z. B. Türschlösser, Ackerbaugeräte und sonstige Gegenstände in kunstreicher Weise aus Holz anzufertigen gelernt hat. Das Werk sollte in Petersburg auf Kosten der Akademie gedruckt werden. Sein Erscheinen wurde durch den Weltkrieg unterbrochen, wird aber hoffentlich noch ermöglicht werden. Im Jahre 1904 veröffentlichte mein Onkel Erinnerungen unter dem Titel „Ein glückliches Leben“. Ein Jahr später, im Jahre 1905, zündeten ihm lettische Bauern während der Bauernrevolution sein Wohnhaus an, zerstörten und verbrannten den größten Teil seines Eigentums! Nur mit knapper Not entging der 79jährige der Gefahr, erschossen zu werden. Er entkam mit den Seinigen nach Mitau, wo er noch bis zum Jahre 1907 gelebt hat, ungebrochen im Gemüt durch all die Schicksalsschläge der letzten Lebensjahre. Seine treue Lebensgefährtin, meine Tante Erna Bielenstein, die ähnlich wie meine Großmutter ebenfalls der Typus einer echten, überall Gutes wirkenden Landpastorin gewesen war, starb, 85 Jahre alt, erst im Jahre 1919. Sie hat noch die Schrecknisse dreier Eroberungen Mitaus während des Weltkrieges durch die Deutschen, die Bolschewiken und die baltische Landeswehr durchmachen müssen.

Zweimal, in den Jahren 1864 und 1867, nahmen mich die Eltern auf ihre Ferienreisen nach Deutschland zu den Verwandten mit. Da Dorpat damals noch keine Eisenbahn hatte, so begann die Reise nach Deutschland mit einer Dampfschiffahrt den Embach hinunter zum Peipussee, über diesen und schließlich auf der Welikaja nach Pleskau (Pskow), einer russischen Gouvernementsstadt, wo man die große Eisenbahnlinie Petersburg—Eydtkuhnen erreichte. Die Fahrt über den großen See, die nicht selten die Gefahr der Seekrankheit mit sich brachte, und auf der Welikaja mit ihren hübschen hügeligen Ufern, auf denen zahlreiche russische Kirchen mit den charakteristischen grünen Zwiebeltürmen sichtbar waren, machte uns Kindern ein besonderes Vergnügen. Namentlich die erste dieser Reisen, die mich zum erstenmal deutschen Heimatboden betreten ließ, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich erinnere mich noch deutlich, mit welchem inneren Jubel wir die russisch-preußische Grenze überschritten, wie sehr ich den schönen ersten preußischen Bahnhof in Eydtkuhnen bewunderte, wie uns allen beim Besteigen des ersten preußischen Zuges die Sauberkeit der Eisenbahnwagen gegenüber den schmutzigen russischen Wagen dritter Klasse auffiel, ebenso die bessere Beschaffenheit der Wege und Gehöfte, die vom Bahnfenster aus sichtbar waren, das kultiviertere Aussehen der Menschen. Ja sogar die deutsche Luft, die wir atmeten, schien uns besonders schön zu sein. Wir machten zunächst Station in Königsberg und in Elbing, wo mein Vater alte Studienfreunde aufsuchte. In Königsberg sahen wir in einer trefflichen Gastvorstellung ausgezeichnete Berliner Schauspieler den „Don Carlos“, der solchen Eindruck auf mich machte, daß ich manche Szene noch jetzt deutlich vor Augen sehe. Von unserm Elbinger Besuch ist mir namentlich erinnerlich, daß ich hier zum erstenmal einen Buchenwald sah, der den jungen Botaniker natürlich

höchlichst interessierte. Dann ging es weiter nach Berlin, wo vor allem der zoologische Garten, die Museen und die damals besonders berühmte Borsigsche Maschinenfabrik besucht wurden, und endlich kamen dann die Besuche bei den Verwandten in Braunschweig, Schöppenstedt und Wolfenbüttel an die Reihe. Mein Vater reiste dann mit seinem Bruder zur Weltausstellung nach Paris, meine Mutter mit den Schwestern in den Harz, und ich wurde für einige Wochen bei den Braunschweiger Verwandten abgesetzt. Damit diese Zeit aber nicht gänzlich ungenutzt bliebe, wurde ich dem alten Konzertmeister Karl Müller zugeführt, der gern bereit war, mir einigen Geigenunterricht zu geben. Der alte Konzertmeister war der älteste der aus Braunschweig gebürtigen vier Gebrüder Müller, alles Musiker, die eine der ersten in weiten Kreisen bekannten Streichquartettvereinigungen bildeten, weite Konzertreisen unternahmen und auf einer solchen auch nach Dorpat gekommen waren, wo sie bei meinem Vater, ihrem Landsmann, besonders freundliche Aufnahme gefunden hatten. Mein Lehrer war ein prächtiger alter Herr, der mich etwas streng in die Schule nahm und mir gelegentlich wohl auch mit dem Geigenbogen den Takt auf dem Rücken einprägte. Es kam dann auch vor, daß ich ihm ausriß, in den Garten lief, er halb zornig, halb lachend mit dem Geigenbogen hinter mir her. Wir waren aber eigentlich die besten Freunde. Von den übrigen Quartettbrüdern lebte damals in Braunschweig nur noch der Cellist Theodor Müller. Auch dieser hatte einen jungen Celloschüler, namens Robert Hausmann, und da lag es nahe, daß die beiden Lehrer ihre jugendlichen Schüler zusammenbrachten. Robert Hausmann hatte seinen Vater bereits verloren. Seine Mutter war eine äußerst feingebildete Dame, die ein damals namentlich von jungen Engländerinnen besuchtes Pensionat für „höhere Töchter“ in Braunschweig eingerichtet hatte.

So wuchs Robert in rein weiblicher Gesellschaft auf, von der er, zumal er ein hübscher Junge war, auch weidlich verhätschelt wurde. Seine Mutter war eine vortreffliche Klavierspielerin. Wir beide spielten mit ihr öfters Trios, namentlich das Trio op. 1, Nr. 2 von Beethoven, das uns unsere Lehrer eingeübt hatten, und dessen letzter Satz uns Jungens ganz besonders gut gefiel. Robert und ich schlossen in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins eine innige Freundschaft, verabredeten bei der Trennung einen dauernden Briefwechsel, schrieben unsere Namen auf kleine Holzblättchen, von denen jeder das Hölzchen mit dem Namen des andern stets bei sich tragen sollte. Doch, als ich wieder in Dorpat war, hörte der Briefwechsel bald auf, und die Hölzchen gingen verloren. Robert Hausmann ging später auf die Hochschule für Musik nach Berlin, wurde ein berühmter Cellospieler und der Cellist des Joachimquartetts. Ich habe ihn später noch in Berlin besucht, begegnete ihm öfter bei Joachim-Konzerten und auf Musikfesten, wir begrüßten uns immer als alte Freunde, und ich verdanke ihm manche interessante Bekanntschaft. Innerlich waren wir uns aber fremd geworden. Sehr ausgiebig wurde mein Braunschweiger Aufenthalt auch zum Besuche der recht guten Herzoglichen Oper benutzt. Meine Eltern lebten stets sehr einfach und sparsam, aber für nützliche Dinge, für Unterrichtsstunden, Bücher, Musikalien, gute Konzerte und Theateraufführungen war stets Geld vorhanden. Ich hörte eine Reihe der damals so beliebten Opern von Donizetti, Bellini, Auber, Boildieu, Flotow u. a., deren Melodien mir zum Teil schon aus dem „Jungen Opernfreund“ von Jansa, einer Sammlung von sogenannten „Potpourris“ für Geige und Klavier, bekannt waren. Diese Opernpotpourris sind jetzt wohl fast ganz aus der Mode gekommen, wie ich glaube, nicht ganz mit Recht; denn die jungen Ohren lernen aus ihnen doch eine Reihe einfacher, aber schöner Melodien kennen.

Die politischen Erregungen des dänischen Krieges blieben natürlich auch in Braunschweig nicht ohne Einfluß. Jeden Abend im Bett hörte ich von einem benachbarten Gartenlokal her den Düppeler Schanzenmarsch, der stets zum Schluß beklatscht und bejubelt wurde.

Die Reise 1867 machte ich mit meinem Vater allein. Wir besuchten wiederum die Verwandten in Braunschweig und fuhrten dann zusammen auf einige Wochen nach Genf, wo ich mich etwas im Französischen üben sollte. Zum Schluß machten wir dann noch eine mehrtägige schöne Fußwanderung durch das Berner Oberland, ich immer mit einer großen grünen Mappe unter dem Arm, gefüllt mit Pflanzenpapier zum Trocknen der gesammelten Blumen und Kräuter. Wir bestiegen das Faulhorn, wo wir übernachteten und am andern Morgen müde und frierend, aber mit der nötigen Begeisterung, den Sonnenaufgang sahen. Dann kehrten wir nach Braunschweig zurück.

Die großen Ereignisse des vergangenen Jahres 1866 zitterten hier noch lebhaft nach. Überall hörte man noch die Jungens auf der Straße singen:

Der Benedek, der hatt' 'nen schlechten Sinn,
 Der wollt' mit seinen Truppen nach Berlin.
 Prinz Friedrich Karl, der hat es ihm gezeigt,
 Daß in Berlin kein Frühstück wird gereicht.

Im August waren wir wieder zu Hause in Dorpat. —

Ich möchte meine Erinnerungen aus der Knabenzeit nicht schließen, ohne noch kurz einige alljährlich wiederkehrende Familiengebräuche zu erwähnen, weil sie zur Charakterisierung des damaligen deutsch-baltischen Lebens in Dorpat etwas beitragen. An gewissen Festtagen kehrten stets bestimmte Speisen wieder, die immer mit besonderer Freude begrüßt wurden. Zu Pfingsten wurde die ganze Wohnung mit zahlreichen jungen Birkenbäumchen geschmückt, und zu Ostern spielten die ge-

färbten Ostereier — wohl zum Teil unter von Rußland kommenden Einflüssen — eine wichtige und mannigfache Rolle. Viele Knaben hatten eine große Kunstfertigkeit darin erlangt, in die gefärbten Ostereier mit einem spitzen Federmesser allerlei Zeichnungen und Namen einzuritzen. Besonders gelungene derartige Kunstwerke wurden manchmal das ganze Jahr hindurch aufbewahrt. Eine scherzhafte, in ganz Dorpat beliebte Sitte herrschte an den Palmsonntagen. Es galt, so früh aufzustehen, daß man den andern, auf den es abgesehen war, noch schlafend im Bette antraf und durch Schlagen mit „Palmruten“ (Weidenzweigen mit Kätzchen) erweckte. Soviel Kätzchen beim Schlagen auf den überraschten Schläfer abgefallen waren, soviel Eier mußte er dem früher Aufgestandenen zu Ostern abtreten. Bei jedem Rutenschlage wurde gerufen: „Schmack Ostern! Schmack Ostern!“ Es kam vor, daß man weite nächtliche Wege unternahm, um einem Freund am Palmsonntag rechtzeitig zuvorzukommen. Eine besondere Bedeutung hatte in meinem Elternhause stets der Sylvesterabend, den wir meist mit einer Anzahl näherer Freunde zusammen verlebten. Zunächst belustigte sich die junge Welt mit den üblichen Wahrsagespielen. Kurz vor zwölf Uhr stieg dann die ganze Gesellschaft, einer von meinem Vater aus Braunschweig eingeführten Sitte folgend, auf Bänke oder Stühle. Mit dem ersten Schläge der großen Wanduhr fing mein Vater an, die Schläge laut zu zählen, und beim zwölften Glockenschläge sprangen alle hinunter „ins neue Jahr“, beglückwünschten sich und sangen dann stets gemeinschaftlich das schöne alte Kotzebuesche Gesellschaftslied: „Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond.“ Derartige Familienbräuche, meine ich, soll man nicht zu gering schätzen, sie prägen sich fest in das Kindergemüt ein und beleben noch in späten Jahren die Erinnerung an Kindheit und Elternhaus.

3. Stuttgart. Prag.

Übersiedlung der Eltern nach Leipzig.

Als ich Weihnachten 1869 mein Abiturientenexamen bestanden hatte, war ich $16\frac{1}{2}$ Jahr alt und konnte daher nicht gleich die Universität beziehen. Wie ich das folgende Halbjahr verbringen sollte, ergab sich aus einer leider traurigen Veranlassung. Bei meiner Mutter, die schon seit längerer Zeit an rheumatischen Beschwerden gelitten hatte, zeigte sich immer deutlicher, daß ihr Leiden eine chronische Arthritis deformans war. Die Ärzte hatten ihr deshalb im Spätsommer 1869 den Gebrauch des Bades Wildbad im Schwarzwald anempfohlen und ihr auch geraten, den folgenden Winter nicht in dem kalten nordischen Klima Dorpats, sondern an einem milden Orte Deutschlands zuzubringen, um dann im Frühjahr darauf ohne die Schwierigkeiten einer weiten Reise die Badekur wiederholen zu können. Als Aufenthalt für den Winter wurde Stuttgart gewählt und beschlossen, daß ich gleich nach Weihnachten zunächst auch dorthin gehen sollte. Meine Mutter mietete in der Neckarstraße eine kleine, aber ausreichende Parterre-Wohnung, wo sie sich mit meiner Schwester Bertha, die sie begleitet hatte, ziemlich behaglich einrichtete. Ein Pianino wurde gemietet, und meine Schwester, die sich inzwischen schon zu einer ganz tüchtigen Klavierspielerin fortgebildet hatte, nahm Klavierunterricht bei einem jungen Stuttgarter Musiker G. Kühner. Anfang Januar 1870 traf auch ich in Stuttgart ein und fand Unterkunft im vierten Stock eines der Wohnung meiner Mutter gegenüberliegenden Hauses, in einem Kämmerchen, das doch

wenigstens Platz bot für ein Bett, einen Schreibtisch und ein Geigenpult. Um meine Zeit nützlich zu verwenden, nahm ich Geigenunterricht bei dem zweiten Geiger des ausgezeichneten Singer=Quartetts, Hugo Wehrle, und außerdem auf besonderen Wunsch meines Vaters Mathematikstunden bei einem Professor Baur. Mein Vater hatte immer auf meine mathematische Ausbildung einen besonderen Wert gelegt. Er hielt das mathematische Denken für die höchste Form des menschlichen Denkens überhaupt und hatte mir oft gesagt: „Wenn du Physiologe werden willst, so mußt du vor allen Dingen ein ordentlicher Mathematiker werden.“ Schon als Primaner mußte ich, obwohl ich in der Klasse einer der besten Mathematiker war und die Reifeprüfung in der Mathematik ohnehin mühelos mit der besten Note bestanden hätte, mathematische Ergänzungsstunden bei unserm Mathematiklehrer nehmen. So wurde ich also in Stuttgart von Herrn Baur in die Anfangsgründe der höheren Mathematik eingeweiht. Von besonderer Bedeutung wurde der Stuttgarter Aufenthalt für mich und meine Schwester aber dadurch, daß wir hier zum erstenmal Gelegenheit hatten, sehr viel gute Musik zu hören. Wir besuchten fleißig die Kammermusikabende, die Orchesterkonzerte im Königsbau unter Leitung des hervorragenden Musikdirektors Abert, des Vaters des Musikhistorikers und ausgezeichneten Mozartbiographen Abert, und die schon damals sehr gute Stuttgarter Oper. Hier in Stuttgart begann auch, namentlich unter dem Einflusse unseres Lehrers Kühner, meine Begeisterung für Wagners Musik und Wagners dramatische Dichtung. Nie werde ich vergessen, wie meine Schwester und ich zum erstenmal den „Lohengrin“ hörten und ganz berauscht von der Schönheit der Melodien und der Neuheit der Harmonien waren.

Im Frühjahr 1870 trat in Dorpat das Ereignis ein, das dem Leben meiner Eltern und insbesondere auch

dem meinigen eine ganz neue, entscheidende Wendung geben sollte. Mein Vater war nun 25 Jahre lang Professor in Dorpat. Nach den damals herrschenden russischen Gesetzen wurden alle Professoren nur auf 25 Jahre angestellt, konnten aber noch 5 weitere Jahre im Amte bleiben, wenn sie vom Conseil (Senat) der Universität mit einer Zweidrittelmehrheit wiedergewählt wurden. Mein Vater hatte seinen Lehrberuf stets mit vollster Hingebung ausgeübt, hatte eine Reihe wissenschaftlicher Werke veröffentlicht und sich außerdem entsprechend seinem Grundsatz, stets möglichst für das Gemeinwohl zu wirken, auch vielfach praktisch betätigt. So hatte er in Dorpat eine freiwillige Feuerwehr gegründet und war selbst mehrere Jahre lang als „Brandherr“ tätig. Als Knabe habe ich ihn selbst einmal bei einem großen Brande gesehen mit dem Helm auf dem Kopfe, wie er die nötigen Löscharbeiten kommandierte und selbst tätig mit eingriff. Auch eine Gesellschaft zur gegenseitigen Feuerversicherung war in Dorpat auf seine Anregung gebildet worden. Ferner hatte er ein deutsches Lehrerseminar zur Heranbildung deutscher Volksschullehrer geschaffen, dessen Lehrpläne genau ausgearbeitet und geeignete Lehrkräfte aus Deutschland herangezogen. An der Universität war er lange Zeit der Referent für alle Universitätsbauten, bei deren Ausführung er seine praktischen Kenntnisse im Baufache vielfach verwerten konnte. Trotz alledem waren ihm im Laufe der Jahre doch eine Anzahl Gegner unter den Kollegen entstanden. Hierzu gehörten vor allem sämtliche Theologen! Die Dorpater theologische Fakultät war streng orthodox. Ihren Mitgliedern war mein Vater, obwohl er ein Mann von tief religiösem Gemüt war, in dogmatischer Hinsicht viel zu freisinnig*). Sie fürchteten wohl, daß das Hören der Vorlesungen bei meinem Vater dem

*) Vgl. sein Buch: Gedanken über Religion und religiöse Probleme, Leipzig, Georg Böhme 1888.

Seelenheil der jugendlichen Theologen schaden könnte. Außerdem war mein Vater vielleicht auch manchen nicht baltisch-nationalistisch genug gesinnt. Es war damals die Zeit, wo der Kampf des baltischen Deutschtums gegen die wachsenden Bestrebungen der Russifizierung immer schärfere Formen annahm, die mein Vater nicht immer politisch billigen konnte. Nun mußte sich also entscheiden, ob mein Vater auf weitere 5 Jahre wiedergewählt werden würde oder nicht. Er hat uns später den Wahlvorgang oft geschildert. Er stand während desselben in einem Zimmer neben dem Conseilsaal und konnte die Einzelheiten des Wahlaktes genau verfolgen. Die Wahl erfolgte durch Abgabe von weißen oder schwarzen Kugeln, jede weiße Kugel bedeutete eine Stimme für, jede schwarze eine Stimme gegen die Wiederwahl. Die schwarzen Kugeln wurden zum Schluß vom Rektor laut gezählt. Mein Vater wußte, daß zu seiner Wiederwahl die Zahl der schwarzen Kugeln nicht über 12 betragen durfte. Und nun hörte er das Aufklappen der gezählten schwarzen Kugeln auf den Tisch und zählte mit: zehn, elf, zwölf — dreizehn! Mit einer Stimme Majorität war seine Wiederwahl vereitelt. Gegen ihn gestimmt hatten sämtliche Mitglieder der theologischen Fakultät und einige Professoren aus anderen Fakultäten, die sich den Theologen angeschlossen hatten. Die Ablehnung der Wiederwahl meines Vaters war freilich zunächst eine starke Kränkung für ihn, und doch war es vielleicht das glücklichste Ereignis seines und jedenfalls meines Lebens. Denn in demselben Augenblicke, als mein Vater die dreizehnte Kugel hatte aufschlagen hören, war sein Entschluß gefaßt, Dorpat zu verlassen und mit uns wieder nach Deutschland zurückzukehren und sich einen neuen Wirkungskreis zu schaffen. Ende April kam er nach Stuttgart, um seine weiteren Pläne mit uns zu besprechen. Er sah etwas gealtert aus, war aber guten Mutes. Da der behandelnde Arzt meiner Mutter eine Badekur

in Teplitz empfohlen hatte, wurde beschlossen, daß sie mit meiner Schwester den Sommer dort verbringen sollte. Wir fuhren zunächst nach Prag, wo mein Vater bei seinem philosophischen Kollegen, Professor Volkmann, der ebenfalls Herbartianer war, das freundlichste Entgegenkommen fand. Dann reisten Mutter und Schwester nach Teplitz, mein Vater kehrte nach Dorpat zurück, und ich, um in der Nähe der Mutter zu bleiben, wurde während des Sommersemesters 1870 „Hörer“ in der philosophischen Fakultät der Universität Prag. Ich fand Wohnung bei einem unverheirateten tschechischen Gymnasialprofessor auf der Insel Campa, grade gegenüber dem Hause, wo Volkmanns wohnten. Die Familie Volkmann nahm sich meiner in der liebenswürdigsten Weise an, ich wurde ihr ständiger Sonntagsgast und wanderte auch später, als die Familie eine Sommerwohnung in der Nähe Prags bezog, oft auf ihren hübschen Landsitz hinaus. Die Hauptvorlesung, die ich in Prag besuchte, war das Kolleg von Volkmann über Psychologie, das durch große Klarheit ausgezeichnet war. Volkmann gehörte zu den hervorragendsten Psychologen der Herbartschen Schule, sein zweibändiges Lehrbuch der Psychologie ist ein Werk, das noch jetzt durch die Fülle seiner Bemerkungen in hohem Grade lehrreich ist. Da ich, wie gesagt, ganz in seiner Nähe wohnte, hatte ich die Freude und Ehre, fast nach jeder Vorlesung mit ihm gemeinsam über die schöne Moldaubrücke nach Hause zu gehen. Die zweite Vorlesung, die ich hörte, war die physikalische Optik bei E. Mach, der später als Philosoph nach Wien berufen wurde und bekanntlich auf die Entwicklung der neueren Philosophie von großem Einfluß geworden ist. Machs Vorlesung über Optik war geradezu hervorragend. Er war ein ausgezeichneter Experimentator, sein Vortrag schlicht, aber von größter Klarheit. Außer diesen beiden Vorlesungen hörte ich noch ein Kolleg bei dem bekannten Musikhistoriker

Ambros über die Geschichte der Oper, namentlich ihre ersten Anfänge in Italien. Ambros war ein kleiner, lebhafter Mann, von großem Wissen, von großer Gelehrsamkeit, voll Verstand und Witz, aber ein richtiger Confusionarius. Es war wirklich nicht leicht, aus seinem Vortrage, den er mit beständigen sarkastischen Nebenbemerkungen zu würzen liebte, den eigentlichen Faden der Geschichte herauszuhören. Er las in dem damaligen Sommersemester zwei Vorlesungen, die eine über die Geschichte der Oper, die andere über die Geschichte der Kirchenmusik, und wenn er anfang, wußten die Zuhörer zuweilen gar nicht recht, welche von beiden er gerade zu halten gedachte. Sehr interessant waren übrigens die historischen Musikaufführungen, die er einige Male in seinem Hause veranstaltete, und zu denen wir Zuhörer auch Zutritt hatten.

So vergingen mir die Monate Mai und Juni rasch in der angenehmsten Weise. Prag machte damals noch den Eindruck einer fast durchaus deutschen Stadt. Auf den Straßen und in den Geschäften hörte man fast ausschließlich Deutsch sprechen, und nur, wenn an den Feier- und Markttagen, namentlich an dem Festtage des heiligen Nepomuk, die Landbevölkerung, zum Teil in malerischen Trachten, in großer Menge in die Stadt strömte, merkte man, daß man sich eigentlich in einem nichtdeutschen Lande befand. Da die verschiedenen Badekuren meiner Mutter ziemlich viel Geld gekostet hatten, war ich zur Sparsamkeit genötigt. Mein Abendessen bestand manchmal nur in einigen „Kipfeln“ und einem Pfund Kirschen, die ich an schönen Sommerabenden besonders gern oben auf dem Hradschin verzehrte, sitzend auf der Mauer mit der herrlichen Aussicht auf die schöne Stadt und die Moldau, wobei dann die Kirschkerne denselben Weg in den Schloßgraben nahmen, den einst vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Räte Martinitz und Slawata genommen

hatten. — Da traten plötzlich die Gewitterwolken des nahenden deutsch=französischen Krieges drohend hervor. An dem Mittagstische meines tschechischen Professors und seiner Kollegen, an dem auch ich gewöhnlich teilnahm, wurde lebhaft politisiert, und ich merkte, obwohl die Herren vielfach tschechisch sprachen, doch die ausgesprochen franzosenfreundliche und deutschfeindliche Stimmung. Mitte Juli traf ein Telegramm meines Vaters ein, wir alle sollten uns schleunigst auf die Heimreise machen. Ich verabschiedete mich voll Dankbarkeit von der Familie Volkmann, holte Mutter und Schwester in Teplitz ab, und wir fuhren nach Dresden. Die Kriegserklärung war inzwischen am 19. Juli erfolgt, und in Dresden herrschte bereits die größte Aufregung, aber, soweit ich es bemerken konnte, eine keineswegs sieges=sichere Stimmung. Wir übernachteten in einer kleinen Pension in der Amalienstraße, und als die Wirtin uns am andern Morgen den Kaffee brachte, erzählte sie uns voller Schrecken, die Franzosen ständen bereits auf den Loschwitzer Höhen und würden demnächst die Stadt beschießen. Nur mir Mühe konnten wir die gute Frau von der Unmöglichkeit ihrer Befürchtungen überzeugen. Der gewöhnliche Weg unserer Rückreise über Berlin und Eydtkuhnen war bereits unmöglich. Wir mußten versuchen, über Görlitz und Breslau nach Warschau zu kommen. Man konnte immer nur für kleine Strecken Fahrkarten erhalten und mußte auf den Stationen zuweilen stundenlang warten, um die langen Züge der von Osten nach Westen transportierten preußischen Truppen vorbeipassieren zu lassen. Schließlich gelangten wir aber doch bis an die russische Grenze und dann weiter nach Hause.

Da für meinen Vater nicht gleich ein Nachfolger gefunden werden konnte, wurde er gebeten, im zweiten Halbjahr 1870 noch sein Amt fortzuführen, worin mein Vater einwilligte. Im August 1870 wurde ich in Dorpat

nun wirklich als stud. med. immatrikuliert, wobei mir freilich als fernes heimliches Ziel weniger eine spätere praktisch=ärztliche Tätigkeit vorschwebte, als vielmehr die eingehende dauernde Beschäftigung mit der Physiologie, vor allem mit der Physiologie des Nervensystems und der Sinnesorgane. In meinem ersten Semester hatte ich die Freude, außer meinen medizinischen Vorlesungen auch noch ein Kolleg bei meinem Vater hören zu können. Es war wiederum Psychologie, und ich besitze noch jetzt mein nachgeschriebenes Kollegheft, das ich zu Hause gut ausarbeitete, wobei ich natürlich noch manche Unterweisung und Erläuterung durch meinen Vater erfuhr. Dieser hatte sich nun entschlossen, zu Beginn des nächsten Jahres nach Leipzig zu gehen. Hier hatte er zwei bewährte alte Freunde, die Professoren Drobisch und Ziller, beides ebenfalls Herbartianer. Sie waren meinem Vater in jeder Weise behilflich, und auch die philosophische Fakultät in Leipzig erklärte, daß die Habilitation meines Vaters keine Schwierigkeiten machen würde. Anfang Januar 1871 fuhr mein Vater zunächst allein nach Leipzig, meine Mutter und meine Schwester Bertha folgten ihm im Frühjahr nach. Meine älteste Schwester Emmi blieb in Dorpat, da sie sich inzwischen mit dem Buchdruckereibesitzer Dr. E. Matiesen, der zugleich Eigentümer und Redakteur der gelesensten Dorpater Zeitung war, verheiratet hatte. Auch ich blieb zunächst in Dorpat zurück, da die Zukunft meiner Eltern doch noch unsicher war. Es ging aber alles unverhofft gut. Zu Beginn des Sommersemesters 1871 hatte mein Vater als Privatdozent seine Vorlesungen in Leipzig mit gutem Erfolg begonnen, aber schon wenige Wochen später kam ein Brief aus Wien mit der Anfrage, ob er nicht geneigt sei, eine Berufung nach Wien anzunehmen. Mein Vater teilte dies dem sächsischen Kultusministerium mit, das sich sogleich erbot, meinen Vater zum ordentlichen Honorarprofessor



LUDWIG STRÜMPELL

Professor der Philosophie in Dorpat und Leipzig

zu ernennen, ihm zugleich aber auch ein entsprechendes Gehalt zu gewähren und ihn zum Mitgliede der Prüfungskommission für die Kandidaten des höheren Lehramts zu ernennen. Mein Vater, der sowieso Deutschland nicht gern von neuem verlassen wollte, nahm diese Vorschläge an. Er hat danach noch 28 Jahre als Professor in Leipzig gewirkt und zahlreiche philosophische und pädagogische Werke veröffentlicht. Namentlich im pädagogischen Unterricht entfaltete er eine umfassende erfolgreiche Tätigkeit; er gründete ein wissenschaftlich-pädagogisches Praktikum, aus welchem eine Reihe pädagogischer Veröffentlichungen hervorging. Von den jetzigen älteren Lehrern Sachsens sind viele noch seine Schüler; jedesmal wenn einer seiner früheren Zuhörer später in Leipzig als Patient zu mir kam und in meinem Sprechzimmer das Bild meines Vaters an der Wand erkannte, sprach er zu meiner Freude noch mit Verehrung und Liebe von seinem alten Lehrer.

4. Student der Medizin in Dorpat.

Die deutsche Universität Dorpat konnte sich damals im Hinblick auf ihre Leistungen und die Bedeutung ihrer Lehrkräfte durchaus mit jeder ebenso großen Universität in Deutschland messen. Die Dorpater Professoren wurden teils aus Deutschland berufen, teils waren es einheimische baltische Gelehrte, die freilich fast durchweg vor ihrer Habilitation bzw. Anstellung in Dorpat sich in Deutschland mehrere Jahre lang wissenschaftlich ausgebildet hatten. Es ist ein Beweis für die gute geistige Begabung der deutsch-baltischen Bevölkerung, deren Gesamtzahl doch nur 200 000 betrug, daß aus ihr eine so große Menge wirklich tüchtiger, ja zum Teil hervorragender akademischer Lehrkräfte hervorgegangen ist. Zahlreiche bedeutende Professoren, die später als Zierden der größten deutschen Universitäten wirkten, haben ihre Laufbahn in Dorpat begonnen. Um nur einige Mediziner zu nennen, erwähne ich hier von Reichsdeutschen die Kliniker Naunyn, Friedrich Schultze (Bonn) und Albin Hoffmann, den Psychiater Kraepelin, die Pharmakologen Boehm und H. H. Meyer, von Deutsch-Balten den Chirurgen Ernst v. Bergmann, den Pharmakologen Schmiedeberg und den Anatomen Carl Kupfer (später in München).

Die Universität Dorpat bildete durchaus den Mittelpunkt für das gesamte geistige Leben in den baltischen Provinzen. Vor allem war die gebildete Einwohnerschaft Dorpats aufs engste mit der Universität verknüpft und nahm stets regen Anteil an allen Ereignissen, welche die Universität angingen. Jedes be-

deutendere neuerschienene Buch eines Dorpater Professors, jede in Dorpat gemachte wichtigere wissenschaftliche Entdeckung wurde allgemein bekannt und lebhaft besprochen. Ja, es hätte vorkommen können, daß sogar in einem Kaffeekränzchen von den Damen über die Bedeutung des von Alexander Schmidt entdeckten Fibrinferments oder des von Schmiedeberg aus dem giftigen Fliegenpilz dargestellten Muscarins eifrig verhandelt wurde.

Insbesondere die medizinische Fakultät besaß zur Zeit meines Studiums in Dorpat wirklich eine Anzahl der hervorragendsten Lehrkräfte. Ich nenne zunächst die beiden Anatomen L. Stieda und Reissner. Letzterer war gewiß ein tüchtiger Anatom, sein Name hat in der Anatomie einen dauernden Platz bekommen durch die Bezeichnung der von ihm entdeckten Membrana Reissneri im inneren Gehörapparat. Er war aber kein besonders guter Lehrer, seine Vorlesung bestand zum großen Teil darin, daß er, auf dem Katheder sitzend, aus dem aufgeschlagenen Handbuch von Henle die wichtigsten Sätze wörtlich vorlas. Danach demonstrierte er freilich den Zuhörern die betreffenden anatomischen Präparate. Ein ungemein eifriger und lebhafter Lehrer war dagegen Ludwig Stieda, der außer der menschlichen Anatomie auch noch vergleichende Anatomie und Histologie las und vor allem im Präpariersaal sich die größte Mühe gab, die jungen Anfänger in die Kenntnis vom anatomischen Bau des Menschen einzuführen. Stieda nahm sich meiner besonders freundlich an, zumal da er auch meinem Vater freundschaftlich nahestand. Er wurde bekanntlich später nach Königsberg berufen, wo er noch viele Jahre als ausgezeichnete Forscher und beliebter Lehrer gewirkt hat. Ein sehr hervorragender junger Dozent der Anatomie war außerdem noch Emil Rosenberg, ein Schüler Gegenbaur's in Jena. Er trug uns die Osteologie durchaus in vergleichend-

anatomischem und phylogenetischem Sinne vor. Bei ihm habe ich auch den ersten praktisch=histologischen Kurs genommen. Die ersten Übungspräparate, die ich zur Untersuchung bekam, waren ein Stückchen in Karmin gefärbter menschlicher Haut und die in Überosmiumsäure gehärtete Netzhaut eines Frosches. Es machte einen tiefen Eindruck auf mich, als ich zum erstenmal durch das Mikroskop den Wunderbau des lichtaufnehmenden Organes sah. Alle mikroskopischen Schnitte mußten damals noch aus freier Hand mit dem Rasiermesser gemacht werden, und doch war gerade in Dorpat schon damals das vielleicht erste Mikrotom konstruiert worden. Der Urheber desselben war ein Dr. Rutkowsky, der zu jenen in Dorpat nicht ganz seltenen Studierenden gehörte, die bei großer Begabung sich allmählich ein umfassendes Wissen aneigneten, aber aus einer gewissen Langsamkeit des Entschließens oft erst nach vielen Jahren ihr Examen machten und auch dann oft noch jahrelang zögerten, bis sie sich eine feste Lebensstellung erwarben. Dr. Rutkowsky war ein Freund unseres Hauses, ein häufiger Sonntagsgast und Besucher unserer musikalischen Sonnabend=Abende. Mit meinem Vater verwickelte er sich oft in lange philosophische Gespräche, und schon als Knabe verehrte ich ihn aufs höchste als ein Ideal von Klugheit und Gelehrsamkeit. Er beschäftigte sich namentlich mit der feineren Anatomie des Gehirns und hat auch eine damals wertvolle Dissertation über die Rinde des Kleinhirns geschrieben. Jahrelang arbeitete er an der Verwirklichung seiner Idee, ein Mikrotom zur Herstellung feiner mikroskopischer Schnitte zu konstruieren. Schließlich kam auch ein Modell zustande, das ich selbst noch gesehen habe, ein sehr komplizierter Apparat mit vielen Rädern und Schrauben. Bei seinen Kollegen fand Rutkowsky wenig Verständnis und Entgegenkommen. Er wurde zumeist für einen Sonderling gehalten, und Professor Reissner erklärte,

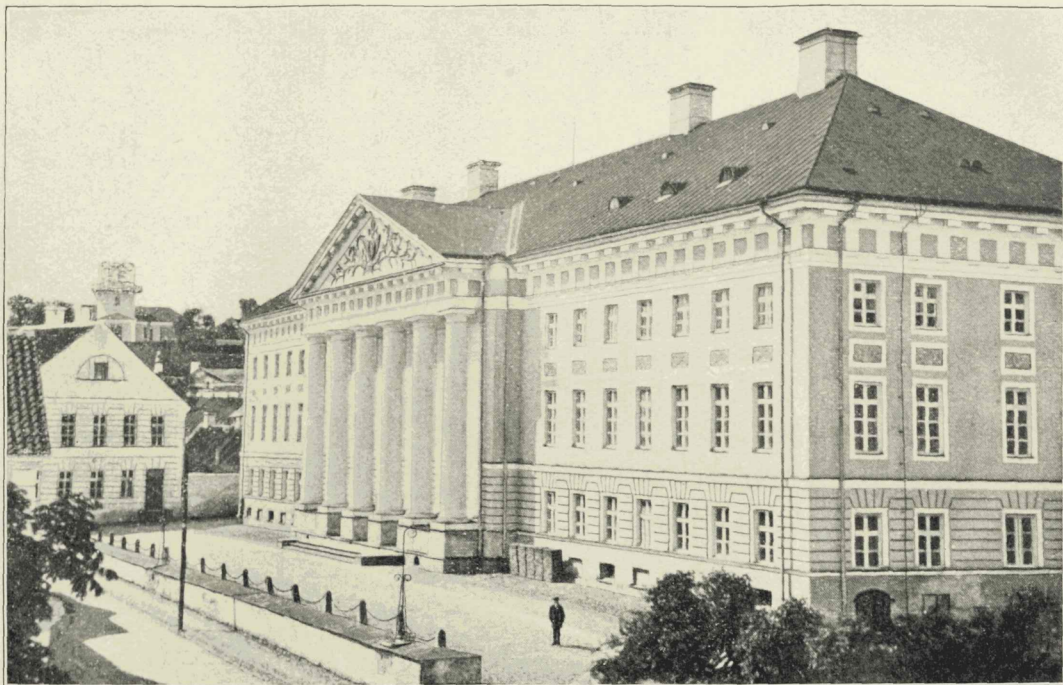
er könne mit dem Rasiermesser viel feinere Schnitte herstellen, als es je mit einem Mikrotom möglich wäre. Man sieht wiederum, wie oft die richtigsten Gedanken nur schwer in den Geist der Menschen eindringen, und andererseits, wie die Vervollkommnung der Instrumente und Apparate fast immer auch eine Vereinfachung derselben ist.

Der Vertreter der Physiologie war Alexander Schmidt, in Dorpat wegen seiner bekannten hervorragenden Untersuchungen über die Blutgerinnung der „Blut=Schmidt“ genannt. Er war ein geborener Estländer, hatte längere Zeit in Leipzig unter Carl Ludwig gearbeitet und war dann zum Professor der Physiologie in Dorpat ernannt worden. Seine Vorlesung über Physiologie, die ich mit großem Interesse hörte, war lehrreich und anregend. Sowohl das physiologische wie das anatomische Institut waren in einem besonderen in den Domanlagen gelegenen, halbkreisförmigen, zweistöckigen Gebäude untergebracht und waren, soviel ich beurteilen kann, für die damalige Zeit in räumlicher Hinsicht und in ihrer Ausstattung durchaus ansehnlich.

Unter den Vertretern der naturwissenschaftlichen Fächer war wohl der bedeutendste der Chemiker Karl Schmidt, ein origineller, ja ich möchte sagen, fast genialer Mann mit eigentümlich wippendem Gange und wippender Sprache. Seine Hauptverdienste lagen auf physiologisch=chemischem Gebiet. Er hatte zusammen mit Bidder, dem Vorgänger von Alexander Schmidt, die damals allgemein bekannt gewordenen „Untersuchungen über den Stoffwechsel des Menschen“ herausgegeben, ein grundlegendes Werk, das erst durch die späteren berühmten Arbeiten von Voit und Pettenkofer überholt wurde. In einer kleinen, wohl weniger bekannt gewordenen Schrift von Karl Schmidt „Zur Charakteristik der epidemischen Cholera“ finden sich zahlreiche wertvolle, sehr genaue Analysen der Körper=

flüssigkeiten und Körperausscheidungen, insbesondere auch die ersten zuverlässigen, allgemein durchgeführten quantitativen Blutanalysen. Leider verzettelte er später aus übergroßer Gefälligkeit seine Zeit mit zahllosen Analysen der Proben von Ackererde, die ihm von fast sämtlichen Gutsbesitzern des ganzen Landes zugeschickt wurden. Wäre Karl Schmidt Vorstand eines größeren chemischen Instituts in Deutschland geworden, ich glaube sicher, man würde ihn zu den besten deutschen Chemikern zählen. Seine Vorlesung über anorganische und organische Chemie war ausgezeichnet und wurde durch zahlreiche Experimente erläutert. Der Professor der Physik war Arthur v. Oettingen, ein vortrefflicher Vertreter seines Fachs, der in späteren Jahren ebenso wie mein Vater nach Leipzig übersiedelte. Sämtliche naturwissenschaftliche Institute der Universität (abgesehen vom botanischen Garten) waren in den weiten Räumlichkeiten des allgemeinen Universitätsgebäudes untergebracht und entsprachen, wenigstens meiner Erinnerung nach, durchaus allen berechtigten Anforderungen.

Zu Beginn meines vierten Semesters, am Schlusse meiner Dorpater Studienzeit, habe ich bereits auch einige Male in den klinischen Vorlesungen hospitiert. Ich besuchte wiederholt die chirurgischen Demonstrationen des jungen Ernst v. Bergmann, an dem man schon damals seine hervorragenden Fähigkeiten, seine eindringliche Beredsamkeit und sein sicheres, imponierendes Auftreten bewundern konnte. Noch mehr interessierte mich die Klinik von dem damals vor kurzem als Nachfolger Naunyns nach Dorpat berufenen Kliniker Schultzen, einem bisherigen Assistenten von Frerichs, der sich namentlich durch seine Entdeckung von der Synthese des Harnstoffs aus Carbaminsäure und Ammoniak rasch einen bekannten Namen gemacht hatte, eine Entdeckung, die damals um so mehr Aufsehen machte, als man bisher



Das Universitätsgebäude in Dorpat.

annehmen zu können glaubte, daß im Tierkörper im Gegensatz zur Pflanze nur analytische, nicht synthetische Vorgänge vorkämen. Schultzen war sicher ein ungemein begabter, zu großen Hoffnungen berechtigender junger Kliniker. Er hielt auch eine Vorlesung über physiologische Chemie, die ich mit großem Eifer besuchte. In Dorpat war er nur kurze Zeit und wurde, wenn ich nicht irre, Ende 1872 als Kliniker nach Bern berufen. Aber schon während seiner Übersiedelung zeigten sich bei ihm die ersten Symptome eines schweren Gehirnleidens. Bei der Naturforscherversammlung 1872 in Leipzig fiel er durch sein erregtes Wesen und seine offenbar krankhaften Äußerungen auf. Er behauptete, alle Krankheiten heilen zu können u. dgl. In Bern kam das traurige Leiden bald zu vollem Ausbruch und führte zu einem frühen Tode des so reich begabten Mannes. Sein trauriges Schicksal soll die Anregung zu dem Roman „Das Allheilmittel“ von Hans Hopfen gegeben haben. Schultzens Frau war die bekannte Sängerin Schultzen=Asten. Nach dem Tode ihres Mannes siedelte sie nach Berlin über, wo sie zu dem Joachimschen Kreise in nahe Beziehung trat. Ich erinnere mich noch aus der Dorpater Zeit ihrer anmutigen Gestalt und ihres lieblichen Gesanges. Viele Jahre später habe ich sie noch einmal in ihrem kleinen Landhause in Aigen bei Salzburg besucht, wo sie zusammen mit ihrer Schwester, der tüchtigen Pianistin Julie v. Asten, den Sommer zubrachte.

Kurze Zeit, allerdings noch vor Beginn meiner Studienzeit, war auch der berühmte Botaniker M. Schleiden, der Entdecker der Pflanzenzelle, Professor in Dorpat. Er hatte die Professur, wie man sagte, auf Betreiben einer russischen Großfürstin erhalten, aber nicht als Botaniker, sondern als Professor der Anthropologie. Schleiden war ein eifriger Vertreter des Darwinismus und sollte die Dorpater mit den damals noch neuen

Lehren der Deszendenztheorie bekannt machen. Er konnte aber in Dorpat keinen rechten Boden gewinnen. Die Theologen eröffneten natürlich sofort einen lebhaften Kampf gegen ihn, das Publikum fing an, sich über ihn lustig zu machen, die Studenten zeichneten einmal des Nachts einen großen Affen an seine Haustür und schrieben darunter „Schleidens Großvater“ — kurz und gut, Schleiden mußte nach kurzer Zeit Dorpat wieder verlassen. In meinem Elternhause habe ich Schleiden öfter gesehen, seine Töchter und meine Schwestern hielten gute Freundschaft miteinander, die sich noch bis in spätere Jahre fortgesetzt hat.

Schließlich muß ich noch einer eigenartigen Persönlichkeit aus der damaligen Dorpater Professorenwelt Erwähnung tun, nämlich des Professors für russische Sprache und Literatur, Roßberg. Es bestand damals die gesetzliche Vorschrift, daß jeder Student während seiner Studienzeit wenigstens ein Kolleg über russische Sprache und Literatur hören sollte. Natürlich dachte kein Mensch daran, dies zu tun, und Herr Roßberg, der ein ganz kenntnisreicher Mann gewesen sein soll, jedenfalls aber kein sehr eifriger Lehrer war, freute sich, keine Vorlesungen halten zu müssen und lieber zu Hause auf seinem Sofa liegen und französische Romane lesen zu können. Die Kollegienbücher, die natürlich das betreffende Testat enthalten mußten, testierte er alle ohne weiteres. Man erzählte sich damals in Dorpat allgemein folgende Geschichte. Es begab sich eines Tages, daß die Nachricht in Dorpat eintraf, ein russischer Ministerialrat aus Petersburg werde demnächst erscheinen, um sich insbesondere über den Stand der verlangten russischen Studien der Studenten zu unterrichten. Roßberg geriet in die größte Verlegenheit. Was sollte er tun? Er bat einige Studenten zu sich und sprach zu ihnen: „Meine Herren, ich bin immer gut und nachsichtig gegen Sie gewesen, nun lassen Sie mich auch nicht im Stich. Wenn

nächstens der russische Inspektor in meine Vorlesung kommt, sorgen Sie dafür, daß mein Hörsaal nicht leer ist!“ Und richtig — als Roßberg mit dem russischen Ministerialrat einige Tage später in seine Vorlesung kam, war nicht nur der Hörsaal überfüllt, auch alle Fenster waren mit Studenten besetzt, das Katheder umlagert, ja sogar in dem zum Hörsaal führenden Gange drängten sich die Studierenden, die keinen Platz im Auditorium mehr finden konnten. Ganz erfreut und verwundert fragte der russische Geheimrat: „Ich bin ja ganz erstaunt über dies Interesse, das die Dorpater Studenten für das Studium der russischen Literatur zeigen. Haben Sie denn immer so viele Zuhörer, Herr Professor?“ Worauf Roßberg antwortete: „Ach, Exzellenz, das sind noch lange nicht alle, noch lange nicht alle!“ Die russische Exzellenz reiste höchst befriedigt nach Petersburg zurück, und Roßberg erhielt kurze Zeit darauf einen hohen russischen Orden.

Außer meinen eigentlichen Studien widmete ich auch eine nicht ganz geringe Zeit dem studentischen Verbindungsleben. Es gab damals in Dorpat vier „Korporationen“, die nach dem Muster der alten deutschen studentischen Landsmannschaften einige Jahre nach der Stiftung der Universität Dorpat (1802) gegründet waren. Sie nannten sich Kuronia, Livonia, Estonia und Fraternitas Rigensis. Die Mitglieder der letzteren stammten hauptsächlich aus der großen und reichen Handelsstadt Riga. Da fast alle jungen Leute aus den baltischen Provinzen, die sich einem akademischen Berufe widmen wollten, in Dorpat studierten, und da es Brauch war, daß auch die Söhne der adligen Gutsbesitzer wenigstens eine Zeit lang auf der Dorpater Hochschule zubrachten, so waren die Dorpater Korporationen aufs engste mit der gesamten gebildeten deutschen Bevölkerung verbunden. Der größte und im allgemeinen jedenfalls auch der beste Teil der Dorpater Studentenschaft gehörte den genannten

vier Verbindungen an, die auch wieder untereinander in einer gewissen Beziehung standen. Außer dem „speziellen Comment“ für jede einzelne Verbindung gab es auch einen „allgemeinen Comment“, der für alle, auch die nicht inkorporierten Studierenden galt, mit Ausnahme der in Dorpat studierenden Polen, die überhaupt außerhalb der übrigen Studentenschaft standen. Es gab einen aus Mitgliedern aller Korporationen gebildeten Studentenausschuß und ebenso ein allgemeines „Burschengericht“, das über die unter den Studierenden der verschiedenen Korporationen entstandenen Streitigkeiten zu entscheiden hatte. Die Aufnahme in jede engere Landsmannschaft erfolgte nicht einfach durch Eintritt in dieselbe, sondern frühestens am Schlusse des ersten, oft erst im zweiten Semester oder noch später nach erfolgter günstiger Abstimmung. Erst dann erhielt der „Aufgenommene“ Farbenband und Farbenmütze und wurde als „Landsmann“ der betreffenden Verbindung bezeichnet. Ich selbst trat mit der Mehrzahl meiner Schulfreunde in die Livonia ein, die damals eine große Anzahl von ungewöhnlich tüchtigen und begabten jungen Leuten zu ihren Mitgliedern zählte. Ich nenne hier vor allen die drei Brüder Harnack, den ältesten, Adolf Harnack, den späteren berühmten Berliner Kirchenhistoriker, dessen Zwillingsbruder Axel Harnack, der nach Beendigung seiner Studien als Professor der Mathematik an die Dresdner polytechnische Hochschule berufen wurde, leider aber früh gestorben ist, und endlich den jüngsten Bruder Erich Harnack, der Medizin studierte, später Assistent bei Schmiedeberg in Straßburg und dann Professor der Pharmakologie in Halle wurde († 1915). Außerdem nenne ich meinen lieben Jugendfreund Leo Schroeder, den schon früher erwähnten späteren Wiener Professor, mit dem ich auch während meiner ganzen Dorpater Studienzeit in freundschaftlichster Verbindung blieb, dessen älteren Bruder Woldemar Schroeder,

später Professor der Pharmakologie in Heidelberg, und dann besonders noch den freilich etwas älteren Gustav Bunge, der namentlich von den jüngeren Mitgliedern der Livonia als höchste Autorität in allen Angelegenheiten ihres Studiums betrachtet wurde. Gustav Bunge war in der Tat einer der vielseitigst gebildeten, klügsten und anregendsten Menschen, die ich je kennen gelernt habe. Er war ursprünglich Chemiker, wandte sich dann aber ganz der physiologischen Chemie zu, machte später in Leipzig auch sein medizinisches Doktor-examen und wurde schließlich als Professor der physiologischen Chemie nach Basel berufen. Dort habe ich ihn später noch wiederholt besucht. Als Jungeselle hauste er in einem kleinen Stübchen im Obergeschoß des Vesalianum inmitten seiner zahlreichen Bücher. Jedes Gespräch mit ihm berührte sofort interessante und wichtige Fragen. Er war ein ausgezeichneter Redner und verstand es meisterhaft, seine Schüler zu fesseln und ihr Interesse für den vorgetragenen Gegenstand stets wachzuerhalten. Seine gedruckten Vorlesungen über physiologische Chemie gehören meines Erachtens zu den anziehendsten und anregendsten physiologischen Werken. Namentlich die meisterhaften einleitenden Vorlesungen lese ich noch jetzt häufig mit stets gleicher Freude. Ein jüngerer Bruder Gustav Bunes, Alexander Bunge, in seiner Jugend ein kleines drolliges Kerlchen und darum von seinen Freunden auch später immer noch „Mannchen Bunge“ genannt, war Mediziner, wurde russischer Marinearzt und erreichte als solcher eine hohe Stellung. Besonders bekannt wurde er durch seine zusammen mit einem Baron Toll ausgeführte Forschungsreise nach Sibirien, bei der die Reisenden ein in dem Eise der Lena eingefrorenes, ziemlich wohlerhaltenes, zum Teil sogar noch behaartes Mammut auffanden. Bunge hat mir selbst gelegentlich eines späteren Besuches in Breslau erzählt, daß er und Toll

sich einige Stücke von dem altehrwürdigen „Gefrierfleisch“ zur Probe kochen ließen und davon aßen. Es soll gar nicht so schlecht geschmeckt haben.

Von den genannten damaligen Mitgliedern der Livonia, denen sich noch manch andere wackere, liebe Gesellen anschlossen, die ich hier nicht alle namhaft machen kann, ging eine lebhaftere Reformbewegung aus. Wir wollten einerseits die geistigen Interessen bei den Mitgliedern der Korporation fördern; schon den Füchsen wurde ein möglichst regelmäßiger Kollegienbesuch empfohlen. Andererseits wollten wir gewisse rohe, burschikose Sitten beseitigen und vor allem auch dem in Dorpat herrschenden Duellunwesen entgegentreten, dem schon manch hoffnungsvolles, blühendes junges Leben zum Opfer gefallen war. Schon während meiner Studienzeit konnte auch ein Verbindungsstudent sich als „gewissensfrei“, d. h. als grundsätzlicher Gegner des Duells erklären. Natürlich mußte er sich dann aber den Entscheidungen des Burschengerichts vollständig unterwerfen. In Dorpat gab es keine „Bestimmungsmessuren“. Die Studenten forderten einander nur auf Grund oft ziemlich nichtiger, ja zuweilen sogar provozierter Streitigkeiten. Die meisten Duelle waren Pistolenduelle, seltener Zweikämpfe mit scharfen Waffen. Es gab auch keine „Renommierschmisse“ wie in Deutschland, da nach der Dorpater Fechtart die Hiebe hauptsächlich gegen die Brust des Gegners gerichtet waren. Daß unsere Bestrebungen von seiten der Vertreter des „alten Burschentums“ auch manchen Widerstand, ja sogar Spott fanden, wird man verstehen. Ich glaube aber, manches Gute haben wir doch gewirkt. Zum 50-jährigen Stiftungsfest der Livonia, das ich im Herbst 1872 kurz vor meiner Abreise nach Leipzig noch mitmachte, hatte Leo Schroeder ein hübsches Festspiel gedichtet, in dem ein alter ehemaliger Dorpater Bursch einem jungen Verfechter der neuen Ideen gegenüber-

gestellt wurde. Das Festspiel fand allgemeinen Beifall und wirkte versöhnend und ausgleichend.

Trotz der erwähnten Gegensätze war das korporelle Leben doch ein frohes und freundschaftliches, und ich denke gern an meine Livonenzeit zurück. Daß die Gesinnung unter der gesamten baltischen Studentenschaft ausgesprochen deutsch=patriotisch war, brauche ich kaum besonders zu betonen. Während der Kriegszeit 1870/71 ertönten in den studentischen Konventsquartieren allabendlich „Die Wacht am Rhein“ und andere deutsch=patriotische Lieder, was von niemandem beanstandet wurde. Im Gegensatz zu dem in Deutschland zuweilen recht steifen studentischen Zeremoniell herrschte in Dorpat bei den Kommersen viel größere Ungezwungenheit und Freiheit. Man saß nicht an langer, feierlicher Tafel, sondern in kleinen Gruppen beieinander, wodurch das Gespräch lebhafter und wechselnder wurde. Doch wurde auch an alten studentischen Gebräuchen festgehalten. Die neueingetretenen Fuchse wurden bei ihrem ersten Kommers „geprellt“: sie mußten sich auf eine Prelldecke legen, durch deren Schwingen und Anspannen sie in die Luft flogen. Auf dem Höhepunkt angelangt, mußten sie die Mütze schwenken und laut ausrufen: *Vivat, crescat, floreat Livonia Dorpati!* Am Ende ihres ersten Semesters mußten die Fuchse durch ein ziemlich großes Holzfeuer hindurchspringen und wurden erst dadurch „Brander“ oder „Brandfuchse“. Sehr feierlich war die auch in Dorpat übliche Sitte des Landesvaters. Da jeder Landsmann bis zum Schluß seines Studiums immer dieselbe Mütze trug, von der nur der Schirm von Zeit zu Zeit erneuert wurde, so kann man sich denken, wie durchstochen so ein alter Farbendeckel schließlich war. Eine besonders schöne alte Sitte war das „Comitat“, d. h. das Abschiedsgeleit für diejenigen Landsleute, die nach beendigtem Studium und gemachtem Examen Dorpat dauernd verließen. Geführt von seinen

beiden besten Freunden schritt der zu Comitierende dem langen geordneten Zuge sämtlicher ihn begleitenden Landsleute voran durch die Straßen der Stadt, an dem Universitätsgebäude vorbei, unter dem Gesange des alten Studentenliedes „Bemooster Bursche zieh ich aus“, und dann hinaus bis zu einem vor der Stadt gelegenen Wirtshaus, wo die Postpferde zur Weiterreise warteten. Hier wurde der letzte Abschiedstrunk gefeiert, dann bildeten alle Landsleute einen Kreis um ihren scheidenden Verbindungsbruder, der sich nun unter dem Gesange des Liedes

Es naht die Abschiedsstunde
Aus unserm Freundschaftsbunde.
Leb wohl, leb wohl, auf Wiedersehn!

von jedem einzelnen mit Kuß und Handschlag verabschiedete.

Ich habe schon oben erwähnt, daß die vier studentischen Verbindungen in Dorpat auch untereinander in einer gewissen Beziehung standen. Alle Dorpater Studenten duzten einander. Zweimal im Jahre fanden größere gemeinschaftliche Feiern statt, die eine ein allgemeiner Kommers, der sogenannte Völkerkommers, und die andere die Feier der Walpurgisnacht. Gegenüber der alten Domruine befand sich eine tiefe, zum Teil bewachsene Sandgrube, an deren Abhängen sich die einzelnen Verbindungen in der Nacht zum ersten Mai um angezündete Feuer lagerten. Um zwölf Uhr ertönte dann der allgemeine Gesang „Der Mai ist gekommen“. Bei dem Dorpater Klima war diese Maifeier freilich oft ein recht kühles Vergnügen, das nur durch reichliche Zufuhr erwärmender Getränke einigermaßen erträglich gemacht werden konnte.

Eine für einen Studenten der Medizin etwas ungewöhnliche Tätigkeit, die ich einen Winter lang in Dorpat ausübte, möchte ich noch kurz erwähnen. Mein Schwa-

ger Mattiesen war, wie gesagt, Eigentümer und Redakteur der „Neuen Dörptschen Zeitung“. Da er selbst vollständig unmusikalisch war, hatte er von meinen musikalischen Fähigkeiten eine hohe Meinung und bat mich, die ständigen Konzertreferate in seiner Zeitung zu übernehmen. Ohne viel Bedenken ging ich in jugendlicher Leichtfertigkeit auf den Vorschlag ein, zumal ich dadurch in die glückliche Lage kam, für jedes im Winter stattfindende Konzert eine Freikarte zu erhalten. Ich schrieb also lustig darauf los und kritisierte Sänger, Klavierspieler und Geiger mit gleicher Unbefangenheit. Das Konzertleben in Dorpat war im Winter damals ziemlich lebhaft, da viele namhafte Künstler auf dem Wege nach Petersburg die Reise in Dorpat unterbrachen, um dort zu konzertieren. Die Konzerte fanden in der Aula der Universität statt. Als einzig mögliches „Künstlerzimmer“ diente das unmittelbar an die Aula anstoßende zoologische Kabinett mit all seinen ausgestopften Tieren. Die Geiger mußten neben einem großen Auerochsen ihre Geigen stimmen, und die Sängerinnen legten ihre schönen Mäntel und Schals auf den Rücken eines alten, ehrwürdigen Löwen ab. Meine Rezensionen, deren Verfasser ein strenges, hier zum ersten Male gelüftetes Inkognito wahrte, erregten sogar ein gewisses, zwar nicht durchweg rühmliches Aufsehen. Schließlich erschien in der anderen Dorpater Zeitung ein längerer Artikel, der sich mit der eigentümlichen Art der Rezensionen in der „Neuen Dörptschen Zeitung“ eingehend beschäftigte. Ich fand es danach geraten, diese meinem eigentlichen Studium doch recht fernliegende Tätigkeit wieder aufzugeben. —

Ehe ich die Erinnerungen aus meiner Dorpater Jugendzeit abschließe, möchte ich hier noch einige Bemerkungen über die Eigenart des baltischen Deutschtums anfügen, wie sie sich mir teils aus meinen früheren, teils aus gelegentlichen späteren Beobachtungen ergeben

haben. Daß die deutschen Balten häufig gewisse allgemeine Charakterzüge aufweisen und dadurch ein eigenes Gepräge erhalten, wird jeder zugeben, der mit ihnen öfter in nähere Berührung gekommen ist. Um ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten zu verstehen, muß man, wie ich meine, vor allem im Auge behalten, daß die Deutschen als Eroberer in die baltischen Lande kamen, die dort wohnenden Esten und Letten unterwarfen und sich somit stets gegenüber der einheimischen Bevölkerung als die eigentlichen Herren betrachteten. Aus dieser Tatsache ergibt sich meines Erachtens ein Grundzug des baltischen Wesens, der sich freilich zunächst vor allem bei den baltischen Adligen zeigt, sich aber doch auch auf einen großen Teil der übrigen deutsch-baltischen Bevölkerung übertragen hat, die, wie schon früher bemerkt, die gebildete Oberschicht ausmachte. Die Deutsch-Balten sind echte Herrenmenschen. Hieraus erklären sich ihre guten Eigenschaften, ihr ritterlicher Sinn, ihr Mut, ihr ausgeprägtes Ehrgefühl, ihre feinen gesellschaftlichen Umgangsformen, ihre Galanterie gegen das weibliche Geschlecht, ihre Freigebigkeit und ihre weitgehende Gastlichkeit. Ich habe es öfter erlebt, daß in einer Gesellschaft in Deutschland ein zufällig mitanwesender junger Balte an Gewandtheit der Umgangsformen und der Unterhaltung unsern oft recht ungelenken jungen Leuten erheblich überlegen war. Daher kommt es auch, daß sich die jungen Balten in Deutschland so leicht eine gute gesellschaftliche Stellung erwerben. Die im allgemeinen gute geistige Begabung der baltischen Deutschen habe ich schon oben hervorgehoben.

Diesen Vorzügen stehen aber auch andere, weniger angenehme Eigenschaften der Balten gegenüber, die sich ebenfalls aus ihrem Herrentum erklären. Häufig zeigen sie ein anspruchsvolles, anmaßendes, rücksichtsloses Wesen und verlangen oft besondere Bevorzugung. Sie sind von

Hause aus gewohnt, ihre Wünsche und Ansprüche ohne Schwierigkeiten durchzusetzen und können sich daher nicht immer leicht in eine Lage hineinfinden, wo dies infolge veränderter äußerer Umstände nicht ohne weiteres möglich ist. Die Deutschen haben den unterworfenen Esten und Letten sicher viel Gutes gebracht, sie haben sie in kultureller Beziehung gehoben, haben ihnen Kirchen und Schulen gebaut, und gewiß hat die Mehrzahl der Gutsbesitzer ihre Bauern, die ja bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts noch Leibeigene waren, gut und human behandelt. Immer aber betrachteten die Deutschen die einheimische Bevölkerung als die untergeordnete, zum Dienen und Gehorsam bestimmte. Diese niedere Bewertung machte sich zum Beispiel schon in dem Umstande geltend, daß die Esten früher von den Deutschen häufig nicht mit ihrem Nationalitätsnamen, sondern mit dem etwas geringschätzigen Namen der „Kullen“ bezeichnet wurden (abgeleitet von kulge = höre, mit welchem Worte die Esten ihre Sätze zu beginnen pflegen). Die estnischen und lettischen Bauern, Bediensteten und Fuhrleute wurden damals von den Deutschen stets geduzt. An alle diese Verhältnisse muß man denken, wenn man das Entstehen der nationalistischen Bewegung unter den Esten und Letten, deren erste leise Anfänge wohl bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, und die schließlich zu den blutigen, haßerfüllten Bauernrevolutionen gegen die deutschen „Unterdrücker“ führte, historisch verstehen will. Freunde des lettischen Volkes, wie z. B. mein Onkel August Bielenstein, freuten sich über die Zunahme der lettischen Kultur, über die großen, von Tausenden besuchten lettischen Sänger- und Turnerfeste, wohl ohne zu ahnen, daß sich durch derartige festliche Veranstaltungen das nationale Selbstgefühl der Letten und entsprechend auch der Esten immer mehr und mehr herausbildete. Die Verhältnisse in Estland und Lettland haben sich genau

ebenso entwickelt, wie sich dies bei anderen durch fremde Nationalitäten unterdrückten Völkern immer wieder gezeigt hat: man denke nur an Irland, Böhmen, Indien u. a.

Übrigens konnte man das übertriebene Selbstgefühl der Deutsch=Balten früher in gleicher Weise auch gegenüber den Russen beobachten. Auch diesen gegenüber betrachteten sie sich stets als die überlegene Rasse, zumal da in der Tat zahlreiche Deutsch=Balten in Rußland hohe und einflußreiche Stellen erreichten. Als kleines, aber doch nicht ganz uncharakteristisches Zeichen dafür, wie auch den Russen gegenüber ein gewisser Übermut der Deutschen nicht selten zum Ausdruck kam, führe ich hier an, daß die Soldaten der kleinen russischen Garnison in Dorpat fast niemals anders als die „Kapustniks“ (d. h. die Kohlessen) bezeichnet wurden.

Als eine zweite in gewissem Sinne ebenfalls aristokratische Eigenschaft vieler Balten möchte ich hier ihre „Großzügigkeit“ in allen Geldangelegenheiten anführen. Sparen, Promptheit im Bezahlen gemachter Schulden, ebenso aber auch das Mahnen von Gläubigern gelten dem echten Balten als bürgerliche philiströse Gepflogenheiten. Bei den Studenten in Dorpat war das Schuldenmachen fast allgemein üblich. In den Kneipen, Kaufläden, bei den Handwerkern wurde in der Regel nie bar bezahlt, sondern alles auf Pump oder, wie man in Dorpat meist sagte, auf „Puff“ genommen. Kein Wunder, daß zahlreiche Studenten daher schließlich stark verschuldet waren, und daß das „Auftreiben“ von Geld zu den gewohnheitsmäßigen Beschäftigungen vieler Studenten gehörte. Selbstverständlich hat diese häufige Lässigkeit der Balten in Geldangelegenheiten mit Unehrlichkeit nichts zu tun; sie beruht nur auf einer gewissen Nonchalance, welche die sonst übliche Genauigkeit in derartigen Dingen für nicht wesentlich und eines erhabenen Geistes eigentlich für nicht würdig hält.

Eine dritte bei vielen baltischen Deutschen anzutreffende Eigentümlichkeit besteht darin, daß sie den Wert der Zeit und der Zeitausnutzung nicht genügend zu schätzen wissen. Ein richtiger Balte hat eigentlich immer Zeit und niemals Eile. Stundenlang mit Bekannten bei der Zigarette (in den baltischen Provinzen früher stets „Papyros“ genannt) zusammen sitzen und gemütlich plaudern oder gar tage- und wochenlang bei Freunden oder Verwandten auf dem Lande ohne rechte Beschäftigung zu Gast sein, gehörte zu den nicht seltenen Gepflogenheiten. Mit dieser baltischen Eigentümlichkeit hing es auch zusammen, daß so viele Studierende in Dorpat auffallend lange Zeit auf ihr Studium verwandten, durchaus nicht immer aus Mangel an Fleiß, sondern aus der Gewohnheit, ihre Arbeiten zwar gründlich, aber gemächlich zu betreiben. Auch dieser Wesenszug der Balten läßt sich, wie ich glaube, aus den damals herrschenden sozialen Verhältnissen erklären. Bei der geringen deutschen Bevölkerung — die Gesamtzahl der Deutschen in den drei baltischen Provinzen betrug nur etwa 200 000 gegenüber mehreren Millionen Letten und Esten — gab es für den einzelnen, der sein Studium oder seine sonstige Ausbildung vollendet hatte, kaum jemals, wie in dem dichtbevölkerten Deutschland, Schwierigkeiten, eine genügende berufliche Stellung zu erhalten, ganz abgesehen davon, daß ja für viele Deutsch-Balten auch noch das weite russische Reich für den Erwerb einer gesicherten Existenz in Betracht kam. Das unsern jungen Leuten oft so schwere Erringen einer festen Lebensstellung, das die anhaltende Anspannung ihrer Kräfte nötig macht, kam unter den früheren baltischen Verhältnissen lange nicht so in Frage.

Schließlich möchte ich auch noch die wenigstens früher vorhandene verhältnismäßig große Zahl von Sonderlingen und wunderlichen Käuzen in den baltischen Landen hervorheben. Auch dies hing sicher mit der Be-

sonderheit der dortigen Lebensverhältnisse zusammen. Die Menschen lebten vielfach ziemlich abgeschlossen von der übrigen Welt; um Sitte und Gesetz brauchten sie sich nicht viel zu kümmern, so konnten sich ihre Eigentümlichkeiten ungestört entwickeln. Überall erzählte man sich drollige Geschichten von den vielen alten originellen Gutsbesitzern, Pastoren, Professoren usw. Schade, daß jetzt wohl niemand mehr lebt, der alle diese Gestalten und ihre denkwürdigen Taten für die Nachwelt aufzeichnen könnte. Ein Gottfried Keller hätte gewiß daran seine Freude gehabt. So aber werden auch sie wohl bald mit dem übrigen alten baltischen Deutschtum versunken und vergessen sein.

Daß alle diese von mir gemachten Bemerkungen über die geistige Eigenart der Deutsch-Balten selbstverständlich keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen dürfen, brauche ich kaum besonders zu betonen. Ich habe sie aber doch nicht unterdrücken mögen, weil sie mir von einigem völkerpsychologischen Interesse erscheinen. Sie zeigen nämlich, wenn ich nicht irre, wie eine ursprünglich aus Angehörigen der verschiedensten Stämme zusammengesetzte deutsche Bevölkerung schließlich im Laufe der Zeit unter dem Einflusse der gleichen äußeren Verhältnisse einen neuen besonderen Stammescharakter annimmt.

* * *

Zu Beginn des zweiten Halbjahrs 1872 machte ich noch in Dorpat mein Examen philosophicum, die dem deutschen Physicum entsprechende ärztliche Vorprüfung, nur mit dem Unterschiede, daß beim Philosophicum damals auch in der allgemeinen Pathologie und in der „Diätetik“ examiniert wurde. Danach hielt mich nichts mehr in Dorpat zurück. Unser Haus war verkauft, und ich sollte möglichst bald den Eltern nach Leipzig folgen. Der Abschied von manch lieben Freunden und von all

den Stätten meiner Jugend wurde mir zwar nicht ganz leicht; aber ich verließ Dorpat doch frohen und erwartungsvollen Herzens in der Aussicht, nun wieder dauernd in die deutsche Heimat zurückkehren zu können. Unser liebes altes Haus, an das mich so viele schöne Erinnerungen knüpften, habe ich später nur noch einmal, nach zwanzig Jahren, wiedergesehen, als ich meine inzwischen verwitwete Schwester Emmi Mattiesen im Jahre 1893 in Dorpat besuchte. Das weiße Haus mit seinem grünen Dach sah immer noch so hübsch und wohnlich aus, wie einst, aber es wohnten fremde Menschen und, wie ich glaube, auch ein fremder Geist darin. Die inneren Räume habe ich nicht betreten.

5. Student der Medizin in Leipzig.

Ende September 1872 traf ich in Leipzig ein. Meine Eltern hatten am Eingange der Bayrischen Straße in einem hübschen gartenumgebenen Hause eine freundliche Wohnung gefunden, in der ich ein geräumiges Zimmer erhielt, das durch die Aufstellung eines mit Farbenband und bunter Mütze geschmückten menschlichen Skeletts auch alsbald seine Signatur als Medizinerbude bekam. Das Haus hat inzwischen längst einem hohen Neubau Platz machen müssen. Immatrikuliert wurde ich zu Beginn des Wintersemesters 1872/73 vom Rektor Wunderlich, was ich als gutes Omen betrachtete.

Die Universität Leipzig konnte sich damals wohl als die erste Universität Deutschlands bezeichnen. Sie hatte unter den deutschen Universitäten die größte Anzahl von Studierenden; Ausländer, die in Deutschland studieren wollten, wählten mit Vorliebe Leipzig zu ihrem Studienort. Der medizinischen Fakultät gehörte eine so große Zahl ungewöhnlich hervorragender Männer an, wie man sie nur selten in einer Fakultät vereinigt findet.

Meine ersten klinischen Lehrer waren Karl August Wunderlich, der Direktor der medizinischen, und Carl Thiersch, der Direktor der chirurgischen Klinik. Die beiden Universitätskliniken, die medizinische und die chirurgische, waren, wie noch jetzt, mit dem damals erst vor wenigen Jahren nach amerikanischem Vorbild im Barackenstil erbauten städtischen Jakobshospital vereinigt. Eine besondere Ohrenklinik und eine Klinik

für Hautkrankheiten gab es noch nicht. Der Hörsaal der medizinischen Klinik war ein großes, jetzt zur Ohrenklinik gehöriges Zimmer (Nr. 113). Die Zuhörer saßen auf Rohrstühlen, deren hintere Reihen durch ein Podium etwas erhöht waren. Vorne standen die Betten der vorzustellenden Kranken und an einem kleinen, meist mit vielen Fieberkurven bedeckten Tisch saß Wunderlich, hinter ihm in vier großen, wachstuchbezogenen Lehnstühlen machten es sich die vier Assistenten bequem, und in gebührendem Abstände von ihnen auf einem Rohrstuhl saß der Famulus.

Die medizinische Klinik begann täglich um neun Uhr, und zwar meist mit einer klinischen Visite auf den vorderen, am großen Gang gelegenen, vorzugsweise für die schwereren akuten Kranken bestimmten Baracken. Nur wenn eine klinische Sektion angesetzt war, fiel die klinische Visite aus. Nach Beendigung dieser „Vorklinik“ folgte der ganze Zug der Studenten der hohen, vornehmen Gestalt Wunderlichs, der meist ein für ihn verfertigtes, besonders langes Stethoskop in der Hand trug, langsamen Schritts in den klinischen Hörsaal. Es bestand damals die später bei der zunehmenden Zuhörerzahl leider aufgegebene Einrichtung, daß jeder Kranke der medizinischen Abteilung, der irgend etwas Lehrreiches zu untersuchen oder zu beobachten darbot, einem klinischen Praktikanten zugeteilt war. Dieser hatte die Pflicht, seinen Patienten regelmäßig zu besuchen und über den Verlauf von dessen Krankheit ständig unterrichtet zu sein. Wunderlich begann die Klinik gewöhnlich mit einer Besprechung der in der Vorklinik demonstrierten wichtigeren, zumeist akuten Krankheitsfälle, wobei die betreffenden Praktikanten ihm Rede und Antwort zu stehen hatten. Erst dann folgte die klinische Untersuchung der in den Hörsaal gebrachten Kranken. Von Zeit zu Zeit hielt Wunderlich einen zusammenhängenden, gewöhnlich an die Demonstrationen der letzten Tage anknüpfen-

den längeren Vortrag. Diese Vorträge wurden von uns Studierenden immer mit Freude begrüßt, da sie nach Form und Inhalt wirklich meisterhaft waren. Wunderlich wählte sich zum Thema dieser Vorträge entweder eine interessante klinische Frage oder eine einzelne Krankheitsform, mit Vorliebe aber die Eigentümlichkeiten des Verlaufs einer Krankheit unter besonderen Verhältnissen. Er sprach z. B. über den Verlauf des Typhus bei Kindern oder bei alten Leuten, über den Verlauf der Lungenentzündung bei Trinkern, über die Unterschiede der Lungenentzündung in den oberen und in den unteren Lungenlappen und dergleichen.

Wunderlich war sicher einer der hervorragendsten inneren Kliniker seiner Zeit. Schon als junger Professor in Tübingen hatte er den Standpunkt verfochten, die Pathologie auf physiologischer Grundlage aufzubauen. Er hatte damals mit seinen Freunden Roser (später Professor der Chirurgie in Marburg) und Griesinger (später Professor der Psychiatrie in Berlin) das „Archiv für physiologische Heilkunde“ begründet, dessen erste Bände zahlreiche noch jetzt lesenswerte, durch ihren Gedankenreichtum ebenso wie durch ihre schöne Schreibweise ausgezeichnete, programmatische Aufsätze Wunderlichs enthalten. Später veröffentlichte er sein großes fünfbändiges „Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie“, das eine Fülle von Wissen und Erfahrung in sich vereinigt und auch jetzt noch als Nachschlagewerk, namentlich über die ältere Literatur, nicht ohne Wert ist. Sein Hauptverdienst erwarb sich Wunderlich aber durch die Einführung regelmäßiger Temperaturmessungen bei fieberhaften Krankheiten und durch den Nachweis des charakteristischen Fieberverlaufs bei den Infektionskrankheiten. Den „Fieberkurven“ blieb sein Hauptinteresse bis in seine letzte Zeit zugewandt, so daß man im Scherz Wunderlich manchmal den Vorwurf gemacht hat, daß er seine klinische Visite mehr

bei den Fieberkurven als bei den Kranken selbst machte. Viele der von Wunderlich aufgestellten, auf den Fieverlauf sich stützenden diagnostischen Regeln haben sich freilich bei zunehmender ärztlicher Erfahrung als nicht stichhaltig erwiesen. Trotzdem sind die von ihm zuerst erkannten Typen des Fieverlaufs bei den einzelnen Infektionskrankheiten im allgemeinen unzweifelhaft richtig. Während meiner klinischen Studienzeit waren es hauptsächlich zwei auf das Fieber bezügliche Fragen, die die inneren Kliniker und namentlich auch Wunderlich lebhaft beschäftigten. Die eine bezog sich auf den Einfluß, den die Höhe der Eigenwärme als solche auf die übrigen Krankheitserscheinungen des Fiebernden (Zunahme der Puls- und Atemfrequenz, Benommenheit des Sensoriums u. a.) haben sollte. Liebermeister in Tübingen vertrat mit aller Energie die Anschauung, daß alle die erwähnten Erscheinungen nur unmittelbare Folgen der erhöhten Eigenwärme des Körpers seien, Wunderlich bekämpfte diese Anschauung ebenso entschieden und wies immer wieder in seinen klinischen Demonstrationen auf das durchaus wechselnde Verhältnis zwischen der Höhe der Eigenwärme und den übrigen Allgemeinerscheinungen des Kranken hin. Er hat zweifellos recht behalten. Die andere Frage bezog sich auf die damals fast in allen medizinischen Kliniken in ihren Wirkungen eifrigst studierte Behandlung der Fieberkranken mit kalten Bädern. Auch hier glaubte die Liebermeister'sche Schule, daß die Herabsetzung der Eigenwärme durch das kühle Bad die eigentliche Ursache des günstigen Einflusses der Bäderbehandlung sei. Wunderlich hingegen betonte in seinen häufigen ausführlichen Vorträgen über die Anwendung der Bäder, namentlich beim Typhus, immer wieder, daß diese Herabsetzung der Eigenwärme nur ein und vielleicht nicht einmal der wichtigste therapeutische Faktor sei. Die Einflüsse des kühlen Bades auf das Nervensystem, auf die Atmung, auf die Nieren-

sekretion, auf den Kreislauf u. a. seien mindestens ebenso wichtig und in vielen Fällen sogar noch wichtiger. Die Indikation für die Anwendung der Bäder dürfe daher niemals allein nach der Höhe des Fiebers gestellt werden. Auch hierin hat die weitere Erfahrung der Wunderlich'schen Anschauung recht gegeben. Für die Krankheiten des Nervensystems hegte Wunderlich ein besonders lebhaftes Interesse. Manche Vorträge von ihm über die Syphilis des Zentralnervensystems, über Tabes, über progressive Muskelatrophie usw. sind mir noch lebhaft rememberlich. Von ihm stammt auch die Empfehlung des *Argentum nitricum* zur Behandlung der Tabes. Wir hatten später in der Klinik bei Tabikern mehrere Fälle von Argyrosis, die durch den jahrelangen Gebrauch dieses Mittels entstanden waren. Schließlich möchte ich noch hervorheben, daß Wunderlich ein ausgezeichnete Kenner der Geschichte der Medizin war. Er hat einen Band Vorlesungen über die Geschichte der Medizin veröffentlicht, deren Lektüre noch jetzt anziehend und lehrreich ist.

Ich freue mich, diesen großen klinischen Lehrer während meiner Studienzeit noch in voller Geistesfrische gehört zu haben. Noch in meinen späteren Jahren habe ich oft während meiner eigenen klinischen Vorlesungen an Wunderlich und an einzelne Aussprüche von ihm denken müssen.

Der Direktor der chirurgischen Klinik war Carl Thiersch, ein Mann, dessen hervorragende geistige Bedeutung sich schon in seinem Äußeren kundgab. Eine große Gestalt mit langsamen, gemessenen Bewegungen, der Kopf meist leicht nach vorn geneigt. Das Gesicht, an einen griechischen Weisen erinnernd, hätte zum Modell für einen Hippokrates oder Aristoteles dienen können. Die von C. Seffner gemeißelte, jetzt im Garten des Krankenhauses neben den Büsten von Wunderlich und Wagner aufgestellte, meisterhafte Thiersch-Büste

bringt dies in treffender Weise zum Ausdruck. Nie kann ich an diesen Denkmälern vorbeigehen, ohne an die alte Zeit und meine klinischen Lehrer zu denken.

Der chirurgische Hörsaal war damals derselbe, der jetzt in nur wenig veränderter äußerer Gestalt als Hörsaal für die später errichtete dermatologische Klinik dient. Besondere Operationszimmer gab es damals nicht. Hörsaal und Operationssaal waren also identisch. Thierschs Sprechweise war seinem ganzen Wesen gemäß ruhig und etwas leise. Wenn er in der Klinik, auf seinem Stuhle sitzend, so vor sich hinsprach, konnte ein unaufmerksamer und interessloser Zuhörer wohl leicht den Faden der Rede verlieren und abgelenkt werden. Wer aber aufmerksam den Worten folgte, erkannte bald die Fülle des Gebotenen und konnte bei Thiersch viel lernen. Ich habe später als Assistent noch einmal ein ganzes Semester lang die Thierschsche Klinik regelmäßig besucht und aus jeder Vorlesung reiche Belehrung und Anregung geschöpft. Thiersch war vor allem nicht nur ein großer Chirurg, sondern auch ein ausgezeichnete Histologe und allgemeiner Pathologe. Dies gab seinem Unterricht das besondere Gepräge; denn er berührte stets gern beim chirurgischen Unterricht auch die allgemeinen pathologisch-histologischen Fragen. Schon in seiner Erlanger Zeit hatte er sich einen Namen gemacht durch sein Buch „Über den Epithelkrebs der Lippe“. Thiersch war einer der ersten, der den epithelialen Ursprung der Krebsgeschwülste richtig erkannte, im Gegensatz zu R. Virchow, der die Entwicklung des Krebses aus dem Bindegewebe ableitete. Thiersch verdanken wir auch eine noch jetzt beachtenswerte allgemeine Theorie von den Ursachen der Geschwulstbildung. Auch über die feineren Vorgänge bei der Wundheilung und bei der Organisation der Blutgerinnsel in den Gefäßen hatte Thiersch grundlegende Untersuchungen gemacht. Berühmt waren seine Injektions-

präparate, in denen die feinsten Blutkapillaren und ihr Verlauf durch die Injektion mit einer farbigen Masse deutlich sichtbar gemacht waren.

Als Operateur leistete Thiersch Hervorragendes. Während meiner Studienzeit war es vor allem die Frage der Wundbehandlung, die alle Chirurgen aufs lebhafteste beschäftigte, und die auch Thierschs ganzes Interesse in Anspruch nahm. Obwohl damals die Erreger der Eiterung selbst noch nicht entdeckt waren, so war doch der Unterschied zwischen den aseptischen, rasch heilenden und den septisch infizierten, eiternden Wunden schon klar erkannt worden. Es galt also nach Methoden zu suchen, die Infektion der Wunde zu verhüten. Eine Zeit lang spielte damals die sogenannte offene Wundbehandlung eine große Rolle und wurde auch in der Thierschschen Klinik vielfach erprobt. Durch das Offenbleiben der Wunde sollte jede Zurückhaltung und Stauung des infizierten Wundsekrets vermieden und die Heilung der Wunde dadurch beschleunigt werden. Dann kam von England her die von Lister eingeführte, einen völligen Umschwung bedeutende antiseptische Methode der Wundbehandlung. Thiersch war einer der ersten in Deutschland, der diesen großen Fortschritt in der Wundbehandlung sofort richtig erkannte und die antiseptische Methode in seiner Klinik allgemein zur Anwendung brachte. Lister selbst besuchte 1875 gelegentlich einer Reise nach Deutschland auch Thiersch und seine Klinik. Er wurde von uns Studierenden, denen sein Name und seine Verdienste wohlbekannt waren, mit großer Begeisterung empfangen. Des Abends fand ein ihm zu Ehren gegebener feierlicher Kommerz statt. Der Grundgedanke der Listerschen Methode bestand bekanntlich darin, das Eindringen aller schädlichen Keime in die Wunde zu verhindern. Dies sollte dadurch erzielt werden, daß schon die Operation selbst unter einem dichten Karbolspray stattfand, und daß die Operationswunde

später mit einer dicken Lage von Karbolwatte und anderen Schutzmitteln verbunden wurde. Die jetzigen jüngeren Chirurgen können sich von der Umständlichkeit eines sorgfältig angelegten Listerverbandes keine rechte Vorstellung mehr machen. Wie einfach ist im Gegensatz hierzu der heutige aseptische Wundschutz. Auch hier zeigt sich wieder, was ich schon früher bei der Erwähnung der ersten Konstruktion eines Mikrotoms betont habe, daß der Fortschritt einer Methodik fast immer mit ihrer Vereinfachung verbunden ist. Thiersch glaubte noch einen weiteren Fortschritt der antiseptischen Wundbehandlung erzielen zu können durch die Anwendung der Salizylsäure an Stelle der Karbolsäure. Die Anregung zu diesem Gedanken hatte er durch den damaligen Leipziger Chemiker Kolbe erhalten, der die Salizylsäure zum erstenmal synthetisch dargestellt und zugleich auch ihre starken antiseptischen Eigenschaften richtig erkannt hatte. Er veranlaßte die mit ihm befreundeten Kliniker Thiersch und Wunderlich zur Prüfung des Mittels auch am Krankenbett. So kam es, daß die ersten klinischen Versuche mit der Salizylsäure an den Leipziger Kliniken angestellt wurden, mit demjenigen Mittel, das die Reihe der so zahlreichen späteren von den chemischen Fabriken hergestellten Antipyretica eröffnete.

Eine besondere Vorliebe hegte Thiersch für die Ausführung aller sogenannten plastischen Operationen. Hier kam gewissermaßen seine Künstlernatur — Thiersch gehörte einer bekannten Münchener Künstlerfamilie an — zur Geltung. Es war bewunderungswürdig, mit welcher Sorgfalt und unermüdlichen Geduld er die Operationen der Hasenscharten, Gaumenspalten, Epi- und Hypospadien u. a. ausführte und die erzielten Erfolge immer noch weiter zu verbessern bestrebt war. Eine besondere Meisterschaft hatte er auch in der Herstellung künstlicher Nasen erreicht bei solchen Personen, die ihre Nase durch zerstörende Krankheiten oder Ver-

letzungen zum großen Teil eingebüßt hatten. Freilich stand die Zufriedenheit des Chirurgen über den erzielten Erfolg nicht immer in Übereinstimmung mit den Hoffnungen des Patienten auf eine völlige Wiedererlangung seiner früheren Schönheit. Bei Gelegenheit einer solchen Nasenplastik erzählte uns Thiersch einmal folgendes Geschichtchen. Ein Kranker mit fast völligem Verlust der Nase war zu ihm gekommen und hatte ihn dringend um künstlichen Ersatz gebeten. Sein Zustand sei ihm deshalb so besonders peinlich, weil überall, wo er sich sehen lasse, die Jungens ihm nachliefen mit dem Rufe: „Da geht der Mann ohne Nase!“ Thiersch tat sein Möglichstes und machte dem Mann aus dessen Stirnhaut eine seiner Ansicht nach wohlgelungene neue Nase. Einige Zeit darauf begegnete Thiersch seinem Patienten auf der Straße und fragte ihn, ob er nun zufrieden sei. Dieser aber entgegnete: „Ach, mein lieber Herr Geheimerat, es ist noch genau so wie früher. Wo ich mich jetzt sehen lasse, rufen die Jungens: Da geht der Mann mit der Nase.“ — In die Reihe der plastischen Operationen gehört auch die von Thiersch erfundene, noch jetzt häufig angewandte Methode der Überhäutung großer Wundflächen, wie sie namentlich durch ausgedehnte Verbrennungen vorkommen, durch aufgesetzte flache gesunde Hautstückchen, deren Anwachsen auf die Wundfläche von Thiersch zuerst festgestellt wurde.

Bei den Studenten war Thiersch ungemein beliebt, obwohl Praktikanten und Staatsexaminanden manchmal unter seinem sarkastischen Witz zu leiden hatten. Im Grunde seines Wesens war er eine durchaus gütige Natur. Dies zeigte sich schon in der zarten Fürsorge, die er allen Schwerkranken widmete, und ebenso auch in seiner Liebe zu Kindern. Darum tönte es ihm auch jedesmal, wenn er bei der Vormittagsvisite die chirurgische Kinderbaracke betrat, von all den Kinderstimmchen im Chor fröhlich entgegen: „Guten Morgen, Herr Geheimerat!“

Der klinische Unterricht in der inneren Medizin und Chirurgie wurde schon damals in wesentlicher Weise durch den poliklinischen Unterricht ergänzt. Direktor der medizinischen Poliklinik war Ernst Wagner, der eigentlich Professor der pathologischen Anatomie und Direktor des pathologischen Instituts war, gleichzeitig aber den medizinisch-poliklinischen Unterricht übernommen hatte. Als pathologischer Anatom hatte Wagner durch seine scharfe Beobachtungsgabe und die Genauigkeit seiner Untersuchungen bereits Ausgezeichnetes geleistet. Seine Vorlesungen über allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie waren lehrreich, aber etwas trocken. Er beschränkte sich im wesentlichen auf die übersichtliche und eingehende Darstellung des bekannten Tatsächlichen, die Heranziehung allgemeinerer theoretischer und biologischer Gesichtspunkte lag seiner Denkungsart ferner. Geradezu unübertrefflich dagegen war sein poliklinischer Unterricht. Die medizinische Poliklinik war damals in dem jetzt gänzlich umgebauten, im Hofe der Universität gelegenen „Paulinum“, einem Reste des alten Paulinerklosters, untergebracht. Die gewölbten Decken einiger poliklinischer Zimmer erinnerten noch an ihre ursprüngliche Bestimmung. Die Wagner'sche Poliklinik behandelte nur das ihr, namentlich an den Markttagen, reichlich zuströmende ambulante Krankematerial. Die Behandlung poliklinischer Kranker in ihren Wohnungen, die sogenannte Distriktpoliklinik, war von der ambulanten Poliklinik völlig getrennt. Wagner hatte den poliklinischen Unterricht so eingerichtet, daß die Praktikanten sich ihre Fälle selbst aussuchen konnten. Die eifrigen Praktikanten erschienen daher oft schon eine halbe Stunde vor Beginn der poliklinischen Unterrichtsstunde (nachmittags 2 Uhr) im Paulinum, stellten sich vor der Tür der Poliklinik auf, musterten die ankommenden neuen Kranken und suchten sich die anscheinend interessanten Kranken gegen-

seitig abzufangen. Jeder Praktikant hatte dann seinen Patienten selbständig zu untersuchen und dessen Namen und die gestellte Diagnose auf einen kleinen Zettel zu schreiben. Alle diese Diagnosenzettel mußten Wagner persönlich übergeben werden. Dieser suchte sich die ihm für den Unterricht passend erscheinenden Fälle aus, während er die übrigen seinen Assistenten zur Kontrolle der Diagnose und zur weiteren Beratung der Kranken überwies. So konnte Wagner in jeder poliklinischen Stunde eine ganze Reihe lehrreicher Kranker vorstellen. Hierbei kamen ihm sein sicherer ärztlicher Blick, seine große Erfahrung und seine Fähigkeit, in jedem einzelnen Fall sofort das Wesentliche zu erkennen und das Unwesentliche beiseite zu lassen, zustatten. Die Wagnersche Poliklinik war die hauptsächlichste Lehrstätte für die zukünftigen Ärzte. Oft habe ich später von praktischen Ärzten den Ausspruch gehört, daß sie den besten Teil ihrer beruflichen Ausbildung Wagner verdankten. Die Therapie in der Poliklinik war freilich die denkbar einfachste, schon mit Rücksicht auf die beschränkten pekuniären Mittel. Eins der besonders häufig verordneten Medikamente war das Natrium bicarbonicum. Die Studenten hatten daher den Vers gedichtet:

Wenn man nicht weiß wie,
 Gibt man Natron bi.
 Wenn man nicht weiß wo,
 Gibt man Natron bicarbo,
 Wenn man nicht weiß warum,
 Gibt man Natron bicarbonicum.

Aber jeder Kranke erhielt die besten allgemeinen ärztlichen Ratschläge, schwerere Kranke oder besonders lehrreiche Fälle konnten ohne weiteres der medizinischen Klinik überwiesen werden.

Wagner war damals unzweifelhaft der gesuchteste Consiliarius für innere Krankheiten in Leipzig, ja viel-

leicht in ganz Sachsen. Er besaß, wie gewiß nur selten ein Arzt, das unbedingte Vertrauen aller Schichten der Bevölkerung und war sicher eine der bekanntesten und geachtetsten Persönlichkeiten in Leipzig. Er verdankte dies nicht nur seinem ärztlichen Können, insbesondere seiner sicheren Diagnostik, sondern vor allem auch seinem unbedingt zuverlässigen und ehrlichen Charakter, seinem einfachen, aber freundlichen Wesen, das frei von jedem Getue war, sowie seinem gesunden Urteil in all den vielen auch nicht rein medizinischen Fragen, die im Berufsleben des Arztes an ihn herantreten.

Wagner war ein Mann von mittlerer Größe und klugen, scharfgeschnittenen Gesichtszügen. Auf alle Äußerlichkeiten legte er wenig Wert. Seine künstlerischen Neigungen beschränkten sich im wesentlichen auf das Theater. Man sah ihn häufig auf seinem bestimmten Platz in der Parterre=Proszeniumsloge. Die meisten Theaterbesucher kannten den berühmten Arzt, der sich dort von den anstrengenden Mühen des Tages ausruhte.

Die, wie gesagt, von der ambulanten Poliklinik völlig abgetrennte Distriktpoliklinik wurde von Professor L. Thomas geleitet, einem schlichten, freundlichen Manne von großer ärztlicher Erfahrung. Sein poliklinisches Reich waren die kleinen Gassen zwischen der Nürnberger= und Talstraße (Webergasse, Glockengasse, Friedrichstraße usw.) mit ihren vielen kinderreichen Arbeiterfamilien. Hier konnte Thomas seine langjährigen Studien über Scharlach, Masern und Röteln machen, die er in seinen ausgezeichneten Darstellungen dieser Krankheiten in dem großen Ziemssenschen Handbuch der speziellen Pathologie niederlegte. Begreiflicherweise spielten in der Distriktpoliklinik die Kinderkrankheiten eine große Rolle, was für den Unterricht um so wichtiger war, als es eine eigentliche Kinderklinik (abgesehen von einem kleinen privaten Kinderkrankenhause, dem Professor Hennig, ein gelehrter Sonderling, vorstand) noch nicht

gab. Als früherer Schüler Wunderlichs legte Thomas auf regelmäßige Temperaturmessungen bei seinen kleinen Patienten besonderen Wert. Die Kinder in der Distriktpoliklinik hatten sich allmählich an diese Untersuchung so gewöhnt, daß sie oft schon, sobald Thomas in die Stube trat, ihm ohne weiteres jenen sonst gerade nicht demonstrablen Körperteil entgegenstreckten, in dem die Temperaturmessungen bei Kindern vorgenommen werden. Die Praktikanten der Distriktpoliklinik mußten die ihnen zugewiesenen Kranken in deren Wohnungen regelmäßig besuchen und wurden auf diese Weise in die ärztliche praktische Tätigkeit eingeführt. In einer besonderen Referatstunde besprach Thomas die einzelnen Krankheitsfälle mit den Praktikanten und knüpfte hieran seine stets lehrreichen Bemerkungen. Thomas war ein ausgezeichneter physikalischer Diagnostiker. Sein Kurs über die physikalische Diagnostik der Herz- und Lungenkrankheiten, den er am Material der medizinischen Klinik abhalten konnte, wurde von den strebsameren älteren Studierenden gern und mit viel Nutzen besucht. Thomas wurde 1876 als Polikliniker nach Freiburg i. B. berufen, sein Nachfolger als Leiter der Distriktpoliklinik wurde Otto Heubner, der Begründer der Leipziger Kinderklinik und spätere Pädiater in Berlin. Meinen ersten Perkussionskurs im Wintersemester 1872/73 hatte ich bei Dr. Robert Bahrdt, dem damaligen I. Assistenten von Wunderlich. Bahrdt wurde später der beliebteste und meist beschäftigte praktische Arzt in Leipzig. Er genoß mit Recht die Achtung und das volle Vertrauen vieler der angesehensten Leipziger Familien, die ihn zu ihrem Hausarzt genommen hatten. Leider wird die hausärztliche Tätigkeit infolge des anwachsenden medizinischen Spezialistentums immer seltener, was meines Erachtens sehr zu bedauern ist. Ein guter Hausarzt ist immer zugleich ein guter Freund der Familie, der in vielen wichtigen, das Familienleben be-

treffenden Fragen oft allein den besten und entscheidenden Rat geben kann.

Der chirurgisch=poliklinische Unterricht lag in den Händen von Professor Benno Schmidt. Die chirurgische Poliklinik wurde vormittags von 11—12 abgehalten in denselben Räumen des Paulinums wie die medizinische Poliklinik. An sie schloß sich dann von 12—1 in denselben Räumen noch eine Poliklinik für Ohren= und Halskranke (Professor Wendt) an, die aber von den Studierenden wenig besucht wurde. Um so beliebter als Lehrer war dagegen Benno Schmidt. Bei ihm lernte man die „kleine Chirurgie“ der gewöhnlichen ärztlichen Praxis. Benno Schmidt war damals auch der am meisten beschäftigte Consiliarius für chirurgische Krankheiten in Leipzig. Nur bei den schwersten Fällen, die eine größere Operation erforderten, wurde Thiersch hinzugezogen.

Den Unterricht in der Geburtshilfe und Frauenheilkunde erteilte Professor Credé, ein kleiner, feiner Herr von französischer Abstammung, kein großer Gelehrter, aber ein hervorragender Praktiker, der sich durch die Einführung des sogenannten Credéschen Handgriffs bei den Entbindungen und durch seine Maßnahmen zur Verhütung der eitrigen Augenentzündung bei Neugeborenen dauernde große Verdienste erworben hat. Die Frauenklinik wurde abgehalten früh von 8—9 Uhr in dem sogenannten Trierschen Institute, das damals noch am Grimmaschen Steinweg lag. Den Hauptteil des Unterrichts bildete die praktische Unterweisung in der Geburtshilfe, die Gynäkologie trat noch ganz in den Hintergrund. Größere gynäkologische Operationen wurden damals noch nicht ausgeführt, und ich erinnere mich noch der staunenden Bewunderung, als man erfuhr, Köberlé in Straßburg hätte eine Eierstockszyste mit gutem Erfolg operativ beseitigt.

Ganz unzureichend war leider der Unterricht in der

Augenheilkunde. Direktor der Augenklinik, die damals noch in der Nähe des Rosentals gelegen war und also nur durch einen recht zeitraubenden Weg von den Studierenden erreicht werden konnte, war Professor Coccius, ein, wie ich glaube, sehr tüchtiger und erfahrener Ophthalmologe, der sich mit Helmholtz sogar um die Priorität der Erfindung des Augenspiegels streiten konnte, der aber leider durchaus nicht die Fähigkeit besaß, eine Reihe einfacher Gedanken in klarer, verständlicher Weise auszudrücken. Man hatte stets den Eindruck, als wenn sich bei ihm mehrere, zum Teil weit auseinanderliegende Gedanken in einem Satz zusammendrängten. Auf diese Weise entstanden oft Äußerungen von so unwiderstehlicher, unfreiwilliger Komik, daß das ganze Auditorium aus dem Lachen nicht herauskam. Ja, nicht selten kamen sogar Studierende anderer Fakultäten einmal in die Augenklinik, um an dieser seltsamen Belustigung teilzunehmen. Die älteren Assistenten der Augenklinik hatten ganze Sammlungen von Cocciusschen Aussprüchen angelegt, die abends im Kollegenkreise vorgetragen wurden und dann stets die größte Heiterkeit erregten. So schloß z. B. Coccius eine an sich schon von uns Studierenden unverständene Auseinandersetzung über die Dioptrik des Auges mit den Worten: „So daß wir also sagen können, daß der Schwerpunkt der modernen Physik in der vorderen Augenkammer gelegen ist.“ Bei der Besprechung der Ätiologie einer angeblich traumatisch entstandenen Augenentzündung sagte er: „Da haben wir denn auf der einen Seite das Fensterkreuz, auf der andern Seite die Lues.“ Das Hauptmittel für die äußerliche Behandlung der Augenkrankheiten waren Überschläge mit einer „Lösung von 0,48 Plumbum aceticum auf 120 Aqua destillata, 0.“ Mit nicht viel mehr als mit der Kenntnis dieses Rezeptes ausgerüstet, gingen die Studenten ins Staatsexamen. Coccius hegte übrigens selbst von den Erfolgen seines Unterrichts keine großen

Erwartungen und war der mildeste Examinator, den man sich wünschen konnte. Außer der Abfassung einer Krankengeschichte, von deren Ausfall man aber nie etwas erfuhr, bestand das Examen fast nur noch in der Prüfung der sogenannten „Dexterität“. Seine Dexterität hatte der Kandidat dadurch zu erweisen, daß er während einer von Coccius ausgeführten Augenoperation ein Tablettchen mit den nötigen Instrumenten halten mußte. Verließ diese Hilfeleistung ohne besonderen Unfall, so erhielt der Examinand die Note II. Nur einmal, als ein Examinand das Tablettchen mit allen Instrumenten zu Boden fallen ließ, erhielt er die Note III. Ein Durchfallen in der ophthalmologischen Prüfung gab es nicht. Coccius hatte einmal gesagt: „Ein Kollege, der einen Kollegen durchfallen läßt, ist überhaupt kein Kollege.“

Coccius war Junggeselle, ging elegant gekleidet und trug stets einen Zylinderhut. Er aß täglich im feinsten Restaurant Leipzigs zu Mittag, was uns Studenten besonders imponierte.

Da damals in Anatomie und Physiologie im Staatsexamen nochmals geprüft wurde, mußte ich mein Studium auch diesen Fächern wieder zuwenden. Präparierübungen und topographische Anatomie belegte ich bei Wilhelm Braune, einem sehr eifrigen, wohlwollenden Lehrer, der in seinen Vorträgen stets auch die Beziehungen der anatomischen Verhältnisse zur Physiologie und Chirurgie hervorhob. Den nachhaltigsten Eindruck für mein ganzes Leben machte mir aber die Vorlesung von Carl Ludwig über Physiologie, die ich zwei Semester lang mit nie nachlassendem Interesse regelmäßig besuchte, und von der ich noch jetzt ein vollständiges, zu Hause ausgearbeitetes Kollegienheft besitze, das vielleicht einmal einen gewissen historischen Wert haben könnte. Ludwig war kein glänzender Redner im gewöhnlichen Sinn wie etwa Dubois-Reymond, er sprach einfach, gleichmäßig, nicht sehr laut, aber die vollendete

Klarheit des Vortrags, die immer hervortretende überlegene Beherrschung des Gegenstandes, die oft eigenartige Ausdrucksweise machten seine Vorlesung für jeden empfänglichen Zuhörer zu einem wahren Genuß. Ludwig flocht nicht selten in seinen Vortrag kleine geistvolle Nebenbemerkungen ein, die aber äußerlich nie hervorgehoben wurden und höchstens von einem leichten Lächeln seines feinen, klugen, bartlosen Gesichtes begleitet waren. Alles, was Ludwig vortrug, hatte das Gepräge seines eigenen Denkens. In seinem Institut wurde beständig von einer größeren Anzahl Ludwigscher Schüler über die verschiedensten Fragen der Physiologie gearbeitet, und Ludwig pflegte fast immer die Ergebnisse dieser neuen Untersuchungen seinen Vorträgen einzufügen. Deshalb war die Ludwigsche Vorlesung auch durch kein gedrucktes Lehrbuch zu ersetzen. Ludwig war ein ungemein geschickter Experimentator. Alle wichtigen, auch die schwierigsten physiologischen Versuche wurden in der Vorlesung gezeigt, bestens vorbereitet von dem unentbehrlichen langjährigen Gehilfen Salvenmoser, der Zuflucht aller im Institute Arbeitenden. Gelegentlich konnte Ludwig auch einen guten und treffenden Witz machen. Einmal war in der Vorlesung einem Frosch das Großhirn größtenteils entfernt, um die reflektorischen Leistungen des vom Gehirn abgetrennten Rückenmarks zu zeigen. Plötzlich machte der enthirnte Frosch einen unerwarteten Sprung ins Gesicht eines der zunächst sitzenden Zuhörer, der hierüber natürlich nicht wenig erschrak. Das ganze Auditorium brach in ein lautes Gelächter aus, Ludwig aber sagte ruhig: „Sie sehen, meine Herren, wie wenig Gehirn dazu gehört, um ein ganzes Auditorium zum Lachen zu bringen.“

Außer Ludwig war damals noch ein anderer bekannter Physiologe in Leipzig, der aus Prag gebürtige Professor J. N. Czermak, der aus einem mir nicht bekannten Grunde seine Professur in Jena aufgegeben

hatte und nach Leipzig übergesiedelt war, wo er zum Honorarprofessor ernannt wurde. Czermak war ein sehr reicher Mann und baute auf seine Kosten einen großen amphitheatralischen, für Demonstrationen besonders eingerichteten Hörsaal. Er hielt seine lehrreichen Vorlesungen in populärer Form vor einer zahlreichen, buntzusammengesetzten Zuhörerschaft. Ich erinnere mich namentlich eines Vortrags von ihm über die Leistungen des Herzens. Czermak zeigte das stark vergrößerte Projektionsbild eines isolierten schlagenden Kaltblüterherzens. Der mir noch ungewohnte Anblick des in so wunderbarer Kraft und Regelmäßigkeit arbeitenden Organs machte auf mich einen solchen Eindruck, daß mir die Tränen in die Augen traten. Ich schäme mich dessen nicht; denn Staunen und Ehrfurcht vor der rätselhaften Gesetzmäßigkeit, der unendlichen Mannigfaltigkeit und der ineinander greifenden Einheitlichkeit in der Welt des Organischen müssen denjenigen beseelen, der sich dem Studium der Lebenserscheinungen widmen will.

Auch den großen Denker und Entdecker des psychophysischen Gesetzes Gustav Theodor Fechner, dessen Name mir, wie gesagt, von Jugend her vertraut war, habe ich damals kennen zu lernen die Freude gehabt. Ja, ich darf mich sogar dessen rühmen, daß er einmal einen Toast auf mich ausgebracht hat. Dies geschah aus folgender Veranlassung. Meine Eltern erhielten im Winter 1872 den Besuch des mit meinem Vater befreundeten Grafen Alexander Keyserlingk, eines ungemein interessanten und geistvollen Mannes. Er hatte in seiner Jugend in Göttingen studiert, war seitdem mit Bismarck befreundet, hatte dann als Naturforscher größere wissenschaftliche Reisen im Norden Rußlands gemacht und war schließlich Kurator der Dorpater Universität geworden. Da er auch für philosophische Fragen ein reges Interesse hatte, war er mit meinem Vater in nähere Verbindung getreten, und allmählich war ein enges Freundschafts-

verhältnis zwischen den beiden Männern entstanden, das sich auch später bis zum Tode Keyserlingks in einem regelmäßigen Briefwechsel fortsetzte. Der von der Tochter Keyserlingks, der Baronin Helene Taube, herausgegebene Briefwechsel ihres Vaters enthält mehrere Briefe Keyserlingks an meinen Vater und dessen Antworten. Als nun Keyserlingk meine Eltern in Leipzig besuchte, gaben diese ihm zu Ehren eine kleine Gesellschaft, zu der unter anderen auch Fechner eingeladen war. Es war damals in Leipzig allgemein üblich, daß auch bei solchen kleineren festlichen Gelegenheiten eine Menge Toaste gehalten wurden, auf den Hausherrn, die Hausfrau, die Gäste usw. So kam es, daß auch Fechner das Wort ergriff zu einer kleinen, mit allerlei witzigen Anspielungen auf die Herbartsche Philosophie gewürzten Rede, die schließlich mit einem Toast auf die Kinder des Hauses, also meine Schwester und mich, endete. Unvergeßlich ist mir die letzte Begegnung mit Fechner, die ich gleich hier erwähnen will. Er feierte sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum, und ich hatte die Freude, als Mitglied einer Deputation der Leipziger Medizinischen Gesellschaft ihm die Glückwünsche dieser Gesellschaft mit überbringen zu dürfen. So betrat ich die bescheidene Wohnung des großen Mannes und sah den kleinen einfachen Schreibtisch, an dem er seine gedankenvollen Werke geschrieben hatte. Zufällig kam zu gleicher Zeit auch Carl Ludwig zu Fechner, um ihm zu gratulieren. Die beiden berühmten Gelehrten standen sich gegenüber, und wir jungen Leute hörten, wie jeder die wissenschaftlichen Verdienste des anderen rühmte und weit über die eigenen stellte. So bescheiden denken nur wahrhaft große Männer. — Fechner war ein kleiner, magerer Mann, der Kopf von langen weißen Haaren umrahmt, der Blick, wie es mir vorkam, stets über die Welt des Sichtbaren hinaus in eine nur dem Denken erfäßbare Welt des Unsichtbaren gerichtet.

Wie wohl an jeder Universität, so gab es damals auch in Leipzig, namentlich unter den älteren außerordentlichen Professoren, eine Anzahl von Sonderlingen und Originalen, die in der Studentenschaft allgemein bekannt waren, und deren Vorlesungen, wie ich leider bekennen muß, hauptsächlich, nach dem studentischen Ausdruck, joci causa besucht wurden. Einen dieser Sonderlinge, den Professor der Geburtshilfe und Kinderheilkunde Hennig, habe ich schon oben einmal kurz erwähnt. Er war besonders berühmt wegen seiner sogar für einen Professor ungewöhnlich großen Zerstreutheit, von der man sich zahlreiche komische Beispiele erzählte. So soll er einmal während einer Operation fortgegangen sein, um etwas in einem Buche nachzuschlagen. Da er aber nicht wiederkam, wurde der Assistent unruhig und ging, um zu sehen, was aus seinem Chef unterdessen geworden sei. Er fand ihn in seiner Bibliothek, auf der obersten Stufe der Bücherleiter sitzend und so vertieft in seine Lektüre, daß er darüber Patientin und alles andere vergessen hatte. Da Hennig der zweite Examinator in der geburtshilflichen Prüfung war, so mußten wir Studenten uns vor der Prüfung über seine Art zu examinieren und über die von ihm besonders häufig gestellten Fragen unterrichten. Zu den letzteren gehörte z. B. die Frage nach dem Einfluß der verschiedenen Suppenkräuter auf das Wohl- und Übelbefinden der Wöchnerinnen. Eine andere Frage von ihm betraf einmal den Einfluß der Erdbeben auf die Schwangerschaft. Wenn Hennig im Sommer seine Ferienreise antrat, so hatte er zwei Hüte, einen leichten Strohhut und einen wärmeren schwarzen Filzhut übereinander auf den Kopf aufgesetzt. So war er später nach Bedarf für alle Eventualitäten der Witterung vorbereitet! Übrigens war Hennig ein grundgelehrter Mann, der im Anfange seiner Laufbahn auch mehrere gute wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht hatte.

Eine andere, in Leipzig damals allgemein bekannte Persönlichkeit war der a. o. Professor C. Bock, der Gartenlauben=Bock genannt, weil er für das damals am meisten verbreitete Familienblatt „Die Gartenlaube“ als ständiger Mitarbeiter zahlreiche populäre, geschickt abgefaßte medizinische Aufsätze schrieb. Bock war auch der Verfasser des damals in ganz Deutschland vielgelesenen „Buches vom gesunden und kranken Menschen“, das ihm eine gewisse medizinische Berühmtheit verschafft hatte. Sein Äußeres erinnerte an die demokratischen Gestalten von 1848, besonders wenn der große, breitschultrige, vollbärtige Mann im wallenden Havelock, einen großen Schlapphut auf dem Kopf, nachmittags durch die Grimmasche Straße schritt. Seine Vorlesungen wurden namentlich im Sommer von Studierenden verschiedener Fakultäten besucht, weil man wußte, daß Bock an heißen Tagen stets geneigt war, mit seinem ganzen Auditorium nach Eutritzsch zu ziehen und den Hörsaal mit der Eutritzscher Gosenschenke zu vertauschen.

Noch eine dritte merkwürdige Persönlichkeit aus jener Zeit will ich erwähnen, den Professor Johannes Minckwitz, einen gelehrten Literaturhistoriker, nicht talentlosen Dichter und guten Übersetzer der griechischen Tragödien. Allgemein unter den Studenten bekannt war aber auch seine Eitelkeit und außerdem seine ganz besondere Vorliebe für den Dichter Platen. In seiner Vorlesung über Poetik und Metrik drängten sich Studierende aller Fakultäten, und wenn er dann den schon lange erwarteten Satz aussprach: „Meine Herren, es gibt überhaupt nur drei große deutsche Dichter, Goethe, Platen und — den dritten verbietet mir meine Bescheidenheit zu nennen“, dann brüllte das ganze Auditorium: „Das ist Minckwitz! Unser Minckwitz!“ worauf der also Gefeierte sich verächtlich lächelnd verbeugte.

Die Originale sind jetzt aus dem Kreise der Profes-

soren so gut wie ganz verschwunden. Auch der Typus des „alten Professors“, wie man ihn sich früher vorstellte, wird immer seltener. Die Unterschiede der Gewohnheiten und Lebensformen zwischen den einzelnen Ständen verwischen sich immer mehr und mehr, auch die äußeren Lebensumstände der Professoren haben sich gegenüber früher gebessert. So kommt es, daß der alte, schlichte Gelehrtentypus unter den Universitätsprofessoren bald ganz der Vergangenheit angehören wird, und daß man jetzt sogar von einem neuen Typus des eleganten, weltmännischen und gesellschaftlich gewandten Professors sprechen kann. Ich weiß nicht, ob man diese Veränderung des Professorentums loben oder bedauern soll. Jedenfalls waren die alten Originale die kleinen bunten Lichter auf dem sonst etwas eintönigen akademischen Gesamtbilde. —

Von dem eigentlichen studentischen Leben hielt ich mich in Leipzig fast vollständig fern. Nur eines von mir miterlebten Vorganges will ich Erwähnung tun, weil er bezeichnend ist für einen besonderen, freilich wenig erfreulichen Zug des deutschen Volkscharakters. Aus einem patriotischen Anlaß, wenn ich nicht irre, am Gedächtnistage der Reichsgründung, sollte abends ein großer allgemeiner studentischer Fackelzug stattfinden. Bei den Vorbereitungen hierzu führte schon die Feststellung der Reihenfolge, in der die einzelnen studentischen Verbindungen im Zuge marschieren sollten, zu langen Erörterungen und Streitigkeiten. Ganz unlöslich schien aber die Frage, wer an der Spitze des Zuges mit der deutschen Fahne voranreiten sollte. Da hierin keine Einigkeit unter den Verbindungen erzielt werden konnte, so wurde die Führung des Zuges schließlich einem mir schon von Dorpat her bekannten, durchaus nationalistisch gesinnten — Esten, namens Weske, übertragen, der schon in den Vorverhandlungen vielfach das große Wort geführt hatte. So ritt also an der Spitze des deutsch-patriotischen Fest-

zuges auf einem Schimmel, die deutsche Fahne schwenkend, ein Este! Als mein Vater dies hörte, rief er empört aus: „O diese Deutschen mit ihrem Mangel an Nationalstolz! Lassen sie ihren deutsch-patriotischen Zug von einem Ausländer anführen!“ Ich erzähle dies kleine Erlebnis hier als trauriges Beispiel dafür, wie schwer oft unter den Deutschen Einigkeit zu erzielen ist, und wie leicht sie sich, was wir auch in letzter Zeit wiederholt erlebt haben, von redegewandten Ausländern imponieren und leiten lassen.

Obwohl ich, wie gesagt, mich sonst am studentischen Leben wenig beteiligte, gewann ich doch allmählich auch in Leipzig unter der Studentenschaft manch gute Bekannte und Freunde, mit denen ich zum Teil auch in späteren Jahren verbunden blieb. Von diesen Bekantschaften will ich hier nur eine erwähnen. Es war in den ersten Tagen meines ersten Leipziger Semesters, als ich unter den Zuhörern der Wunderlichschen Klinik zwei junge Leute, offenbar Brüder, bemerkte, deren sympathisches Äußere mir auffiel und in mir den Wunsch erregte, ihre Bekantschaft zu machen. Die Gelegenheit hierzu fand sich bald. Es waren die Brüder Nathanael und Johannes von Kries aus Roggenhausen bei Graudenz in Westpreußen. Bald entwickelte sich zwischen uns eine gute Kameradschaft. Der ältere der beiden ungewöhnlich begabten Brüder, Nathanael, widmete sich später der Ophthalmologie und wurde Assistent bei Gräfe in Halle. Er ist leider jung gestorben. Der jüngere, Johannes von Kries, blieb in Leipzig, wurde Assistent bei Ludwig und wenige Jahre später Professor der Physiologie in Freiburg i. B. Mit ihm habe ich die guten Beziehungen von der Studentenzeit her bis jetzt fortgesetzt. Ich halte die Freundschaft dieses ebenso liebenswürdigen, wie scharfsinnigen und klar denkenden Mannes, der als Mathematiker und Philosoph ebenso Ausgezeichnetes, wie als Physiologe, geleistet hat und zu-

gleich ein vortrefflicher Musiker ist, für einen der Gewinne meines Lebens.

Während der großen Herbstferien des Jahres 1874, vor meinem letzten Studiensemester, habe ich zum erstenmal während einiger Wochen selbständige ärztliche Praxis ausgeübt in dem kleinen preußischen Städtchen Freyburg an der Unstrut, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden von Naumburg entfernt anmutig im Unstruttale gelegen. Meine Eltern waren mit meiner Schwester und mir dorthin zur Sommerfrische gegangen und hatten in dem Hause des Sanitätsrats Staritz eine angenehme und freundliche Unterkunft gefunden. In Dr. Staritz lernte ich zum erstenmal den Typus des guten alten Landarztes kennen, der Tag für Tag mit seinem kleinen Wägelchen von Dorf zu Dorf fuhr, die ganze Bevölkerung persönlich kannte, die meisten Kinder schon von ihren ersten Atemzügen an, der in allen Zweigen der Medizin, in der Geburtshilfe und einfachen Chirurgie ebenso praktisch erfahren war wie in der Behandlung der inneren Krankheiten und sich im Städtchen und dessen Umgebung überall der größten Beliebtheit erfreute. Das Staritzsche Ehepaar war kinderlos. Dem alten Doktor und seiner Frau machte es daher besondere Freude, abends mit uns allen zu plaudern und sich von mir und meiner Schwester vorspielen zu lassen, wobei der alte sehr musikliebende Herr mit seinem fast haarlosen Kopfe ganz glücklich lächelnd den Takt nickte. Mir war er bald sehr zugetan, und ich durfte ihn täglich auf seinen ärztlichen Fahrten begleiten, wobei ich mancherlei sehen und lernen konnte. Namentlich lernte ich bei ihm eine Menge praktische Rezepte kennen. Staritz war ein Schüler vom alten Krukenberg in Halle und schrieb jedes Rezept mit ganz besonderer Sorgfalt und Freude. „Da setzen wir nun noch ein bißchen Liquor Ammonii anisatus zu und dann noch ein Syrupchen, damit es besser schmeckt, und vielleicht auch noch etwas Morphinum gegen den

Husten oder ein bißchen Tinktura Chinae für den Appetit.“ Mit solchen und ähnlichen Worten weihte er mich in die Geheimnisse seiner Rezeptierkunst ein, und noch jetzt muß ich manchemal, wenn ich ein Rezept, namentlich für eine schöne Einreibung, verschreibe, an meinen freundlichen alten Lehrer denken. Wenn er in seinem Wägelchen auf Praxis fuhr, hatte er meist seine alte Flinte bei sich, da er zugleich ein passionierter Jagdliebhaber war. Freilich jagte er nur selten auf edles Wild, zumeist waren es nur die zahlreichen Karnickel jener Gegend, die unter seiner Jagdlust zu leiden hatten, und von denen er abends manches Stück für die Küche seiner Frau als einen von ihm sehr geschätzten Braten heimbrachte. Auch ich habe öfters des Abends mit ihm auf dem Anstand gesessen und gelegentlich sogar einen Hasen als Jagdbeute heimgebracht. Staritz war viele Jahre lang nicht aus seinem kleinen Städtchen herausgekommen und faßte nun den großen Entschluß, einmal eine kleine Reise zu machen und mir seine Vertretung in der Praxis für drei bis vier Wochen anzuvertrauen. Nicht ganz ohne Bedenken, aber schließlich doch gern ging ich auf den Vorschlag ein, und so war ich denn für kurze Zeit zum erstenmal selbständig ärztlich tätig und kutscherte nun ebenso in dem kleinen Doktorwägelchen ganz stolz in den umliegenden Dörfern umher. In der dortigen Bevölkerung herrschte damals eine ziemlich ausgedehnte Ruhrepidemie. Ich behandelte die meisten Fälle in der von Dr. Staritz erlernten Weise mit gutem Erfolg und habe später fast immer, wenn ich über Dysenterie in der Klinik zu sprechen hatte, an meine ersten Freyburger Erfahrungen über diese Krankheit denken müssen. Schwierige chirurgische oder geburtshilfliche Fälle kamen glücklicherweise während der Zeit meiner ärztlichen Vertretung nicht vor, so daß ich Herrn Dr. Staritz bei seiner Rückkehr mit gutem Gewissen über alles in seiner Praxis Erlebte und

Vollbrachte Bericht erstatten konnte. Als ich später schon Professor der Medizin geworden war, schrieb mir der alte Dr. Staritz noch manchmal einen freundlichen Brief, worin er seiner Freude darüber Ausdruck gab, was aus seinem ehemaligen Schüler alles geworden war.

In den ersten Monaten des Jahres 1875 machte ich mein Staatsexamen und promovierte am 29. April 1875 mit einer Dissertation über „Die Urämie und deren Einfluß auf die Körpertemperatur beim akuten und chronischen Morbus Brightii“. Das Thema hatte mir Wunderlich gegeben. Ein Auszug aus meiner Dissertation erschien in einem Festband des „Archivs für Heilkunde“ zur Feier von Wunderlichs fünfundzwanzigjährigem Professorenjubiläum.

Daß ich die nun folgende Zeit zunächst zu meiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung benutzen mußte, war mir klar. In allen chemischen und mikroskopischen Untersuchungsmethoden war ich noch fast vollständig ungewandert, zumal der Unterricht hierin für die Studierenden damals erst wenig ausgebildet war. Meinen stillen Wunsch, mich ganz der Physiologie zu widmen, hatte ich zwar noch nicht ganz aufgegeben, indessen war doch während meiner klinischen Semester in Leipzig in mir schon ein lebhaftes Interesse für die innere Medizin und namentlich für das mit der Physiologie so viele Berührungspunkte bietende Studium der Nervenkrankheiten entstanden. Mit Begeisterung hatte ich schon in meinem letzten Semester die ersten Hefte der Charcôtschen Vorträge aus der Salpêtrière über die Krankheiten des Nervensystems gelesen, die mein Interesse noch weiter steigerten.

Zu Beginn des Sommersemesters 1875 ging ich zu Professor Ludwig und bat ihn um die Erlaubnis, unter seiner Leitung eine physiologische Arbeit beginnen zu dürfen. Außerdem meldete ich mich aber auch als Teilnehmer zu den physiologisch-chemischen Übungen, die von Professor Franz Hofmann abgehalten wurden.

Ludwig gab mir als Aufgabe eine Untersuchung über den Einfluß mechanischen Drucks auf die Leitung im peripherischen motorischen Nerven. Er machte auch eine Anzahl Versuche mit mir zusammen am N. ischiadicus des Kaninchens. Ich konnte die Arbeit aber nicht zu einem rechten Abschluß bringen. Trotzdem war sie mir von großem Nutzen, namentlich auch deshalb, weil ich nun in eine nähere persönliche Beziehung zu Ludwig und dem ganzen physiologischen Institute gekommen war.

Man kann sich jetzt kaum mehr eine ausreichende Vorstellung machen von dem überragenden und beherrschenden Einfluß, den Ludwig und sein Institut damals auf die gesamte physiologische Forschung in Deutschland und im Ausland ausübten. Jeder, der sich der Physiologie besonders widmen oder auch nur eine eingehendere physiologische Vorbildung gewinnen wollte, mußte damals in erster Linie daran denken, unter Ludwigs Leitung eine Zeit lang arbeiten zu können. So kam es, daß sich im Ludwigschen Institut stets eine Menge junger intelligenter Leute aus aller Herren Ländern zusammenfand, aus Rußland, aus den skandinavischen Reichen, aus England, Italien, Amerika usw., die sich alle um ihren Meister scharten, um in seinem Sinne und Geiste arbeiten zu lernen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Mehrzahl der physiologischen Lehrstühle auch in Rußland, Italien und England damals unter dem Einflusse Ludwigs mit dessen Schülern besetzt wurden, und für jeden der bei ihm Arbeitenden hatte Ludwig Zeit und eingehendes Interesse, machte zu einem großen Teil selbst die schwierigeren physiologischen Versuche und faßte in der Regel auch im wesentlichen selbst die für den Druck bestimmten, in den zahlreichen Bänden der „Arbeiten aus dem physiologischen Institut in Leipzig“ erscheinenden Mitteilungen ab. In den Sitzungen der „Physiologischen

Gesellschaft“ an den Freitagabenden wurde über die einzelnen gemachten Untersuchungen berichtet und diskutiert.

Man kann sich denken, wie lehrreich und anregend für einen jungen Anfänger der Verkehr in einem solchen Institut sein mußte. Die im Institut Arbeitenden kamen des Morgens gewöhnlich gegen neun Uhr, etwas später erschien Ludwig selbst aus seiner im oberen Stockwerk des Institutsgebäudes gelegenen Privatwohnung und ging durch die Arbeitsräume hindurch in sein Direktorialzimmer, wohin wir ihm meist folgen durften. Dort entwickelte sich dann zunächst gewöhnlich eine kurze Unterhaltung nicht nur über die laufenden Institutsarbeiten, sondern auch über alle möglichen allgemeinen Fragen aus Kunst und Wissenschaft, Leben und Politik. Hier lernte man Ludwigs überlegenen Geist, seine ungemein vielseitige Bildung, sein scharfes, treffendes Urteil über Menschen und Verhältnisse am besten kennen.

Die ganze bunte internationale Institutsgesellschaft auch persönlich zusammenzuhalten, war das Verdienst Hugo Kroneckers, des langjährigen ersten Assistenten Ludwigs, der aber in gewissem Sinne auch der Maître de plaisir des Instituts war. Kronecker, ein sehr wohlhabender Mann, arrangierte im Sommer Landpartien mit Damen und führte im Winter die ganze Schar der ausländischen jungen Gelehrten auf die Professorenbälle, wo sie ebenfalls Gelegenheit hatten, auch die Töchter des Landes kennen zu lernen.

Von den zahlreichen jungen Forschern, mit denen ich damals in kollegialen und zum Teil auch in näheren freundschaftlichen, sich im späteren Leben fortsetzenden Verkehr trat, kann ich hier nur einige nennen: außer den schon erwähnten J. von Kries und Hugo Kronecker (später Professor der Physiologie in Bern) noch besonders Max von Frey, den ausgezeichneten späteren Würzburger Physiologen, gleichzeitig ein treff-

licher Geigenspieler, ferner den leider früh verstorbenen Hans Buchner, später Professor der Hygiene in München, einen der Begründer der modernen Immunitätslehre, den gedankenreichen, aber später in unrichtigen theoretischen Spekulationen befangenen Justus Gaule (später Professor der Physiologie in Zürich), den lebhaften Italiener Angelo Mosso (später Professor der Physiologie in Turin), den späteren namhaften schwedischen Kliniker A. E. Henschen, den späteren Helsingforscher Physiologen Tigerstedt, den Verfasser des bekannten ausgezeichneten „Lehrbuchs der Physiologie“, und den noch in Leipzig lebenden Chirurgen L. v. Lesser. —

Professor Franz Hofmann war Assistent am Voit'schen physiologischen Institut in München, dem damaligen Zentrum für Stoffwechseluntersuchungen, gewesen. Auf Betreiben Wunderlichs wurde er nach Leipzig berufen als Leiter eines kleinen Laboratoriums für pathologische Chemie, das in einigen Hinterzimmern vom Erdgeschoß des pathologischen Instituts eingerichtet wurde und zunächst noch dem Direktor der medizinischen Klinik unterstellt war. Dort sollten die für die Klinik notwendigen chemischen Untersuchungen ausgeführt werden. Hieraus wurde nach kurzer Zeit ein kleines selbständiges Institut für physiologische und pathologische Chemie unter Hofmanns Leitung.

Hofmann war ein ungemein klar und kritisch denkender Mann, voll origineller Anschauungen und Gedanken, darum im höchsten Grade anregend. Er las damals alljährlich eine Vorlesung über Nahrungsmittel und Ernährung des Menschen, die in geradezu mustergültiger Weise den Zuhörer in die Physiologie der Ernährung einführte. Hofmann verfolgte vor allem das Ziel, seinen Schülern klare quantitative Anschauungen zu verschaffen, sie, wie er sich ausdrückte, zum quantitativen Denken zu erziehen. Alle Angaben über die Zahlen-

verhältnisse des Stoffwechsels, so z. B. die bekannten Voitschen Zahlen für den Bedarf des Menschen an den einzelnen Nahrungsstoffen, ebenso die Zahlen für die tägliche Ausscheidungsgröße der einzelnen Stoffwechselprodukte, wurden stets auch durch genau abgewogene Mengen anschaulich gemacht. Den wenigen im Laboratorium arbeitenden Schülern widmete sich Hofmann mit stets gleichbleibender Liebenswürdigkeit. Die Einrichtung des kleinen Instituts war äußerst zweckmäßig. Alle für die damals üblichen quantitativ-analytischen Methoden der Stoffwechseluntersuchungen nötigen Apparate, Lösungen usw. waren aufs praktischste vorbereitet. Hofmann nahm sich meiner aufs freundlichste an, und ich verdanke ihm sehr viel für meine allgemeine physiologische Ausbildung. Nachdem ich mich mit den wichtigsten Untersuchungsmethoden einigermaßen vertraut gemacht hatte, veranlaßte er mich zu einer kleinen selbständigen Arbeit über den Nährwert der Leguminosen. Hauptsächlich handelte es sich um die Feststellung der Ausnützung genossener Linsen im Darm und zwar einerseits der in gewöhnlicher Weise gekochten Linsen und andererseits eines feingemahlten Linsenmehls („Leguminose“). Ich mußte mich mehrere Tage lang ausschließlich von Linsen nähren, um die nötigen Untersuchungen an mir selbst auszuführen. Die Arbeit führte zu klaren Ergebnissen und konnte im „Deutschen Archiv für klinische Medizin“ veröffentlicht werden. Noch jetzt, wenn ich Linsen esse, werde ich meist an jene Zeit erinnert, wo ich mir durch ein Linsengericht meine literarische Erstgeburt erkaufte.

Hofmann selbst war unermüdlich fleißig und stets mit einer ganzen Reihe Arbeiten beschäftigt. Er muß ein fast unübersehbares Material an ausgeführten Analysen, namentlich an Aschenanalysen einzelner Organe und ganzer Organismen, hinterlassen haben. Denn nur wenig hat er veröffentlicht. Er gehörte zu den Gelehrten,

die in der Arbeit selbst und in der Ausführung immer neuer wissenschaftlicher Pläne schon Genüge finden, ohne das Bedürfnis, von den Ergebnissen ihrer Forschung auch anderen mitzuteilen. Ich glaube freilich auch, daß Hofmann seine meisten Untersuchungen nicht zu völligem Abschluß brachte. War das Ergebnis einigermaßen abzusehen, so wandte er sich bereits einer neuen Frage zu. So kommt es, daß der Einfluß Hofmanns auf die physiologische Chemie seiner Zeit kein so großer gewesen ist, wie es bei seinem scharfen Verstande und seiner großen Arbeitskraft eigentlich zu erwarten gewesen wäre. Auch seine Schüler regte er immer zu neuen Untersuchungen an. Oft wenn sein damaliger Assistent Flügge, der spätere Breslauer und Berliner Hygieniker, dem ich bald freundschaftlich nähertrat, von einer Besprechung aus dem Zimmer Hofmanns heraustrat, sagte er mir im Scherz: „Heute hat aber der Chef einen hohen Blutdruck. Er hat wieder eine Menge Ideen für neue Arbeiten, die wir ausführen sollen.“

Als sich später auch in Leipzig das Bedürfnis für die Errichtung einer Professur für Hygiene und eines besonderen hygienischen Instituts geltend machte, wurde diese Professur Hofmann übertragen. Als hygienisches Institut wurde zunächst ein neuaufgesetztes Stockwerk des pathologischen Instituts eingerichtet; später, nach der Erbauung des jetzigen pathologischen Instituts, ging das ganze alte pathologische Institut in den Dienst der Hygiene über. Als Hygieniker widmete sich Hofmann vor allem mit viel Erfolg der öffentlichen Gesundheitspflege in Leipzig.

Mit den genannten Arbeiten verging für mich das Jahr 1875. Da kam kurz vor Weihnachten Hofmann einmal zu meinen Eltern und mir, und teilte uns mit, daß in kurzer Zeit bei seinem Schwiegervater Wunderlich eine Assistentenstelle frei werden würde. Er habe mich für diese Stelle empfohlen und sei beauftragt, mich

zu fragen, ob ich sie annehmen wolle. Ich sagte sofort mit Freude und Dank zu, denn meine stillen Wünsche hatten sich während der letzten Zeit schon immer mehr der inneren Medizin zugewandt. Ich hatte eingesehen, daß ich zum Physiologen nicht geschaffen war. Mir fehlte einmal die für einen Physiologen doch sehr wünschenswerte größere physikalisch=mathematische Begabung, dann aber vor allem das so unumgänglich nötige technische Geschick in der Handhabung komplizierterer Apparate und Instrumente. Die praktische Begabung meines Vaters habe ich leider durchaus nicht geerbt. Und endlich kam hierzu noch ein dritter Grund, meine ausgesprochene persönliche Abneigung gegen Vivisektionen bei höheren Tieren, namentlich Hunden. Ich bin natürlich kein grundsätzlicher Gegner der Vivisektionen und weiß, daß sie zur Entscheidung zahlreicher theoretisch und praktisch wichtiger Fragen unumgänglich nötig sind. Aber ebenso entschieden bin ich der Meinung, daß die Ausführung der Vivisektionen durch unberufene und rohe Hände streng überwacht und möglichst eingeschränkt werden sollte, und daß alle die in der menschlichen Chirurgie angewandten Methoden allgemeiner Narkose oder örtlicher Schmerzverhütung auch bei den Vivisektionen an höheren Tieren die größtmögliche Anwendung finden sollten.

So war also mein Schicksal entschieden und ich auf diejenige Bahn gekommen, die meinen eigenen Wünschen am meisten entsprach. Noch vor Ostern 1876 trat ich meine neue Stelle an, und beim Beginn des Sommersemesters durfte ich mich in der Klinik nun selbst auf den letzten der vier bequemen Assistentenlehnstühle hinsetzen.

6. Assistent bei Wunderlich. Studienaufenthalt in Wien (Winter 1877/78).

Für einen jungen Arzt, der erst vor kurzem sein Studium beendet hat, ist es keine leichte Aufgabe, mit einem Mal die fast ganz selbständige Leitung einer großen Krankenabteilung übernehmen zu müssen. Ich könnte kaum ein anderes Beispiel nennen, wo einem in seinem Beruf noch fast völlig unerfahrenen Anfänger eine so schwierige, verantwortungsvolle und zugleich mit soviel Machtmitteln verbundene Stellung übertragen wird, wie dem neu eintretenden Assistenzarzt in einem großen Krankenhause, dessen Oberarzt nicht in der Lage oder wenigstens nicht daran gewöhnt ist, die Tätigkeit aller seiner Assistenten genau zu überwachen. Nicht nur über seine Kranken, sondern auch über eine ganze Anzahl von Schwestern und Angestellten übt der Assistenzarzt eine fast absolute Herrschaft aus. Ich habe es oft beobachtet, daß junge Assistenten ihre anfängliche Unsicherheit und Unerfahrenheit unter dem Deckmantel besonderer Strenge gegenüber den Kranken und dem Personal zu verbergen suchen. Dies ist stets ein Zeichen mangelhafter Selbstbeurteilung, die da glaubt, daß mit dem neuen Amt auch gleich der neue Verstand gekommen ist, und dient in der Regel auch keineswegs dem beabsichtigten Zweck.

Da Wunderlich selbst damals nur noch ausnahmsweise einmal auf eine der „chronischen Abteilungen“ kam und sich höchstens nur über einzelne wichtigere Fälle Bericht erstatten ließ, mußte ich mich selbst lang-

sam in meine neue schwierige Aufgabe einarbeiten, doch hatte ich hierbei einen stets hilfsbereiten Berater in Wunderlichs damaligem ersten Assistenten E. Baelz, der freilich bald danach als Professor der inneren Medizin nach Tokio in Japan berufen wurde, wo er viele Jahre blieb und sich eine ungemein angesehene Stellung erwarb. Manche anfängliche, von Baelz verbesserte Fehler von mir haften noch jetzt in meiner Erinnerung, aber allmählich machte sich doch die wachsende Erfahrung und Übung geltend, und schon nach einigen Monaten hatte ich das Glück, eine „akute Baracke“ zu erhalten, wo ich mit Wunderlich in weit engere Berührung treten konnte.

Entsprechend seiner stets vornehmen und gemessenen Art war Wunderlich gegen jedermann höflich, verlangte aber die gleiche Höflichkeit auch gegen sich von allen seinen Assistenten. So kam es, daß auch unter den Assistenten selbst während des Dienstes ziemlich strenge Formen und die genaue Einhaltung der Rangordnung eingeführt waren. Wunderlich selbst liebte es, immer mit seinem ganzen Gefolge durchs Krankenhaus zu gehen. Stets ging der erste Assistent zu seiner Linken, der zweite zur Rechten. Jede Tür passierten wir alle genau secundum ordinem. Wenn Wunderlich nach Schluß der Klinik in sein Direktorialzimmer ging, wohin wir ihm alle folgten, setzte er sich an seinen Schreibtisch, während wir, wiederum in der richtigen Reihenfolge, vor ihm stehen blieben. Die Unterhaltung mit dem „Chef“, die sich nicht nur auf ärztliche, sondern namentlich auch häufig auf politische Fragen erstreckte, wurde hauptsächlich vom ersten Assistenten geführt, die jüngeren Assistenten nahmen mehr gelegentlich daran teil. Der Famulus durfte höchstens von Zeit zu Zeit durch ein beifälliges Lächeln oder Nicken mit dem Kopfe seiner Zustimmung zu dem Gehörten Ausdruck geben.

Die ärztliche Tätigkeit eines klinischen Assistenten war damals eine erheblich einfachere im Vergleich zu dem,

was gegenwärtig alles vom Assistenzarzt verlangt wird. Man bedenke nur, daß es damals noch gar keine bakteriologischen Untersuchungen gab, keine genaueren chemischen und morphologischen Untersuchungen des Blutes, keine intravenösen Injektionen, keine Lumbalpunktionen, keine Liquoruntersuchung, keine Röntgendurchleuchtungen usw. Die medizinische Klinik hatte kein eigenes Laboratorium, alle einfacheren chemischen und mikroskopischen Untersuchungen wurden auf den Krankenstationen ausgeführt, für alle etwas schwierigeren mußte die Hilfe der anderen Institute in Anspruch genommen werden. Trotzdem kann man nicht sagen, daß es für den gewissenhaften Assistenzarzt nicht viel zu tun gab. Ja, ich möchte fast behaupten, daß die unmittelbare Beobachtung und Untersuchung am Krankenbett damals, wo die Laboratoriumsuntersuchung noch ganz im Hintergrunde stand, in mancher Hinsicht eingehender ausgeführt wurde, als es heute, wenigstens an manchen Kliniken, der Fall ist. Der Beobachtung der allgemeinen Krankheitserscheinungen wurde besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Auch die physikalische Untersuchung nach den alten Methoden (Perkussion, Auskultation usw.) wurde damals vielfach sorgfältiger geübt als heute, wo die Röntgenuntersuchung die älteren Methoden etwas zurückgedrängt hat. Von nicht geringer Bedeutung scheint mir die damals streng eingehaltene, jetzt fast ganz in Wegfall gekommene Einrichtung, daß jedem Assistenzarzt ein älterer Student als sogenannter „Protokollant“ beigegeben war, der stets die Hauptvisite mitmachen mußte und mit den Krankengeschichten den Assistenzarzt von Bett zu Bett begleitete. Alle Einträge in die Krankengeschichte wurden unmittelbar während der Untersuchung des Kranken dem Protokollanten diktiert. Nur auf diese Weise können die Krankengeschichten ein wirklich genaues und lebendiges Bild von dem Verlaufe der Krankheit geben, nicht aber, wenn sie erst

nachträglich am Schreibtisch abgefaßt werden. Viele strebsamere Studierende bemühten sich, wenigstens für ein Semester eine derartige Protokollantenstelle zu erhalten. Drei meiner damaligen Protokollanten sind später berühmte Kliniker geworden: Garrè, jetzt Professor der Chirurgie in Bonn, Siemerling, jetzt Professor der Psychiatrie in Kiel, und C. von Noorden, jetzt Professor in Frankfurt a. M.

Die wissenschaftlichen Interessen unserer Klinik bezogen sich damals vorwiegend noch immer auf den Fieberverlauf und die Fieberbehandlung der akuten Infektionskrankheiten. Ich habe schon früher einmal erwähnt, daß die von Kolbe synthetisch dargestellte Salizylsäure zuerst hier in Leipzig als Arzneimittel am Krankenbett versucht wurde. Wunderlich interessierte sich sehr für diese Versuche, namentlich auch im Hinblick auf die verschiedenen Ergebnisse der Fieberbehandlung einerseits durch kalte Bäder, andererseits durch chemische Fiebermittel. Wir wandten die Salizylsäure versuchsweise fast bei allen akuten Infektionskrankheiten an. Wunderlich selbst veröffentlichte einen von mir mit Salizylsäure behandelten, günstig verlaufenen Fall von Tetanus. Sehr eingehend wurden auch die Nebenwirkungen der Salizylpräparate studiert. Die günstige Einwirkung der Salizylsäure auf den Gelenkrheumatismus wurde aber leider nicht zuerst in Leipzig, sondern in der Traubeschen Klinik in Berlin und in der Baseler medizinischen Klinik festgestellt. Im Anschluß an die Veröffentlichungen aus den genannten Kliniken wurden dann freilich auch bei uns zahlreiche genaue Beobachtungen über die Salizylbehandlung des Gelenkrheumatismus angestellt.

Meine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten aus jener Zeit bewegten sich zunächst noch weiter auf pathologisch-chemischem Gebiete. Insbesondere benutzte ich einen Fall von schwerer essentieller Anämie zu genaueren

Studien über die hierbei eintretenden Veränderungen im Stickstoff-Umsatz und in der Ausscheidung der wichtigsten übrigen Harnbestandteile. Außerdem begann ich aber schon damals, mich besonders eingehend mit den in die Klinik aufgenommenen Nervenkranken zu beschäftigen. Da meine Mitassistenten für die Beobachtung gerade dieser Kranken wenig Interesse hatten, so gewöhnten sie sich bald daran, alle Nervenkranken auf meine Station zu legen. Mir stand somit bald ein reiches Material an schweren chronischen Nervenkrankheiten zur Verfügung.

Wenn auch das dienstliche Verhältnis der Assistenten untereinander, wie bemerkt, ziemlich streng geregelt war, so herrschte doch im übrigen unter uns ein äußerst kameradschaftlicher Ton. Da die Zahl der Assistentenstellen auf den beiden einzigen Abteilungen des Krankenhauses, der inneren und der chirurgischen, im ganzen nur 8—9 betrug, so konnte sich unter dieser verhältnismäßig kleinen Anzahl annähernd gleichaltriger und nach gleichen Zielen strebender Kollegen ein viel engeres Zusammenleben bilden, als es jetzt bei der fast auf das Vier- bis Fünffache gestiegenen Menge der Assistenzärzte möglich ist. Zwischen den Assistenzärzten der inneren und der chirurgischen Abteilung gab es eigentlich keine strenge Scheidung. Das nahe Beieinanderwohnen, die gemeinsamen Mahlzeiten und vielfach auch der gleiche gesellige Verkehr boten genügend Berührungspunkte zu freundschaftlichem Zusammenschluß dar. Auch manch froher Unfug wurde getrieben, und wir konnten zuweilen so kindisch ausgelassen sein, wie es sich eigentlich kaum mit dem ernstesten Beruf vertrug; aber ich darf doch sagen, daß die berufliche Tätigkeit unter dem jugendlichen Frohsinn niemals zu leiden hatte. Die enge Gemeinsamkeit der Inneren und der Chirurgen hatte auch den Vorteil vielfacher freundschaftlicher gegenseitiger Unterstützung und Belehrung. Von den Genossen aus

meiner damaligen Assistentenzeit will ich hier außer dem schon genannten E. Baelz nur noch drei erwähnen, zu denen ich in besonders nahe freundschaftliche dauernde Beziehungen trat: zunächst Ernst Schotten, den prächtigen, lieben Menschen und tüchtigen Arzt, der noch jetzt in Cassel als Geheimer Medizinalrat eine höchst angesehene Stellung einnimmt, ferner den vor kurzem leider gestorbenen B. Scheube, einen Neffen Wagners, der bald darauf nach Japan an die Medizinschule in Kioto berufen und dann nach seiner Rückkehr zum Krankenhausarzt in Greiz ernannt wurde. Er war ein sehr fleißiger und strebsamer junger Forscher, der sich durch seine Untersuchungen über die Beri-Berikrankheit und durch ein vortreffliches Lehrbuch der Tropenkrankheiten einen guten Namen gemacht hat. Unter den chirurgischen Assistenten endlich war ich am nächsten mit H. Helferich befreundet, der später als Polikliniker nach München und dann als Direktor der chirurgischen Klinik nach Kiel berufen wurde.

In bezug auf die allgemeine Krankenbeobachtung und Krankenbeurteilung konnten wir jüngeren Assistenten von Wunderlich noch viel lernen. Leider aber entwickelten sich bei ihm zu Beginn des Jahres 1877 die ersten Anzeichen einer schweren Erkrankung, die ihn nötigte, seine Tätigkeit im Krankenhause immer mehr und mehr einzuschränken. Schon vorher war seine Gesundheit durch den unerwarteten plötzlichen Tod seines einzigen hoffnungsvollen Sohnes, der kurz zuvor als Assistent beim Vater eingetreten war, stark erschüttert worden. Da ich meine ganze klinische Studienzeit nur in Leipzig verlebt hatte und außerdem das dringende Bedürfnis fühlte, mich in gewissen Spezialfächern, die damals in Leipzig nur ungenügend vertreten waren, mehr auszubilden, so regte sich in mir immer mehr der Wunsch, für das Wintersemester 1877/78 Urlaub zu nehmen, um an einer anderen großen Zentralstätte me-

dizinischer Wissenschaft die Lücken meines eigenen Wissens und Könnens nach Möglichkeit weiter auszufüllen. Meine Wahl schwankte anfangs zwischen Paris und Wien. In Paris hätte mich in wissenschaftlicher Hinsicht nur Charcôt näher angezogen, während mir Wien die beste Gelegenheit zur Ausbildung in allen für mich wichtigen medizinischen Spezialfächern bieten konnte. So entschloß ich mich also, nach Wien zu gehen. Wunderlich, an dessen Krankenbett ich im Sommer 1877 noch häufig gesessen habe, und der mir bis zuletzt die wohlwollendste Gesinnung bewahrte, billigte meinen Plan und erteilte mir den nötigen Urlaub. Als ich am Schluß des Semesters Leipzig verließ, wußte ich schon, daß ich ihn nicht mehr wiedersehen würde. Er starb am 25. September 1877.

Im Herbst 1877 besuchte ich die Naturforscher-Versammlung in München, wo ich in der Sektion für innere Medizin meinen ersten öffentlichen Vortrag hielt über einen merkwürdigen von mir beobachteten Kranken mit allgemeiner Anästhesie, den man durch künstlichen Abschluß der wenigen ihm noch offen gebliebenen Sinnespforten jederzeit in künstlichen Schlaf versetzen konnte. Es war ein eigenes Gefühl für mich, als ich beim Sprechen in der ersten Reihe der Zuhörer all die berühmten Kliniker, Erb, Leube, Ziemssen u. a. vor mir sitzen sah. Es lief aber alles gut ab, und meine Mitteilung erregte jedenfalls Interesse. Von München fuhr ich nach Wien, wo ich zunächst, wie die meisten jungen in Wien ankommenden Mediziner, im „Gasthaus zum goldenen Schloßl“ in der Schloßlgasse, in unmittelbarer Nähe des Allgemeinen Krankenhauses abstieg.

Die allgemein anerkannte führende Stellung, die Wien damals in medizinischer Hinsicht einnahm, betraf weniger die großen Hauptgebiete der Medizin, als vielmehr eine Reihe medizinischer Spezialfächer, die, wie man wohl sagen kann, in Wien erst begründet oder jedenfalls erst

genauer wissenschaftlich ausgebaut waren. Zwar besaß Wien damals einen inneren Kliniker wie Bamberger, einen Chirurgen wie Th. Billroth, einen Ophthalmologen wie Arlt, einen Anatomen wie Hyrtl, einen Physiologen wie E. Brücke u. a. Aber all diese Fächer wurden auch auf mancher deutschen Hochschule von Männern vertreten, die den oben Genannten durchaus ebenbürtig, ja zum Teil sogar überlegen waren. Ganz anders verhielt es sich aber damals mit gewissen Spezialgebieten der Medizin. Die Laryngologie, Dermatologie, Syphilidologie und Otiatrie standen damals in Wien bereits auf einer hohen Stufe, für sie waren eigene Kliniken eingerichtet, an denen ausgezeichnete Professoren und Dozenten forschten und lehrten, während alle diese Fächer an den deutschen Hochschulen damals teils noch gar keine, teils nur ungenügende Berücksichtigung gefunden hatten. Die jungen Ärzte, die sich in einem oder in mehreren dieser Spezialgebiete ausbilden wollten, konnten somit damals kaum wo anders, als in Wien, eine so günstige Gelegenheit hierzu finden. Dazu kam, daß gerade die Einrichtungen für einen verhältnismäßig raschen und praktischen Unterricht für Ärzte in Wien ungemein gut ausgebildet waren. Zwar konnte man sagen, daß die vielen vier- bis sechswöchentlichen Kurse über alle möglichen Gebiete der Medizin etwas Fabrikmäßiges hatten und manchmal nur zu einer gewissen praktischen Abridung führen konnten, aber die Fabriken und die Abridung waren doch gut; denn die Dozenten verstanden ihr Fach und hatten ein ungewöhnlich großes und an die Verwendung zu Lehrzwecken sehr gewöhntes, geduldiges Krankenmaterial zur Verfügung, und wer sich wirklich eingehender mit einem Fache beschäftigen wollte, fand stets bereitwilliges Entgegenkommen und konnte sich, zumal da alle Spezialfächer von einer ganzen Reihe Dozenten gelehrt wurden, eine wirklich vielseitige Ausbildung verschaffen. Die beiden Hauptstätten für den ärzt-

lichen Unterricht waren das berühmte alte, von Joseph II. gegründete Wiener Allgemeine Krankenhaus in der Alserstraße mit seinen zahlreichen bepflanzten Höfen, an denen die verschiedenen Kliniken und Krankenabteilungen lagen, sowie die von einer Vereinigung jüngerer Dozenten und außerordentlicher Professoren gegründete, unweit vom Allgemeinen Krankenhaus gelegene Allgemeine Wiener Poliklinik. In diesen beiden Lehrstätten fanden sich Semester für Semester Hunderte meist jüngerer, doch zum Teil auch älterer Ärzte aus aller Herren Ländern zusammen, um sich für ihren künftigen Beruf vorzubereiten oder empfundene Lücken ihres Wissens auszufüllen. Den besten Überblick über diese bunte Gesellschaft erhielt man in dem ganz in der Nähe des Allgemeinen Krankenhauses gelegenen „Riedhof“, einer großen Gastwirtschaft mit zahlreichen größeren und kleineren Gastzimmern, wo sich mittags und abends der größte Teil der in Wien studierenden Ärzteschaft versammelte. Hier saßen sie, meist nach ihren Nationalitäten gesondert, beisammen, die Engländer und Amerikaner, die Schweden und Norweger, die Schweizer, die Russen und vor allem natürlich die zahlreichen Deutschen. Alle Sprachen schwirrten durcheinander. Am lautesten und lebhaftesten ging es stets an dem Tische her, wo die Schweizer saßen, während die Skandinavier zumeist ihre nordische Ruhe auch hier bewahrten.

Während der ersten Monate meines damaligen Wiener Aufenthalts widmete ich mich vorzugsweise dem Studium der Kehlkopfkrankheiten, deren genauere Kenntnis mir als innerem Mediziner besonders notwendig war. Ich belegte mehrere laryngologische Kurse bei dem anregenden und jugendfrischen Professor Schrötter und dessen ausgezeichnetem Assistenten Dr. Georg Catti, der später leitender Arzt am Krankenhause in Fiume wurde und mit dem ich auch weiterhin in dauernden näheren kollegialen Beziehungen blieb. Die Kurse bei

Schrötter und bei Catti waren vorzüglich. Beide Herren gaben mir vielfach Gelegenheit, mich auch noch außerhalb der eigentlichen Übungsstunden auf der Abteilung wissenschaftlich zu beschäftigen, und so konnte ich mir mit der Zeit eine gute Fertigkeit in der laryngoskopischen Untersuchung und Diagnostik aneignen. Die ersten anfänglichen Übungen im Gebrauche des Kehlkopfspiegels wurden damals in der Schrötterschen Klinik meist an einer weder durch Schönheit noch Jugend, aber durch manche in ärztlich=didaktischer Hinsicht wertvolle medizinische Eigentümlichkeiten ausgezeichneten Person angestellt. Diese gute Frau war gegen die Einführung des Kehlkopf= und Nasenspiegels mit der Zeit so unempfindlich geworden, daß auch der ungeschickteste Anfänger in ihrem Rachen ungestört mit dem Spiegel herumhantieren konnte, bis er die richtige Einstellung erlernte. Zugleich konnte man sich bei ihr darin üben, alle einzelnen Teile des Kehlkopfs mit dem Sondenknopf an bestimmter Stelle zu berühren. Sie gab jedesmal richtig an, ob die Sonde an ihr linkes oder rechtes Stimmband, ihr linkes oder rechtes Taschenband, ihren Kehldeckel usw. gelangte. Außerdem hatte dieses wandelnde klinische Museum auch noch eine alte, abgelaufene Aderhautentzündung am Auge, die ein sehr geeignetes Objekt für die Augenspiegeluntersuchung abgab. Ferner ließ sie sich auf Wunsch gern exercitii causa die Schlundsonde einführen und den Magen ausspülen, hatte eine sehr deutlich und leicht fühlbare Wanderniere und endlich noch ein Uterusmyom, die sie beide willig von strebsamen jungen Ärzten palpieren ließ. Außerhalb der klinischen Kurse trieb dies lebende Phantom auch noch eine Art Privatpraxis, indem sie sich gegen ein kleines Entgelt gern auch privatim zu Übungszwecken in einer der vielen genannten Richtungen zur Verfügung stellte.

Für das Studium der Hautkrankheiten war Wien damals unstreitig der geeignetste Ort. Noch lebte der alte

Hebra, der eigentliche wissenschaftliche Begründer der Dermatologie. Ich habe seine Klinik öfter besucht. Er war ein kleiner, wohlbeleibter, jovialer alter Herr, der seine Vorträge mit allerlei Witzen und scherzhaften Geschichten in echt Wiener Dialekt amüsant machte. Besondere Freude machte es ihm stets, wenn er, was damals in Wien noch keine besondere Seltenheit war, einen echten, meist aus fernem Osten gekommenen „Weichselzopf“ vorstellen konnte. Er sprach dann mit viel Humor von der eigentlichen Entstehung des Weichselzopfs und von all den abergläubischen Vorstellungen, die sich an diese eigentümliche und meist stark bevölkerte Verfilzung der Haare am Hinterkopf anknüpften. Die Wärterinnen der Klinik setzten ihre Ehre darein, den Weichselzopf nicht abzuschneiden, sondern ihn unter Anwendung von viel Mühe und Geduld allmählich zu entwirren und auszukämmen. Die also neu hergerichtete Patientin wurde dann am andern Tage in der Klinik unter dem Beifall der Zuhörer wieder vorgestellt, und die geschickte Wärterin erhielt dann jedesmal für ihre Kunst und Mühe einen Extragulden als Belohnung. Eine besondere Fertigkeit, auf die er stolz war, hatte Hebra darin erlangt, aus der Lokalisation gewisser Schwielen an den Händen oder Knien die Art der Arbeit und den Beruf des Betroffenen zu erkennen. Er freute sich stets, wenn ihm dies richtig gelungen war. Fast noch mehr als bei Hebra habe ich in der ausgezeichneten dermatologischen Vorlesung von J. Neumann gelernt, dem ebenfalls ein reiches Material an Hautkrankheiten zur Demonstration zur Verfügung stand. Neumann war ein sehr guter Lehrer und verstand es besonders, die bei der oft nicht leichten Diagnose der Hautkrankheiten wichtigen Punkte scharf hervorzuheben und dem Zuhörer einzuprägen. Neumann war gegen mich von besonderer Liebenswürdigkeit, forderte mich manchmal nach der Vorlesung zu einem Ausfluge in den Wiener Wald auf und lud mich auch ein-

mal des Abends zu sich, weil er mir Gelegenheit geben wollte, den damals schon achtzigjährigen Skoda noch kennen zu lernen. Ich begrüßte voll Ehrfurcht den kleinen alten Herrn mit dem immer noch scharfen Blick, den berühmten Kliniker, einen der wissenschaftlichen Begründer der Lehre von der Perkussion und Auskultation. Ich war ihm als Assistent von Wunderlich vorgestellt worden; er sprach einige freundliche Worte zu mir und setzte sich dann für den ganzen übrigen Abend zu einer Whistpartie nieder.

Von den mancherlei anderen Kursen und Vorlesungen, die ich sonst noch besuchte, möchte ich nur noch die psychiatrische Klinik von Theodor Meynert und die Poliklinik für Nervenkrankheiten von Moritz Benedikt etwas eingehender erwähnen. Meynert, ein kleiner, untersetzter Mann mit mächtigem Kopf, war sicher eine der bedeutendsten Erscheinungen unter den damaligen Wiener Professoren. Er gilt mit Recht als einer der Begründer der modernen Psychiatrie und insbesondere einer der ersten, die es vermochten, in die verwickelte Anordnung des Gehirns und seiner Leitungsbahnen tiefer einzudringen. Die klinischen Vorträge Meynerts waren nicht leicht verständlich, weil er sich vielfach in recht abstrakten psychologischen Darlegungen bewegte, bei denen er, seinen wissenschaftlichen Anschauungen gemäß, stets an die anatomischen Verhältnisse des Gehirns anknüpfte. Auch fehlte Meynert wie so manchen anderen großen theoretischen Forschern die Gabe des Umgangs und der leichten ärztlichen Unterhaltung mit den Geisteskranken. Trotzdem waren aber seine geistvollen, an originellen Gedanken reichen klinischen Vorträge für den schon etwas Fortgeschrittneren doch ungemein lehrreich und anregend. Ich hatte auch das Glück, in dem mir befreundeten Hause des Professors Karl Grün, von dem später noch einmal die Rede sein wird, Meynert persönlich kennen zu lernen und ebenso seine ausgezeichnete Frau, die ihm bei seinen

mikroskopischen Arbeiten in geschicktester Weise half, und der er überhaupt die Möglichkeit zu seiner ganzen erfolgreichen wissenschaftlichen Laufbahn verdankte. Meynert hatte nämlich als junger Mann einen krankhaften Hang zu periodischer Trunksucht, der nur dadurch vollständig und dauernd zum Verschwinden gebracht wurde, daß ihm seine Frau ständig zur Seite blieb, ihn täglich in die Klinik begleitete, dort auf ihn wartete und dann mit ihm zusammen wieder nach Hause zurückkehrte, ohne ihn einen Augenblick allein zu lassen. Auf diese Weise gelang es ihr schließlich, den krankhaften Hang ihres Mannes gänzlich zu beseitigen und ihn dadurch der Wissenschaft zu erhalten. Meynert bewahrte mir auch später stets großes Wohlwollen, und es freut mich noch jetzt, dem genialen Manne persönlich etwas nähergetreten zu sein.

Eine ebenfalls durchaus eigenartige Persönlichkeit war Moritz Benedikt, ein Mann sicher von ungewöhnlicher, fast genialer Begabung, der aber aus Mangel an methodischer Schulung und Selbstkritik es doch nicht zu einem nachhaltigen, seiner Befähigung entsprechenden Einfluß auf die von ihm vertretene Wissenschaft gebracht hat. Benedikt war Vorstand der Nervenabteilung in der Wiener Allgemeinen Poliklinik. Seine klinischen Demonstrationen und Besprechungen machten namentlich auf die jüngeren Zuhörer oft einen geradezu faszinierenden Eindruck. Benedikts mageres Gesicht mit den beim Sprechen meist herabhängenden Augenlidern zeigte die Spuren innerer Kämpfe und Leidenschaften. Er litt unter dem Mangel an Anerkennung bei seinen Fachgenossen und suchte Ersatz dafür bei seinen Schülern. Seine Vorträge frappten immer wieder durch die Fülle origineller Gedanken und die anscheinende Sicherheit des Urteils; aber freilich bei näherer Betrachtung mußten einem doch manchmal Bedenken an der Richtigkeit der Benediktschen Behauptungen kommen. Benedikt

war stets Polikliniker gewesen und entbehrte daher der so notwendigen Kontrolle durch die pathologisch-anatomische Untersuchung. Das Zweifelhafte vieler seiner Diagnosen war ihm daher nie so recht zum Bewußtsein gekommen. Ein Hauptgegenstand seiner Forschung waren damals kraniologische Untersuchungen an Epileptikern, Geisteskranken und Verbrechern. Er glaubte allerlei Gesetzmäßigkeiten gefunden zu haben, die sich aber keine dauernde Anerkennung verschaffen konnten. Auch seine Untersuchungen an Verbrechergehirnen haben wohl kaum diejenige Bedeutung erlangt, die er ihnen selbst zuschrieb. In therapeutischer Hinsicht fehlte es Benedikt ebenfalls an der nötigen scharfen Kritik. Er überschätzte bedeutend die Wirkung seiner galvanischen Behandlungsmethoden. Aber trotz alledem wäre es unrecht, die große Erfahrung und den Gedankenreichtum des unablässig arbeitenden Forschers nicht anzuerkennen. Benedikt war auch ein glänzender Schriftsteller, und wenn auch seine zahlreichen Aufsätze und Vorträge oft zum Widerspruch reizen, so nehmen sie doch immer wieder durch die Originalität der Gedanken und des Ausdrucks gefangen. Wer eine Probe von Benedikts Schreib- und Denkweise kennen lernen will, der lese z. B. die Einleitung zur 2. Auflage seiner Elektrotherapie, die eine Charakteristik des großen Wiener Klinikers Oppolzer und im Anschluß daran eine Anzahl allgemeiner Bemerkungen über neurologische Diagnostik enthält. Manches hat er in der Tat geahnt, was erst spätere mühsame Forschung wirklich erwiesen hat. Ich bewahre ihm ein dankbares Gedenken, zumal er mir auch persönlich in freundlichster Weise entgegenkam. Ich habe in jenem Winter viel in dem Benediktschen Hause verkehrt, stand mit dessen Kindern auf bestem Fuße und erfuhr auch viel Liebenswürdigkeit von Frau Benedikt. In späteren Jahren hat Benedikt viel Trauriges in seiner Familie durchmachen müssen. Als ich ihn 1910 in Wien

wieder aufsuchte, lebte er als alter Mann nur noch mit einer Tochter, vereinsamt und ziemlich vergessen. Seine früher große Privatpraxis hatte allmählich aufgehört, er war kränklich und auch nicht frei von wirtschaftlichen Sorgen. Es war für mich ein wehmütiges Wiedersehen.

Daß ich auch an den reichen musikalischen und sonstigen künstlerischen Anregungen, die Wien darbot, nicht achtlos vorüberging, brauche ich kaum besonders zu betonen. Ich war ein häufiger Besucher der obersten Galerie des Opernhauses, wo, wie ich gefunden habe, stets die aufmerksamsten und dankbarsten Zuhörer sitzen. Dort habe ich mich in jenem Winter zum erstenmal an den Tonfluten der Walküre berauscht und dem temperamentvollen Gesange der Lucca begeistert zugehört. Auch an die Symphoniekonzerte der Philharmoniker und die Hellmesbergerschen Quartettabende erinnere ich mich noch jetzt mit Freuden. Bei der Uraufführung der zweiten Brahms'schen D-dur-Symphonie hatte ich meinen Stehplatz hinten im Musikvereinssaal und gehörte am Schluß zu denen, die durch begeistertes Klatschen die verständnislose Kühle, mit der ein Teil des Publikums das herrliche Werk aufnahm, zu verdecken suchten.

Auch in manchen Familien, namentlich da, wo Musik gemacht wurde, hatte ich Zutritt gefunden. Besonders wertvoll war mir der Verkehr bei dem Kulturhistoriker Karl Grün und dessen Gattin Marie. Grün lebte in Wien von seiner schriftstellerischen Arbeit, hauptsächlich von seiner Mitarbeit an der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die damals den österreichischen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit schenkte und deshalb auch in ganz Österreich viel gelesen wurde. Marie Grün war eine kluge, lebenswürdige Frau von vielseitiger allgemeiner Bildung, dabei eine der musikalischsten Frauen, die mir je begegnet sind, eine ausgezeichnete Klavierspielerin. In der kleinen, engen, aber behaglichen und durch den Geist ihrer Insassen so an-

ziehenden Grünschen Wohnung habe ich manchen angenehmen Abend verlebt und manche interessante Bekanntschaft gemacht. Frau Grün war eine Schülerin und begeisterte Anhängerin von Johannes Brahms. In meinem Besitz befindet sich noch jetzt aus ihrem Nachlaß ein Brief von Brahms an einen Hamburger Freund, worin der im Loben sonst so sehr zurückhaltende Meister in Worten wärmster Anerkennung von seiner Schülerin spricht. Dem Ehepaar Grün verdanke ich die Möglichkeit, Brahms auch persönlich kennen zu lernen. Ein kleiner Kreis von Musikern und Gelehrten, zu dem auch Brahms gehörte, kam damals öfter des Abends in einer kleinen kroatischen Weinstube zusammen. Grün führte mich einmal in diesen Kreis ein, und richtig, nachdem wir einige Zeit beisammen waren, erschien auch Brahms in bester Stimmung. Erst ziemlich spät in der Nacht verließen wir das Lokal, und da die Brahms'sche Wohnung nicht gar zu sehr abseits von meinem eigenen Heimwege lag, bat ich ihn um die Ehre, ihn nach Hause begleiten zu dürfen. Brahms faßte mich freundlich unter den Arm, und so zogen wir beide durch die nächtlichen Straßen Wiens seiner Wohnung zu. Brahms war in heiterster Laune und winkte zu jedem noch in so später Stunde erleuchteten Fenster hinauf. Ich mußte daran denken, wie Schubert und Mozart gewiß manches Mal in ähnlicher Weise ihren nächtlichen Heimweg durch die Straßen Wiens genommen haben. Viele Jahre später traf ich Brahms einmal wieder auf einem ihm zu Ehren veranstalteten Meininger Musikfeste. Ich wurde ihm, der natürlich keine Ahnung mehr von mir hatte, wieder vorgestellt. Wir sprachen einige Worte miteinander, und die Rede kam auch auf jenen Freundeskreis in der kleinen Wiener Weinstube. Als ich ihn aber dann durchaus harmlos an unsern gemeinsamen nächtlichen Heimweg und an seine damalige fröhliche Stimmung erinnerte, brach er das Gespräch

plötzlich ab, drehte sich um und ließ mich ganz verduzt allein stehen. Robert Hausmann, der die kleine Szene mit angesehen hatte, tröstete mich mit den Worten: „Das mußt du Brahms nicht übelnehmen, so macht er es oft mit seinen besten und ältesten Freunden.“ An dem Abend desselben Tages hatte ich noch einmal Gelegenheit, die zuweilen wirklich recht unliebenswürdige Launenhaftigkeit Brahms' zu beobachten. Im Nachmittagskonzert war das Brahms'sche „Triumphlied“ aufgeführt worden. Zahlreiche jugendliche Sängerinnen, Mitglieder von Gesangvereinen aus den benachbarten kleinen thüringischen Städten, hatten sich mit ihren frischen, hohen Stimmen weidlich Mühe gegeben, eine ungewöhnlich schöne Wiedergabe des herrlichen, sehr schwierigen Werkes zustande zu bringen. Nach dem gemeinschaftlichen Festessen fand abends ein Ball statt, und die kleinen thüringischen Singvögelchen umschwirrten natürlich von allen Seiten den Meister Brahms und wagten es endlich, ihn um seinen Namenszug auf ihren Tanzkarten zu bitten. Der ersten und zweiten wurde der Wunsch auch erfüllt, bei der dritten schrieb der schon ärgerliche Brahms nur noch ein großes B hin, bei der vierten und fünften beliebige andere Namen wie Peter und Fritz, bei der sechsten machte er nur noch einen dicken Bleistiftstrich, rief dann ärgerlich aus: „Ach, laßt mich in Ruhe!“ und lief der ihm traurig nachblickenden Mädchenschar davon. Trotz solcher gelegentlicher Künstlerlaunen war Brahms eigentlich eine gütige Natur, er hat oft in Not geratene Künstler unterstützt. Ob er je innerlich wirklich glücklich gewesen ist, möchte ich bezweifeln. Die schönsten und größten seiner musikalischen Schöpfungen tragen, wenn sich auch in ihnen stets das Bewußtsein eigener Kraft offenbart, doch fast alle einen Zug wehmütiger Resignation an sich.

Von meinen sonstigen in Wien gemachten Bekanntschaften möchte ich schließlich noch den bekannten Dichter

und Romanschriftsteller Levin Schücking nennen, der den Winter 1877/78 ebenfalls in Wien zubrachte, zusammen mit seiner anziehenden und lebensfrohen Tochter Theo. Wie und wo wir uns kennen gelernt hatten, weiß ich nicht mehr. Wir drei wurden aber gute Freunde, und als vierter gesellte sich zu uns noch der junge Kunsthistoriker Hubert Janitschek, damals Kustos am Österreichischen Museum für Kunst und Industrie, später ordentlicher Professor der neueren Kunstgeschichte in Straßburg und Leipzig. Wir vier kamen längere Zeit regelmäßig zum Mittagessen beim „Operndreher“ zusammen, und ich freute mich, einmal auch etwas von anderen Dingen zu hören, als immer nur von Medizin und Musik. Levin Schücking, der seinen ursprünglichen juristischen Beruf schon lange aufgegeben hatte, sah immer noch wie ein alter preußischer Jurist aus. Er besaß ein großes historisches Wissen, und es war für mich das lehrreichste Vergnügen, wenn wir manchmal zusammen die historischen Stätten Wiens, die alten Paläste und Höfe, aufsuchten, wobei er stets seine erläuternden Bemerkungen machen konnte. Janitschek hielt damals eine vielbesuchte Vortragsreihe über die Kunst und die Kultur der Renaissance, was uns zu vielfachen Neckereien Anlaß gab, indem wir ihn als eine moderne Verkörperung des Renaissancemenschen hinstellten. Alle die drei lieben Genossen aus jener Zeit sind nicht mehr am Leben, Levin Schücking starb 1883 in Pymont bei seinem Sohne Adrian, einem bekannten Arzte, Janitschek 1893 in Leipzig. Theo Schücking hat mich und meine Eltern in viel späteren Jahren in Leipzig noch häufig besucht. Wir erinnerten uns dann stets gern der vielen fröhlichen Stunden, die wir in Wien zusammen verlebt hatten.

Ungefähr im Februar 1878 erhielt ich ganz unvermutet aus Leipzig eine der bekannten lakonischen Postkarten von Ernst Wagner, der nach Wunderlichs Tode dessen Nachfolger als Direktor der medizinischen

Klinik geworden war. Die Postkarte lautete: „L. H. D.! Sehen Sie zu, daß Sie sich schon zu Beginn des nächsten Semesters hier habilitieren, damit Sie den Unterricht in der klinischen Propädeutik übernehmen können. Ihr E. W.“ — An eine so rasche Habilitation hatte ich selbst noch gar nicht gedacht. Ich dankte aber natürlich Wagner für das mir geschenkte Vertrauen und versprach ihm, meine Habilitation nach Möglichkeit zu beschleunigen. Anfang März kehrte ich nach Leipzig zurück, trat wieder in meine Assistententätigkeit ein und reichte zu Beginn des Sommersemesters 1878 meine Arbeit „Über ausge dehnte Anästhesien und ihren Einfluß auf die willkürliche Bewegung und das Bewußtsein“ als Habilitationschrift ein. Am 11. Mai 1878 hielt ich meine Probevorlesung „Über den gegenwärtigen Stand der Lehre von den Rückenmarkskrankheiten,“ wonach mir die *venia legendi* an der Leipziger Universität erteilt wurde.

Es könnte manchem auffallend erscheinen, daß mir schon drei Jahre nach bestandenem Staatsexamen und nach nur wenig mehr als zweijähriger Assistentenzeit von der Fakultät die Erlaubnis zur Habilitation gegeben wurde. Dies erklärt sich aber daraus, daß ich damals unter all den gleichzeitigen Assistenten der Klinik oder Poliklinik wirklich der einzige war, der die ausgesprochene Absicht hatte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Ich erinnere mich, daß Wunderlich sich öfter darüber beklagte, daß so wenige seiner Assistenten sich an der Universität habilitieren wollten. Daß sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse so sehr geändert haben, und daß es den Leitern der klinischen Institute und den Fakultäten jetzt kaum mehr möglich ist, all die zahlreichen Wünsche nach einer Zulassung zur Habilitation zu erfüllen, liegt daran, daß sich der Sinn und die Bewertung der Habilitation für die jungen Ärzte gänzlich geändert haben. Der Wunsch, sich zu habilitieren, bedeutet jetzt in den meisten Fällen gar nicht das ausgesprochene Stre-

ben nach der späteren Erlangung einer ordentlichen Professur. Die Habilitation soll vielmehr jetzt — namentlich auch im Hinblick auf die mögliche spätere Erlangung des Professortitels — entweder als Stützpunkt für den Beginn einer spezialistischen Praxis dienen, oder die Aussichten vermehren, zum leitenden Arzt einer Krankenhausabteilung erwählt zu werden. Letzteres ist jetzt wohl das Hauptziel der meisten Privatdozenten in den klinischen Fächern, zumal da sich sowohl die Anzahl wie namentlich auch die Bedeutung der Krankenhäuser in den großen und sogar in den mittleren und manchen kleineren Städten während der letzten Jahrzehnte ungleichmäßig gehoben haben. Wie die Verhältnisse jetzt einmal liegen, müssen meines Erachtens die Fakultäten ihnen auch Rechnung tragen. Es ist einerseits für das Publikum wichtig, Fachärzte zu haben, zu deren Wissen und Können es Vertrauen hegen darf, und ebenso ist es andererseits für die städtischen Verwaltungen erwünscht, eine Gewähr zu haben für die genügende praktische und wissenschaftliche Ausbildung der von ihnen anzustellenden Krankenhausärzte. Man kann die Zulassung zur Habilitation jetzt gewissermaßen als eine Art Befähigungsnachweis auffassen. Unter der Voraussetzung, daß die Ansprüche für Gewähr dieser Zulassung auf einer entsprechenden Höhe bleiben, sollten daher, meine ich, die Fakultäten im Interesse des Fortkommens der Tüchtigeren unter dem jungen ärztlichen Nachwuchs in der Beschränkung der Zahl der Privatdozenten nicht gar zu streng verfahren. Die Fakultäten haben doch die Pflicht, zumal bei den jetzigen schwierigen Verhältnissen, den wirklich Begabten und Fleißigen unter den jüngeren Medizinern ihre Laufbahn möglichst zu erleichtern. Mit der Verleihung des Professortitels freilich sollte man nicht zu freigebig sein. Unter keinen Umständen darf dieser Titel „ersessen,“ er sollte vielmehr nur durch wirklich wertvolle wissenschaftliche Leistungen erworben werden.

7. Erster klinischer Assistent bei Wagner und Privatdozent in Leipzig.

An der medizinischen Fakultät in Leipzig hatte sich während der Zeit meines Wiener Aufenthalts manches verändert. Wie schon erwähnt, war Wunderlich bereits im Herbst 1877 gestorben, E. Wagner war sein Nachfolger geworden. Damit waren zwei Lehrstühle erledigt, die Wagner gleichzeitig innegehabt hatte, die aber jetzt nicht mehr vereinigt bleiben konnten. Auf Wagners Wunsch und auf sein besonderes Betreiben wurde zu seinem Nachfolger in der Professur für pathologische Anatomie Julius Cohnheim aus Breslau berufen, als Wagners Nachfolger in der Leitung der medizinischen Poliklinik Professor Wilhelm Erb aus Heidelberg. Beide traten schon zu Beginn des Sommersemesters 1878 ihre neuen Stellungen in Leipzig an.

Für Wagner, den bisherigen Polikliniker, war es nicht leicht, nun mit einemmal die Leitung eines großen Krankenhauses zu übernehmen. Aber mit dem ihm eigenen unermüdlichen Fleiß widmete er sich seiner neuen Aufgabe, kam regelmäßig täglich zweimal, vormittags und nachmittags, in das Krankenhaus und beschäftigte sich nun besonders eingehend mit der Untersuchung der akuten Kranken, die ihm seine bisherige poliklinische Tätigkeit nur in geringer Zahl dargeboten hatte. Von dem Eifer, den Wagner in seiner neuen klinischen Stellung entfaltete, geben die verschiedenen von ihm in den folgenden Jahren veröffentlichten Arbeiten über den Typhus, über die chronischen Ausgänge der kruppösen Pneumonie u. a. Zeugnis. Sehr bald konzentrierte sich

seine klinische Hauptarbeit auf das Studium der Nierenkrankheiten. Er war aufgefordert worden, an Stelle des vor kurzem verstorbenen Kieler Klinikers Bartels für die 2. Auflage des großen Ziemssenschen Handbuchs die Nierenkrankheiten neu zu bearbeiten. Wagner hatte diese Aufgabe gern auf sich genommen, weil er dabei außer der Beobachtung und Verwertung eines ungewöhnlich reichen klinischen Materials gleichzeitig auch, seiner früheren pathologisch-anatomischen Tätigkeit entsprechend, die pathologische Anatomie der verschiedenen Formen des Morbus Brightii neu darstellen konnte. Mehrere Semester lang beherrschte daher damals vor allem das Studium der Nierenkrankheiten unsere Klinik. Wir Assistenten mußten über die Nierenkranken besonders sorgfältige Krankengeschichten führen und täglich genaue mikroskopische Untersuchungen der Harnsedimente anstellen. Ich selbst war Wagner namentlich bei den mikroskopisch-anatomischen Untersuchungen behilflich. Wagner erhielt von allen zur Sektion gekommenen Fällen in liberalster Weise genügendes Untersuchungsmaterial, obwohl damals zu gleicher Zeit auch Cohnheims erster Assistent Carl Weigert sich vorzugsweise mit der Pathologie der Nierenkrankheiten beschäftigte. Da auch Cohnheim gleichzeitig experimentelle Untersuchungen über die Zirkulation in der Niere anstellte, so sieht man, daß wir alle damals wirklich unter dem Zeichen der Nephritis standen. Wagner und Weigert arbeiteten freundschaftlichst miteinander, aber, ihren Naturen entsprechend, doch in recht verschiedener Weise. Für Wagner war immer die Beobachtung und Sichtung eines möglichst großen Einzelmaterials die Hauptsache, während Weigert bestrebt war, die Gesamtheit der Nierenkrankheiten unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammenzufassen und die einzelnen Formen der Nierenentzündung als nach Verlauf und Intensität unterschiedene Glieder einer gleichartigen Reihe darzustellen.

Als klinischer Lehrer verdient Wagner das höchste Lob. Auf größere zusammenhängende klinische Vorträge legte er freilich wenig Wert, aber an seine Unterweisung in einer sorgsam methodischen Krankenuntersuchung und in einer möglichst genauen Diagnosestellung erinnern sich gewiß noch jetzt viele seiner dankbaren Schüler.

Mit der Übernahme des pathologischen Instituts durch J. Cohnheim rückte dieses mit einem Male durchaus in den Mittelpunkt aller klinischen Interessen. Man kann sich kaum genügend vorstellen, welch ein Umschwung des ärztlichen Denkens und der ganzen Auffassung der pathologischen Vorgänge unter dem Einflusse Cohnheims und seines ersten Assistenten Carl Weigert bei uns jüngeren Ärzten eintrat. Während wir uns bisher größtenteils nur auf die Feststellung des klinischen und anatomischen Tatbestandes beschränkt hatten, traten nun mit einemmal die ätiologische Denkweise und die Fragen nach der Entstehung und dem Zusammenhang aller einzelnen Krankheitserscheinungen vollständig in den Vordergrund. Alle die ersten großen Errungenschaften der damals gerade im Aufblühen begriffenen bakteriologischen Forschung wurden jetzt durch Cohnheim und Weigert in uns lebendig wirksam. In den Breslauer Instituten von Cohnheim und dem Botaniker F. Cohn hatte Robert Koch vor kurzem seine grundlegenden Untersuchungen über die Milzbrandinfektion und die Entwicklung der Milzbrandbazillen angestellt. Weigert hatte die Methoden der Bakterienfärbung durch Anilinfarben gefunden. Cohnheim hatte die allgemeinen Grundsätze für die Beurteilung der Entwicklung und des Verlaufs der Infektionskrankheiten festgestellt und diese Grundsätze zunächst vor allem auf die Pathologie der Tuberkulose angewandt. Noch waren die Tuberkelbazillen nicht entdeckt, aber in seiner akademischen Antrittsrede, die Cohnheim „Über die Verbreitungswege der Tuberkulose im menschlichen Körper“ hielt, hat noch

heute fast jeder Satz Gültigkeit, man braucht nur das Wort „Tuberkelvirus“ durch das Wort „Tuberkelbazillen“ zu ersetzen. Zwar wußten wir schon lange, daß tuberkulöse Lungenkranke oft vorher an Drüsenschwellungen, chronischer Gelenkschwellung und namentlich oft an Rippenfellentzündung gelitten haben; daß aber alle diese Erkrankungen schon die unmittelbaren Folgen der bereits eingetretenen tuberkulösen Infektion sind, wurde uns erst damals klar. Und in ähnlicher Weise ging auch für alle anderen Krankheitsprozesse das Bestreben dahin, möglichst genau ihr Entstehen, den Ort der ersten Krankheitslokalisation, die Ursachen und die Wege der weiteren Ausbreitung der Krankheit, die sekundären Folgeerscheinungen usw. möglichst genau festzustellen. Bei jeder Sektion kam es nun nicht mehr nur darauf an, alle einzelnen Organveränderungen nebeneinander festzustellen; stets ging das Bestreben dahin, aus der Gesamtheit der aufgefundenen einzelnen Veränderungen, so weit wie möglich, den Gesamtverlauf der Krankheit nach seinen Ursachen und seiner weiteren Entwicklung noch einmal zu rekonstruieren. Dies alles erscheint heute selbstverständlich und ist jedem wissenschaftlichen Arzte geläufig, damals war es aber neu und wirkte daher ungemein befruchtend und anregend auf die wissenschaftliche Arbeit aller strebsamen jüngeren Mediziner. Cohnheim legte den Schwerpunkt seiner Lehrtätigkeit in die „pathologisch-anatomischen Demonstrationen“, die er zweimal wöchentlich abhielt, und bei denen jeder einzelne zur Sektion gekommene Fall seinem gesamten inneren Zusammenhange nach ausführlich besprochen wurde. Seinem Wunsche gemäß, aber ebenso auch aus innerem Antrieb, waren wir klinischen Assistenten fast immer bei diesen Demonstrationen mit anwesend und mußten häufig über den klinischen Verlauf der Fälle Auskunft geben.

Durch Weigert wurde zunächst die gesamte histologische Technik des Instituts auf eine höhere Stufe ge-

bracht. Die neueren Einbettungs- und Färbemethoden, vor allem aber der Gebrauch des Mikrotoms zur Herstellung der Schnitte wurden eingeführt. Ich erinnere mich noch des immer erneuten freudigen Erstaunens von E. Wagner, wenn Weigert ihm noch während der Sektion ein mit dem Gefriermikrotom gemachtes, bereits gefärbtes mikroskopisches Präparat von dem erkrankten Organ vorlegen konnte. Der Grundgedanke Weigerts bei allen von ihm eingeführten Färbemethoden war stets der Wunsch nach der Auffindung möglichst rein elektiver Färbungen. Die Färbung sollte wie eine chemische Reaktion den unmittelbaren Beweis für das Vorhandensein eines bestimmten Gewebes liefern. So entstanden die Methoden der Kernfärbung, der Amyloidfärbung, der Färbung des elastischen Gewebes, des Fibrins und vor allem die so ungemein bedeutungsvollen Methoden der Markscheiden- und Gliafärbung im Nervensystem. Weigert war aber keineswegs nur histologischer Techniker, sondern vor allem allgemeiner Pathologe von weitgehendem Blick. Der Grundgedanke, der ihn damals am meisten beschäftigte, und der auch mich später bei meinen pathologisch-anatomischen Untersuchungen des Rückenmarks vielfach leitete, war die Anschauung, daß bei der großen Mehrzahl aller toxischen, infektiösen und auch auf angeborener Veranlagung beruhenden Organerkrankungen das spezifische Organgewebe zuerst erkrankte und degenerierte, und daß erst auf diese Organzellen-Degeneration die sekundäre Wucherung des Bindegewebes folge. Nach Weigerts damaliger Anschauung sollte die erste Folge jeder von außen kommenden krankmachenden Ursache stets eine Schädigung, eine Zerstörung von Gewebsteilen, und erst diese Schädigung die Ursache für den Eintritt krankhafter geweblicher Neubildungen sein. Weigert nannte diese seine bis ins einzelne ausgeführte Theorie von der primären Zerstörung des Gewebes scherzweise die Schiwa-Theorie

nach dem indischen Gotte Schiwa, dem Gott der Zerstörung. Jede Neubildung wird immer nur angeregt durch eine Zerstörung des vorher bestehenden Organgewebes. Die Vermehrung des Bindegewebes bei der Leberzirrhose, die interstitielle Bindegewebswucherung bei der Schrumpfniere, die Wucherung der Neuroglia bei dem Untergange der Nervenfasern, alles dies ist die notwendige sekundäre Folge der primären Atrophie des spezifischen Organgewebes. Sicher liegt in diesem Weigertschen Gesetz viel Wahres, wenn es auch vielleicht keine absolute Allgemeingültigkeit hat.

Es war damals die Zeit, wo die grundlegenden Entdeckungen der einzelnen organisierten Krankheitserreger rasch einander folgten, die Entdeckung der Typhusbazillen, der Diphtheriebazillen, der Pneumokokken usw. Keine aber erweckte in uns Jüngeren eine so freudige Erregung, wie die Entdeckung der Tuberkelbazillen durch Robert Koch. Ich erinnere mich noch deutlich eines Abends — es muß wohl etwa zu Beginn des Jahres 1881 gewesen sein — als wir Assistenten noch größtenteils im gemeinschaftlichen Eßzimmer zusammen saßen. Da öffnete sich plötzlich die Tür, und Weigert rief uns in seiner gewöhnlichen lebhaften und erregten Weise ohne jede weitere Begrüßung die Worte zu: „Koch hat den Tuberkelbazillus entdeckt. Ehrlich hat es mir geschrieben.“ Wir sprangen alle von unseren Sitzen auf und sprachen noch lange über dieses große wissenschaftliche Ereignis. Ich erwähne absichtlich diesen kleinen Vorfall, um daran zu zeigen, wie lebhaft in jener großen Epoche der Wissenschaft auch wir jüngeren wissenschaftlichen Arbeiter an den neuen Ideen und Entdeckungen teilnahmen. Kurze Zeit nachher fuhr ich als Begleiter E. Wagners nach Berlin, um die persönliche Bekanntschaft des so freudig begrüßten neuen Bazillus zu machen. Koch demonstrierte uns bereitwilligst seine nach der von Ehrlich gefundenen, verhältnismäßig ein-

fachen Methode gefärbten Präparate. Ehrlich war ursprünglich Assistent an der Frerichsschen Klinik. Als ich ihn einmal dort besuchte, fand ich ihn in dem ihm zur Verfügung stehenden Arbeitszimmer, das kaum einige Quadratmeter groß war. Sein Arbeitstisch, auf dem sein Mikroskop stand, war bedeckt mit übereinandergehäuften gefärbten mikroskopischen Blut-Trockenpräparaten. Niemand hätte sich in ihnen zurechtfinden können außer ihm selbst. Ehrlichs Finger zeigten meist die Spuren der zahlreichen Anilinfarben, mit denen er damals an den weißen Blutzellen seine zu so grundlegenden neuen Ergebnissen führenden Studien machte. Ich muß noch jetzt zuweilen an das kleine, enge damalige Arbeitszimmer des großen Forschers denken. Wie häufig steht die Größe des Arbeitsraumes im umgekehrten Verhältnis zu der Größe der Entdeckungen, die darin gemacht werden!

Cohnheims zweiter Assistent war der Privatdozent C. Huber, der schon unter Wagner Assistent des Instituts geworden war. Huber war ein schon durch sein Äußeres auffallender Sonderling, ein großer, magerer Mensch mit eigentümlicher Kopf- und Gesichtsbildung. Er machte die Mehrzahl der Sektionen, schloß sich aber sonst von dem übrigen Institutsleben fast ganz ab. In der Ecke eines Arbeitszimmers des Instituts hatte er sich ein kleines eigenes Reich eingerichtet, wo er mit einer großen Schar von weißen Ratten und Mäusen hauste, die größtenteils beständig frei umherliefen und auf ihrem Herrn und Gebieter herumkletterten. An ihnen nahm Huber unzählige Milzbrandimpfungen vor, die zu großen Entdeckungen führen sollten, von denen er aber niemand etwas Näheres mitteilte. Am Hinterkopf hatte Huber ein großes Atherom, daß um so auffallender sichtbar war, als Huber ganz kurzgeschorene Haare trug. Die Studenten nannten es allgemein das „Huberom“ und freuten sich unbändig, als sie einmal

während der Faschingszeit auf einem öffentlichen Ball ihren Lehrer, der sich in Maske und schwarzem Domino für vollständig unkenntlich hielt, an seinem Huberom sicher diagnostizieren konnten. Huber war übrigens ein höchst ehrenwerter Mensch und ein fleißiger und von wirklichem Forschungseifer beseelter Dozent, dessen Kurse von den Studenten gern gehört wurden. Er hat auch einige sorgfältig ausgeführte wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, darunter auch eine erste Mitteilung über seine Milzbrandstudien, die aber keinen nachhaltigen Einfluß ausgeübt haben. Er ist leider jung an Tuberkulose gestorben.

Daß ich die Berufung Erbs zum Nachfolger Wagners mit besonderer Freude begrüßte, wird man verstehen. Erb war schon damals durch seine Arbeiten über die Erscheinungen und die Ursachen der elektrischen Entartungsreaktion von Nerven und Muskeln, durch die Entdeckung der Sehnenreflexe, durch die Aufstellung des neuen Krankheitsbildes der spastischen Spinalparalyse und vor allem auch durch seine vorzüglichen Bearbeitungen der Krankheiten der peripherischen Nerven und des Rückenmarks in dem großen Ziemssenschen Handbuch der anerkannt erste Neurologe in Deutschland geworden. Ich hatte ihn schon früher flüchtig kennen gelernt, er wußte, daß ich mich besonders mit neurologischen Arbeiten beschäftigte, und so kam er mir von vornherein mit größter Freundlichkeit entgegen. Wenn ich mich auch nicht eigentlich als Erbschen Schüler bezeichnen kann, so verdanke ich ihm doch manche Anregung und Belehrung. Mit Erbs Berufung wurde Leipzig zu einer der Hauptstätten neurologischer Forschung. Hier hatte Flechsig vor kurzem seine grundlegenden und so ungemein folgenreichen Entdeckungen gemacht über die nach einzelnen Fasersystemen erfolgende Entwicklung der Markscheiden im Gehirn und Rückenmark. Hier hatte W. His sen. damals neue wichtige Tatsachen über die

Entwicklung des Rückenmarks, vor allem über die Entwicklung der hinteren Rückenmarkswurzeln aus den Spinalganglien, gefunden. Erb, Flechsig, His und Cohnheim gründeten ein Kränzchen, an dem teilzunehmen sie so freundlich waren, auch mich aufzufordern. Da die Neurologie in diesem Kränzchen sehr dominierte, so nannten wir es kurzweg das „Nervenkränzchen“. Wir kamen allwöchentlich einmal des Abends in dem bekannten Restaurant von Baarmann zusammen, und es entwickelte sich unter uns ein ebenso anregender, wie freundschaftlich-fröhlicher Verkehr.

Erb war mir ein unerreichtes Vorbild größter Gründlichkeit und Genauigkeit in der ärztlichen Untersuchung und wissenschaftlichen Forschung. Er hatte darin eine gewisse Ähnlichkeit mit E. Wagner, daß auch ihn die Beschäftigung mit allgemeineren Problemen weniger interessierte, als die möglichst genaue Feststellung einzelner Tatsachen. Darum konnte Erb auch niemals ein näheres Verhältnis zur Psychologie und zu den Psychoneurosen gewinnen. Auch die Neurastheniker und Hysterischen beurteilte und behandelte er ebenso wie organische Nervenranke. Eine bewußte Psychotherapie hat er niemals getrieben, aber auf dem Gebiete der peripherischen und spinalen Erkrankungen war er ein Meister der Untersuchung und der Diagnostik. Erb war der gründlichste Arzt, den man sich denken kann. Nichts war ihm mehr verhaßt, als Flüchtigkeit und Unaufmerksamkeit. Alles, was er tat, mußte genau bis ins einzelne ausgeführt werden. Auch von allen den zahlreichen Kranken seiner Privatsprechstunde machte er sorgfältige und ausführliche Krankengeschichten. Erb war ein überzeugter Therapeut. Er glaubte fest an die therapeutische Wirksamkeit seiner pharmazeutischen Lieblingspräparate: Eisen, Arsen, Extractum Chinae, Extractum strychni u. a. Sein therapeutisches Spezialgebiet war die Elektrotherapie. Die meisten seiner

Nervenkranken behandelte er mit elektrischen Strömen und zeigte darin eine unermüdliche Ausdauer. Die einzelnen Methoden und Indikationen für die Anwendung des faradischen oder des galvanischen Stromes wurden von ihm eingehend festgestellt. Es war kein geringer Schmerz für ihn, als P. J. Möbius später — wohl in übertriebener Weise — die Heilwirkungen der Elektrizität überhaupt bezweifelte und die anscheinenden Erfolge der Elektrotherapie als Wirkungen der Suggestion hinstellte. Erb war ein Mensch pünktlichster Zeiteinteilung. Wehe dem Patienten, der nicht rechtzeitig zur festgesetzten Stunde anwesend war! Aus solchen und ähnlichen Anlässen konnte er recht grob werden. Auch in seiner ganzen Lebensführung war er von der größten Ordnungsliebe und Pünktlichkeit. Über alle wichtigeren Ereignisse seines Lebens, seine Reisen usw. führte er ein genaues Tagebuch, eine Gewohnheit, die auch ich auf seine Anregung hin angenommen habe.

In hohem Grade besaß er die für den Arzt so ungemein wichtige Fähigkeit der raschen Auffassung und des sicheren Blicks für alles Wesentliche. Dies und andererseits auch die zuweilen fast pedantische Genauigkeit aller seiner Untersuchungen erklären die auffallend große Zahl der wichtigen neuen klinisch-neurologischen Tatsachen, die Erb gefunden hat. Über seine Entdeckung der Sehnenreflexe erzählte er mir selbst einmal folgendes. Eine Anzahl junger Assistenten und Dozenten, zu denen auch Erb gehörte, hatten in Heidelberg einen regelmäßigen Kegelabend. Während eines dieser Abende vergnügte sich einer der Anwesenden damit, daß er, auf einem Tische sitzend, mit seinem schweren Hausschlüssel immer wieder auf sein Kniescheibenband schlug, wodurch jedesmal ein Emporschnellen des herabbaumelnden Unterschenkels erfolgte. Erb fiel diese gewiß von manchem anderen schon gesehene, aber nicht weiter beachtete Erscheinung auf.

Er dachte über sie nach und wiederholte schon am folgenden Tage den einfachen Versuch an zahlreichen Gesunden und Nervenkranken. Sehr bald wurde ihm die große Bedeutung dieser und einer Reihe anderer analoger anscheinend reflektorischer Muskelzuckungen klar, und so wurde er der Entdecker der von ihm so genannten „Sehnenreflexe“, deren Prüfung noch jetzt zu den alltäglichen Aufgaben eines jeden Nervenarztes gehört. Freilich mußte Erb leider den Ruhm dieser wichtigen Entdeckung mit C. Westphal teilen. Als seine Arbeit über die Sehnenreflexe in dem damals von Westphal redigierten „Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten“ erschien, folgte ihr unmittelbar eine denselben Gegenstand behandelnde Arbeit von Westphal, der dem von ihm so genannten „Kniephänomen“ und den andern analogen „Phänomenen“ auch schon seit einiger Zeit ein eingehenderes Studium gewidmet hatte.

Die medizinische Poliklinik wurde von Erb insofern erweitert, als er ihr noch zwei besondere Abteilungen angliederte, eine Abteilung für Nervenranke und eine Abteilung für Hautkrankheiten. Da Erb schon damals in weiteren Kreisen einen großen Ruf als Nervenarzt genoß, so nahm die auch schon früher nicht unbedeutliche Zahl der Nervenkranken, welche die medizinische Poliklinik aufsuchten, noch erheblich zu. Die Abteilung für Hautkrankheiten war hauptsächlich im Interesse des jungen A. Neisser, des späteren berühmten Breslauer Dermatologen, eingerichtet worden. Neisser hatte kurz vorher als Assistent der Simonschen Klinik in Breslau den Gonokokkus entdeckt, hatte sich aber jetzt in Leipzig habilitiert und arbeitete hauptsächlich mit Weigert zusammen im Cohnheimschen Institut. Erbs neurologischer Assistent war Alfred Kast, den Erb sich von Heidelberg mitgebracht hatte. Mit Kast wurde ich bald näher befreundet. Er war nicht nur ein sehr gescheiter, sondern auch ein ungewöhnlich

schöner und einer der amüsantesten Menschen, die mir je vorgekommen sind. Er besaß eine große Gabe witziger Unterhaltung und namentlich ein Talent, andere Leute, insbesondere natürlich junge Kollegen und ältere Professoren in etwas parodierender Weise nachzuahmen, das unwiderstehlich komisch wirkte. Wo Kast in einem geselligen Kreise saß, herrschte stets allgemeine Heiterkeit und erscholl lautes Gelächter. Kast wurde später Direktor der medizinischen Klinik in Breslau. Er war mein unmittelbarer Vorgänger daselbst.

Ich hatte gleich nach meiner Rückkehr aus Wien Cohnheim um einen Arbeitsplatz in seinem Institut gebeten und fing nun an, mich zunächst mit der histologischen Technik vertraut zu machen, wobei ich ja keinen besseren und hilfsbereiteren Lehrmeister hätte haben können als Weigert. Auf dem Arbeitsplatz neben mir saß Dr. Johne, der spätere ausgezeichnete Professor der pathologischen Anatomie an der Tierärztlichen Hochschule in Dresden. Auch er war mir bei meinen histologischen Übungen vielfach behilflich. Wir untersuchten anfangs fast von allen Sektionen die einzelnen Organe, sowohl im frischen wie im gehärteten Zustande, so daß ich wenigstens eine vorläufige Übersicht über die wichtigsten pathologisch-anatomischen Veränderungen erhielt. Bald aber wandte ich mich immer mehr der pathologischen Anatomie des Nervensystems und insbesondere des Rückenmarks zu. Mit größter Liberalität gewährte mir Cohnheim die Erlaubnis, von allen Rückenmarkssektionen die Präparate sofort zur weiteren genaueren Untersuchung an mich nehmen zu können. Da ich als klinischer Assistent die Möglichkeit hatte, die chronischen Rückenmarkskranken durch Gewährung einer Freistelle monate- und jahrelang bis zu ihrem Tode in der Klinik beobachten zu können, so gelangte ich allmählich in den Besitz einer verhältnismäßig großen Anzahl von mir sorgfältig gehärteter krankhaft veränderter Rückenmarke.

Ich konnte im Verlaufe der nächsten Jahre eine Reihe klinisch=anatomischer Arbeiten zur Pathologie des Rückenmarks veröffentlichen, über die spastischen Spinalparalysen, über kombinierte Systemerkrankungen des Rückenmarks, über die pathologische Anatomie der Tabes u. a. Der nähere Verkehr mit Erb wirkte vielfach auf die besondere Richtung meiner Arbeiten ein. Die von Erb aufgestellte Vermutung, daß der Mehrzahl der spastischen Spinalparalysen eine primäre Seitenstrangklerose des Rückenmarks zugrunde liege, konnte ich zwar in dieser Allgemeinheit nicht bestätigen. Die Auffindung der hereditären Form der spastischen Spinalparalyse durch mich und ebenso die später in Erlangen erfolgte Untersuchung gewisser seltener Fälle von primärer Degeneration fast der gesamten motorischen Hauptbahn zeigten aber, daß in der Erbschen Aufstellung der „Seitenstrangklerose“ doch ein richtiger Kern erhalten war. Ich beschäftigte mich eingehend mit den Sehnenreflexen und versuchte schon damals, in Gemeinschaft mit H. Kronecker, die Reflexnatur dieser Erscheinungen durch die Messung der Zeit zwischen mechanischem Reiz und Eintreten der Zuckung nachzuweisen. An die Beobachtungen über Sehnenreflexe schloß sich dann die genauere klinische Analyse der sogenannten spastischen Erscheinungen an. — Eine Frage, die damals zuerst anfang, Erb lebhaft zu beschäftigen, und deren Studium er auch weiterhin noch eine jahrelange unermüdliche Arbeit gewidmet hat, war die Frage nach der ursächlichen Bedeutung der Syphilis für die Entstehung der Tabes. Der ätiologische Zusammenhang dieser beiden Krankheiten war zuerst von Fournier in Paris behauptet worden. In Deutschland war Erb der erste, der diese Behauptung zunächst auf rein statistischem Wege nachprüfte und immer mehr und mehr von der Richtigkeit der Fournierschen Angaben überzeugt wurde. Die Fournier=Erbschen Ansichten wurden aber zunächst

stark bekämpft. Man kann sich jetzt kaum mehr vorstellen, mit welcher Lebhaftigkeit, ja fast Erbitterung damals der Streit über die Tabes=Syphilislehre geführt wurde. In Virchow, namentlich aber in Leyden hatte Erb seine Hauptgegner. Es ist ein Glück, daß die oft recht temperamentvollen Äußerungen Erbs über diese und andere Gegner nur mündlich im vertrauten Freundeskreise gemacht wurden! Ich selbst stand der Frage übrigens auch längere Zeit zweifelnd gegenüber, weil die anatomischen Veränderungen der Tabes von den sonstigen sicher syphilitischen Erkrankungen des Nervensystems anscheinend so grundverschieden sind. Da ich aber die Erbschen Angaben im übrigen ebenfalls bestätigen konnte und auch mehrere kaum anders zu deutende auffallende Einzelbeobachtungen von Tabes bei Kindern, Frauen aus den besseren Ständen und bei alten Leuten machte, so mußte ich auf den Gedanken kommen, daß die Art des Zusammenhangs zwischen Syphilis und Tabes doch eine andere sein müsse, wie bei den gummös=syphilitischen Erkrankungen der Gefäße und der Gehirnhäute. So gelangte ich zu der Aufstellung der „metaluëtischen Erkrankungen“, eine Ansicht, die damals ziemlich allgemein angenommen wurde und, wenn ich nicht irre, auch jetzt noch nicht völlig entbehrlich geworden ist.

Im Herbst 1881 entstand in mir der Plan, ein neues ausführliches Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten zu schreiben. Schon als Student war es mir störend aufgefallen, daß die Darstellung mancher Krankheitszustände in dem sonst so vortrefflichen und anregend geschriebenen, damals unter den Studenten weit verbreiteten Lehrbuch von Felix Niemeyer keineswegs mehr dem entsprach, was uns in der Klinik als neuester Standpunkt des Wissens über die einzelnen Krankheiten gelehrt wurde. Mit den großen Fortschritten, welche die innere Medizin in den letzten

Jahren, vor allem auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten und der Nervenkrankheiten, gemacht hatte, war natürlich das Bedürfnis nach einem die damaligen wissenschaftlichen Auffassungen wirklich wiedergebenden Lehrbuch noch größer geworden. Da ich das Glück gehabt hatte, in einem wissenschaftlichen Zentrum ausgebildet zu sein, und mir somit zutrauen durfte, eine der damaligen wissenschaftlichen Denkweise wirklich entsprechende Darstellung der inneren Krankheiten geben zu können, so machte ich mich in jugendlichem Wagemut an das Werk. Wagner, den ich um Rat gebeten hatte, äußerte zwar allerlei Bedenken. Hätte das Buch Erfolg, so wäre es ein beständiger „Klotz am Bein“. Aber schließlich überwog doch in mir die Lust, die verlockende Arbeit in Angriff zu nehmen. Am Nachmittage des 24. Dezember 1881 setzte ich mich an meinen Schreibtisch und schrieb, nicht ohne eine gewisse stolze Erregung, auf den obersten Bogen eines dicken Stoßes Schreibpapier in großen Buchstaben die Worte: „Erstes Kapitel. Typhus abdominalis“. — Daß das Buch einen so ungewöhnlich großen Erfolg haben würde und daß ich in meinem einundsiebzigsten Lebensjahre damit beschäftigt sein würde, die 25. Auflage des vor 42 Jahren begonnenen Werkes vorzubereiten, konnte ich damals freilich weder ahnen, noch annehmen. Wagner hatte nicht unrecht gehabt. Die Arbeit am Lehrbuch hat mich mein ganzes Leben hindurch fast beständig begleitet. Das Buch hing mir manchmal in der Tat wie ein Klotz am Bein und hat mich vielleicht von mancher anderen spezielleren Forschungsarbeit abgehalten. Aber andererseits war es doch für mich ein steter Anreiz, mich gleichmäßig auf allen Gebieten der inneren Medizin mit den Fortschritten der Wissenschaft dauernd vertraut zu halten. Mit einer gewissen inneren Befriedigung und Genugtuung kann ich aus vielen mündlichen und schriftlichen Äußerungen entnehmen, daß das Buch auf das Denken und Handeln

zahlreicher Ärzte von entscheidendem Einfluß gewesen ist. Von Anfang an war ich soweit wie möglich bemüht, dem Buche ein individuelles Gepräge zu geben. Als ich die einzelnen Kapitel zum ersten Male schrieb, holte ich mir als Grundlage meiner Darstellung zunächst nicht die vorliegende ältere Literatur, sondern die gesammelten Krankengeschichten aus dem Archiv der Klinik und meine eigenen Notizen über jede einzelne Krankheit und suchte auf diese Weise meine Darstellung möglichst genau der wirklichen klinischen Beobachtung anzupassen. Der erste Band meines Lehrbuchs war im März 1883 fertiggestellt, und ich konnte ihn meinem Vater zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum am 11. März 1883 widmen. Mein Vater hatte mir bei den Korrekturen der Druckbogen wesentlich geholfen. Er machte mich hierbei nicht nur auf stehengebliebene Druckfehler, sondern vor allem auch auf manche stilistische Unebenheiten und Fehler aufmerksam. Wenn mir in späteren Jahren wiederholt die Korrektheit und Klarheit meiner Schreibweise nachgerühmt wurde, so verdanke ich dieses Lob, soweit es wirklich berechtigt ist, größtenteils meinem Vater, der mich immer wieder darauf hinwies, wie sich ein richtiges logisches Denken auch in einer entsprechenden richtigen Schreibweise ausdrücken müsse. Ich habe häufig Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie oft gerade unsere jüngeren medizinischen Schriftsteller ein geschulteres, feineres Sprachgefühl vermissen lassen, und ich bin meinem Vater noch jetzt dankbar für die vielfache Belehrung, die ich von ihm in dieser Hinsicht empfangen habe. Andererseits waren freilich die medizinischen Kenntnisse, die sich mein Vater beim Lesen auch der folgenden Auflagen meines Lehrbuchs erwarb, für ihn ebenfalls nicht ganz ohne Bedeutung. Sie haben ihm später, wie er mir selbst sagte, die erste Anregung dazu gegeben, einen Teil der Pädagogik, nämlich die Lehre von den Fehlern der Kinder, unter dem Namen der

pädagogischen Pathologie besonders zusammenzufassen. Das zuerst 1890 erschienene, in mehreren Auflagen verbreitete Buch meines Vaters „Die pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder“ hat vielfach anregend gewirkt und ist mit grundlegend für diesen jetzt häufig bearbeiteten Zweig der Pädagogik geworden.

Der so ungemein anregende Verkehr mit Cohnheim und Erb gestaltete sich für mich um so erfreulicher, als ich das Glück hatte, auch zu den beiden Familien in allmählich immer nähere und vertrautere Beziehungen zu kommen. Cohnheims Gattin, Frau Martha Cohnheim, war eine der anmutigsten und anziehendsten Frauengestalten, die mir je begegnet sind. Unvergessen sind mir ihre edlen, feinen, von Geist und Güte erfüllten Gesichtszüge, der freundliche, kluge Blick aus den hellen Augen, die muntere, lebhaftige, geistig angeregte und doch stets zart zurückhaltende Sprechweise. Eine sonnige, lebenswürdige Heiterkeit war der Grundzug dieser Frau, der auch später nicht ganz verschwinden konnte, als schwere Schicksalsschläge sie niedergedrückt hatten. Aber darin lag ihre besondere geistige Eigenart, daß sie in ihrem Wesen mit der reinsten und edelsten Weiblichkeit einen scharfen Verstand, ein reges Interesse an allen geistigen und wissenschaftlichen Fragen und auch die Fähigkeit eines vollen Verständnisses für deren Erörterung verband. Sie war eben darin eine echte Professorenfrau, daß sie ihrem Mann nicht nur eine behagliche und schöne Häuslichkeit schuf, sondern auch teilnahm an seiner Arbeit und seinen geistigen Interessen. Auch nach dem leider so frühen Tode Cohnheims im August des Jahres 1884 blieben ihre Beziehungen zu den Freunden und Kollegen ihres Mannes ungeschmälert erhalten. Sie blieb auch fernerhin der Mittelpunkt eines größeren Kreises geistig hochstehender Menschen. Mein freundschaftliches Verhältnis zu ihr

wurde nach dem Tode ihres Mannes ein noch innigeres, namentlich da sie später bis zu ihrem im Jahre 1919 unerwartet rasch erfolgten Tode auch meiner Frau in treuer Freundschaft zugetan blieb.

Auch im Erbschen Hause fand ich freundliche Aufnahme. Frau Anna Erb, gleichfalls eine durch Geist und Anmut ausgezeichnete Frau, ähnelte in vieler Hinsicht Frau Cohnheim, zu der sie bald in ein inniges, andauerndes Freundschaftsverhältnis trat. Meine freundschaftlichen Beziehungen zu Erb gestalteten sich mit der Zeit enger und enger, namentlich als allmählich der Unterschied der Jahre sich immer weniger bemerkbar machte. Auch nach dem Weggange Erbs von Leipzig blieben wir in stetigem Briefwechsel, nahmen gemeinschaftlichen Anteil an allen wichtigen Ereignissen in unserer Wissenschaft, aber auch an allen persönlichen Erlebnissen, die uns und unsere Familien betrafen. Oft haben wir in späteren Jahren zu zweit oder in Gemeinschaft mit unsern, miteinander auch gut befreundeten Frauen schöne Ferienzeiten in Baden=Baden, in der Schweiz, an der Riviera u. a. zusammen verlebt. Erst durch den Tod Erbs am 29. Oktober 1921 hat diese mir so wertvolle, nie getrübt Freundschaft ihr Ende gefunden. —

Als ich im Laufe des Sommers 1882 einmal mit Wagner allein durch das Krankenhaus ging, blieb er plötzlich stehen und sagte mir: „Sie sind nun fünf Jahre Assistent. Ich glaube, das ist genug, und Sie könnten nun am 1. Oktober Ihre Stellung als Assistent verlassen. Die Vorlesung über klinische Propädeutik können Sie weiterhin noch halten und dazu auch das klinische Material benutzen.“ Ich war im ersten Augenblick freilich etwas überrascht, sagte aber ohne jedes weitere Bedenken, daß ich bestimmt am 1. Oktober gehen würde. Ich durfte in der Tat diese Kündigung nicht als Unfreundlichkeit auffassen, denn keiner meiner Vorgänger in der ersten klinischen Assistentenstelle

war länger als vier bis fünf Jahre in dieser Stellung verblieben. Die jetzt fast allgemein eingeführten oberärztlichen Stellungen an den Kliniken gab es noch nicht. Hierzu war auch kein richtiges Bedürfnis vorhanden, da es, wie gesagt, noch keine klinischen Laboratorien und keine klinischen Laboratoriumsarbeiten gab. • Erst in den letzten Jahrzehnten ist es immer mehr üblich geworden, daß die ältesten Assistenzärzte den Titel eines Oberarztes und sehr häufig auch schon den Professorstitel erhalten und als solche in der Regel so lange an der Klinik verbleiben, bis sie in eine selbständige Stellung einrücken. Diese Einrichtung ist gewiß zweckmäßig, nur darf freilich die Zahl dieser chronischen Assistenten nicht zu groß werden, damit auch ein genügender Wechsel unter den jüngeren Assistenten stattfindet. Denn nur dadurch ist es möglich, die gute fachärztliche Ausbildung möglichst vielen zuteil werden zu lassen. Daß der Chef der Klinik nicht immer alle Wünsche seiner Assistenten erfüllen kann, was ihm freilich zuweilen zum stillen Vorwurf gemacht wird, läßt sich leider nicht ändern.

So traf ich also alle Vorbereitungen für eine neue Lebensführung, mietete eine Wohnung in der Kurprinzstraße, zu der ich die nötigen Möbel anschaffte, und machte mich nunmehr mit dem Gedanken vertraut, mir zunächst als praktischer Arzt meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Die am 1. Oktober eröffnete Praxis war nun freilich im Anfange nicht gerade sehr zeitraubend und gewinnbringend, doch focht mich dies wenig an, da ich meine Sprechstunden als die ungestörteste Arbeitszeit für die weitere Abfassung meines Lehrbuchs benutzen konnte. Ich habe im Wintersemester 1882/83 ein gutbesuchtes Kolleg über klinische Propädeutik abgehalten und hatte außerdem noch eine zweistündige private Vorlesung über akute Infektionskrankheiten angekündigt, die im Hörsaal des pathologischen Instituts stattfinden sollte. Als ich beim Beginn des Semesters

zur ersten Vorlesung die Stufen der zum Hörsaal führenden Treppe hinaufstieg, war schon die daselbst herrschende auffallende Stille geeignet, meine Erwartungen herabzustimmen. Sie sanken noch tiefer, als mir auf der Mitte der Treppe ein Student begegnete, der mich etwas scheu und verlegen ansah, dann aber rasch an mir vorübereilte und verschwand. Voll trüber Ahnungen öffnete ich behutsam die Tür des Hörsaals, blickte hinein, sah nichts als leere Bänke, schloß die Tür wieder ebenso vorsichtig und machte mich dann selbst leise, um nicht bemerkt zu werden, aus dem Staube. Dem einzigen Studenten, der Interesse für die Pathologie der Infektionskrankheiten bekunden wollte, war die Einsamkeit im Hörsaal offenbar unheimlich geworden. Er hatte daher das Lokal rechtzeitig wieder verlassen. Die Vorlesung hatte damit ihr unrühmliches Ende gefunden und auch ich etwas von den Leiden des Privatdozententums kennen gelernt.

Glücklicherweise sollten diese Leiden aber nicht lange anhalten. Erb bekam für den Anfang des Sommersemesters 1883 einen Ruf an die Heidelberger Klinik als Nachfolger seines Lehrers Friedreich. Die Leipziger Fakultät dachte zunächst durchaus nicht daran, mich für die Nachfolge Erbs vorzuschlagen, faßte vielmehr dafür verschiedene andere Kandidaten ins Auge, über die aber keine Einigkeit erzielt werden konnte. So war ich schließlich der glückliche Gewinner bei diesen Streitigkeiten, und zu meiner und besonders auch meiner Eltern Freude wurde ich für den 1. April 1883 zum außerordentlichen Professor und Direktor der medizinischen Poliklinik ernannt.

Etwas peinlich war mir diese Ernennung im Hinblick auf meinen Kollegen Heubner, der älter als ich war, und dessen ausgezeichnete wissenschaftliche Leistungen nicht bestritten werden konnten. Ich ging nach meiner Ernennung alsbald persönlich zu Heubner hin

und sagte ihm, wie leid es mir tue, daß er ohne jedes Zutun meinerseits übergangen sei. Unser gutes kolle= giales Verhältnis blieb vollständig ungetrübt. Heubner blieb Direktor der Distriktpoliklinik, wandte sich nun ganz dem Studium der Kinderkrankheiten zu, wurde der Begründer des Leipziger Kinderkrankenhauses und erhielt mehrere Jahre später einen Ruf als ordentlicher Professor der Kinderheilkunde und Nachfolger Henochs an die Berliner Universität. Als ich ihn später einmal auf einer ärztlichen Versammlung traf, sagte ich ihm: „Sehen Sie, Kollege Heubner, wenn Sie damals statt meiner Polikliniker in Leipzig geworden wären, so wären Sie jetzt wahrscheinlich nicht in Berlin und nicht der be= rühmteste Pädiater in Deutschland.“ Er mußte mir lachend beistimmen.

8. Polikliniker in Leipzig (1883—1886).

Am 1. April 1883 zog ich als Direktor in die mir von meiner Studentenzeit her so wohlbekannte Poliklinik in der Universitätsstraße ein und begann zu Anfang des Sommersemesters den poliklinischen Unterricht, den ich ganz nach dem so ausgezeichneten, von Wagner gegebenen Vorbilde gestaltete. Auch ich ging von dem Grundsatz aus, daß der poliklinische Unterricht ganz vorzugsweise auf die Bedürfnisse der ärztlichen Praxis zugeschnitten sein müsse. Es kam mir darauf an, den Studierenden möglichst vieles zu zeigen und sie an eine rasche Auffassung des Wesentlichen und Wichtigen zu gewöhnen. Das Krankenmaterial der Poliklinik hatte sich in den letzten Jahren unter der Erbschen Leitung noch erheblich vermehrt. Zwei besondere Abteilungen, eine für Nervenkrankheiten und eine für Hautkrankheiten, waren, wie ich schon erwähnt habe, neu hinzugekommen. Durch Erbs großen Ruf als Neurologe war namentlich die Zahl der die Poliklinik aufsuchenden Nervenkranken eine ungewöhnlich große geworden. Auch ich wandte ihnen während meiner ganzen Leipziger poliklinischen Tätigkeit besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu.

Da die Erbschen Assistenten mit ihm zugleich die Poliklinik verlassen hatten, mußte es meine erste Sorge sein, für den großen poliklinischen Betrieb tüchtige Hilfskräfte zu gewinnen. In der allgemeinen klinischen Abteilung trat auf meinen Wunsch Dr. Hugo Dippe ein, der schon mehrere Jahre lang mit mir zusammen Assistent bei Wagner gewesen und zu dem ich in ein nahes freund-

schaftliches Verhältnis getreten war. Er stand mir getreulich zur Seite, und als er sich bald danach mit einer hübschen, klugen und liebenswürdigen Frau verheiratete, habe ich in seiner Häuslichkeit viele fröhliche und gemütliche Stunden verlebt. Dippe ließ sich als praktischer Arzt in Leipzig nieder und fing bald an, eine immer hervorragendere Stellung bei allen Verhandlungen über ärztliche Standes- und Berufsfragen einzunehmen. Seine ungewöhnliche rednerische Begabung, seine Befähigung zur oft schwierigen Leitung größerer Versammlungen, sein ausgesprochenes organisatorisches Talent haben ihn schließlich an die Spitze der gesamten deutschen ärztlichen Standesvereine geführt, und die deutsche Ärzteschaft ist ihm für seine langjährige, mühevolle, erfolgreiche Arbeit zu großem Dank verpflichtet. Die nahe Freundschaft zu ihm und seiner leider im Mai 1922 gestorbenen Frau blieb auch in der Folgezeit ungestört.

Mein Assistent in der neurologischen Abteilung wurde Paul Julius Möbius. Er war mit mir ungefähr gleichalterig, wir waren aber während unserer gemeinsamen Studienzeit in Leipzig einander nicht näher getreten. Er hatte ursprünglich Theologie und Philosophie studiert, sich dann aber der Medizin zugewandt, und nach einer kurzen, vorübergehenden militärärztlichen Tätigkeit angefangen, sich ausschließlich neurologischen Studien zu widmen. Dies brachte uns bald in engere Beziehung zu einander. Er ging gern auf mein Anerbieten ein, die neurologische Assistentenstelle an der Poliklinik zu übernehmen, und mir konnte es nur lieb sein, einen so tüchtigen und anregenden Arbeitsgenossen zu erhalten. Möbius erwarb sich damals auch die *venia legendi* an der Leipziger medizinischen Fakultät. Drei Jahre lang haben wir freudig und einträchtiglich zusammen gearbeitet. Es war eine gute Zeit für uns beide. Wir sahen viel Neues und Interessantes, das wir nach Schluß der Poliklinik fast täglich beim gemeinsamen Nachmittags-

kaffee, an dem als dritter meist noch Freund Dippe teilnahm, erörterten und besprachen.

Möbius war eine durchaus eigenartige Persönlichkeit, ein selten begabter, reicher und origineller Geist, der durch viele seiner Gedanken fruchtbringend und nachhaltig auf die neurologische Forschung eingewirkt hat. Er war zugleich ein feiner klinischer Beobachter und ein stark philosophisch veranlagter, spekulativer Kopf. Seine klinische Beobachtungsgabe zeigt sich in einer Reihe wichtiger Arbeiten, die er teils schon damals, teils in den späteren Jahren veröffentlichte. Die Neurologie verdankt ihm das Krankheitsbild der periodischen Oculomotoriuslähmung, des sogenannten infantilen Kernschwundes, der puerperalen Neuritis und Polyneuritis u. a. Für seine größte klinische Leistung halte ich seine Arbeit über die Basedowsche Krankheit. Mit einem Schlage erhob sich an Stelle der früheren widerspruchsvollen und unbefriedigenden Erklärungsversuche ein fruchtbringender ätiologischer Gedanke, indem Möbius zum erstenmal die Erkrankung der Schilddrüse als den Ausgangspunkt der gesamten Krankheitserscheinungen klar hinstellte. Wie richtig und bedeutsam für die Folgezeit dieser Gedanke war, ist jetzt allgemein anerkannt. Noch mehr aber als in seinen klinischen Arbeiten tritt seine Eigenart in seinen späteren mehr philosophisch und psychologisch gerichteten Schriften hervor. Da er bald nach meinem Fortgange von Leipzig die Poliklinik verließ, stand ihm danach nur noch das Beobachtungsmaterial aus seiner freilich ziemlich umfangreichen Privatpraxis zur Verfügung. Er wandte sich dem entsprechend auch immer mehr dem Studium der Psychoneurosen und der psychiatrischen Grenzgebiete zu. Viel Beachtung und Anerkennung haben bekanntlich seine zahlreichen Veröffentlichungen über die Hysterie gefunden. Ich bin, aufrichtig gesagt, in dieser Hinsicht nicht ganz frei von einer kleinen Eifersucht auf ihn; denn über Hysterie

hatten wir von Anfang unseres Zusammenarbeitens an viel miteinander verhandelt und gesprochen, und ich glaube, daß seine Auffassung der Psychoneurosen nicht ohne meinen Einfluß entstanden ist. Freilich hat er das, was ich nur kurz und mehr gelegentlich aussprach, in viel ausführlicherer Darstellung und in der ihm eigenen prägnanten und anregenden Schreibweise veröffentlicht.

Als die medizinische Fakultät, die sich nie viel um Möbius gekümmert hatte, für ihn auch nach zehnjähriger Privatdozentur den Professortitel nicht beantragen wollte, trat er aus der Fakultät aus und lebte fortan in völlig unabhängiger Stellung, ein äußerlich einsames, aber innerlich um so reicheres Leben. Immer neue Gedanken und Probleme drängten sich ihm auf, und unablässig war die fügsame und fleißige Feder an der Arbeit, die Ergebnisse seines Nachdenkens und seiner Studien in einer ununterbrochenen langen Reihe von Büchern und Abhandlungen niederzulegen. Ins öffentlich und frei gesprochene Wort übertrugen sich ihm die Gedanken nur ungern, aber am stillen Schreibtisch flossen ihm originelle Wendungen und Pointen des schriftlichen Ausdrucks mühelos zu. Er war ein bewußter Meister guter Schreibweise, und manche seiner Aufsätze können als klassische Muster gelten. Je mehr sich Möbius von den lebenden Menschen zurückzog, um so inniger wurde sein Verkehr mit den großen Geistern der Vergangenheit. Mit den Augen des denkenden Arztes und Psychiaters schaute er auf die Männer, die sein Interesse erregten, auf Rousseau und Goethe, auf Nietzsche, Schopenhauer, Robert Schumann — und so entstanden seine „Pathographien“, d. h. die Betrachtung der einzelnen genialen Persönlichkeit unter dem Gesichtspunkte ihrer Abweichung von dem normalen Durchschnitt. Wie anregend diese Schriften gewirkt haben, geht aus der großen Zahl der späteren nachahmenden Arbeiten hervor. Eine besondere Verehrung gewann Möbius für Franz Joseph

Gall, den Begründer der Phrenologie. Schon die äußeren Lebensschicksale dieses vielfach verkannten und verspotteten Mannes mußten Möbius sympathisch berühren. So wurde er zu einem freilich auch etwas einseitigen und nicht immer genügend kritischen „Retter“ Galls und bewahrte die wirklichen Verdienste dieses zweifellos großen Forschers vor der Vergessenheit. Die Beschäftigung mit Gall führte Möbius auch zu seinen Studien über die körperlichen und geistigen Unterschiede der beiden Geschlechter. Von diesen Studien, denen er zahlreiche Abhandlungen gewidmet hat, handelt die am bekanntesten gewordene „Von dem physiologischen Schwachsinn des Weibes“. An dieser Abhandlung ist hauptsächlich der Titel zu tadeln, während sie selbst trotz mancher Einseitigkeiten und Übertreibungen viel Richtiges enthält. Als ich Möbius einmal wegen des Titels zur Rede stellte, sagte er mir: „Ach, das war ja nur Reklame für den Buchhändler!“ Möbius hatte wohl auch wenig Gelegenheit gehabt, das weibliche Geschlecht von seinen besseren Seiten kennen zu lernen. Er war in kinderloser, später getrennter Ehe verheiratet mit einer zehn Jahre älteren, ganz amüsanten und klugen, aber sehr redseligen Frau, die einem, wie man zu sagen pflegt, wohl etwas auf die Nerven fallen konnte. Als ich mich später verlobt hatte und ihn bald darauf besuchte, äußerte er seinen Glückwunsch mit den Worten: „Na, Sie werden schon sehen.“ Möbius war übrigens ein schöner Mann, der viel Sorgfalt auch auf sein Äußeres verwandte, einen großen, wohlgepflegten Bart trug und eine besondere Vorliebe für Parfüms hatte. Auch seine Wohnung war schön eingerichtet und namentlich reich mit orientalischen Teppichen ausgestattet. In seinem Arbeitszimmer stand eine große Büste von Buddha. Spazieren ging er stets in Begleitung eines schwarzen Pudels.

Erwähnen will ich hier noch die langjährige redaktionelle Tätigkeit, die Möbius und Dippe zusammen

an den früher viel gelesenen „Schmidtschen Jahrbüchern der gesamten Medizin“ ausübten. Die Möbiusschen Referate über die zeitgenössischen neurologischen Arbeiten erwarben sich bald durch manche treffende und spitzige Bemerkung eine gewisse Berühmtheit.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich Möbius größtenteils mit erkenntnistheoretischen und metaphysischen Gedanken. Auch über Kunst und über Erziehung hat er nachgedacht, niemals ausgetretene Gleise wandelnd, jedes einzelne Gebiet mit seiner Eigenart erfassend und umgestaltend. Möbius starb am 8. Januar 1907 an den Folgen eines sich langsam entwickelnden Karzinoms des Oberkiefers, zu dem sich allmählich die Symptome chronischer Herzschwäche hinzugesellt hatten. Kein Priester durfte an dem Sarge des einstigen Theologen Worte sprechen, denen der Verstorbene abgewehrt hätte. —

Als Leiter der dermatologischen Abteilung der Poliklinik hatte ich das Glück, in Edmund Lesser einen ausgezeichneten Ersatz für den nach Breslau berufenen Albert Neisser zu finden. Lesser, der später nach Bern und schließlich nach Berlin berufen wurde, erteilte an die Studierenden einen ausgezeichneten dermatologischen Unterricht, und ich selbst habe viel von ihm gelernt. Auf meinen Wunsch übernahm er auch die Bearbeitung der Hautkrankheiten und der Syphilis in meinem Lehrbuch der speziellen Pathologie. Dieser von Lesser bearbeitete Abschnitt erschien zunächst als dritter Band meines Lehrbuchs, löste sich dann aber von ihm als selbständiges Buch ab, das bekanntlich in zahlreichen Auflagen mit Recht weite Verbreitung gefunden hat.

Außer der Poliklinik habe ich damals noch eine regelmäßige vierstündige, über zwei Semester sich erstreckende rein theoretische Vorlesung über die gesamte spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten ge-

halten. Diese Vorlesung war von Erb in den Lehrgang der Mediziner eingeführt worden und wurde sehr gut besucht. Auch ich hatte damals in jedem Semester in meinem Kolleg über spezielle Pathologie etwa 70 bis 80 Zuhörer. Jetzt wird eine derartige Vorlesung an den meisten Universitäten gar nicht mehr gehalten, der ganze Unterricht der Studierenden ist in die Klinik verlegt. Ich halte dies eigentlich für bedauerlich, obwohl ich einsehe, daß es den Studierenden bei der schon so wieso großen Überlastung mit Kliniken und Vorlesungen schwer fallen muß, auch noch eine Vorlesung über spezielle Pathologie zu hören. Allein, da der klinische Unterricht seiner Natur nach doch immer nur gewissermaßen ein mosaikartiger sein kann und dem Anfänger im ersten klinischen Semester in vieler Hinsicht unverständlich bleiben muß, so wäre meines Erachtens eine derartige theoretische, einführende Vorlesung, die natürlich in vieler Hinsicht auch eine demonstrative sein kann, eine durchaus wünschenswerte erste Einführung in die spezielle Krankheitslehre. Der Einwand, daß die Studierenden dies alles ja auch aus ihren Büchern lernen könnten, ist zum Teil gewiß berechtigt. Aber einmal werden nur die wenigsten Studierenden ihr Lehrbuch zu Beginn ihrer klinischen Studien systematisch durcharbeiten, und sodann kann die viva vox des Lehrers doch ein viel eindringlicheres Lehrmittel sein als die toten Buchstaben des Lehrbuchs.

Meine eigene wissenschaftliche Arbeit während meiner Leipziger poliklinischen Zeit bestand zunächst in der Vollendung meines Lehrbuchs. An den im Frühjahr 1883 erschienenen ersten Band schloß sich zunächst der „Nervenband“ an, der damals und auch in den nächstfolgenden Auflagen noch stets gesondert und in einer vermehrten Anzahl von Exemplaren erschien. Er diente einem entschieden vorhandenen Bedürfnis, da er zum erstenmal die zahlreichen wichtigen Errungenschaften der letzten

Jahre auf neurologischem Gebiete zur zusammenfassenden Darstellung brachte. Der Schlußband des ganzen Werks erschien im Herbst 1884. Der Druck war eben vollendet, als ich in Kopenhagen, wo ich im August anläßlich des internationalen medizinischen Kongresses weilte, die Nachricht von dem Tode Julius Cohnheims bekam. So konnte ich diesen letzten Teil meines Buches noch gerade dem Andenken meines verehrten Freundes und Meisters widmen.

Der Kopenhagener internationale medizinische Kongreß vom Jahre 1884 war eine glänzende Versammlung, zu der fast alle Kulturstaaten ihre besten Vertreter geschickt hatten. Die ganze Stadt war festlich geschmückt und bezeugte uns Ärzten ihre freudige Anteilnahme. Bei unserer Dampfschiffahrt durch die Stadt begrüßten uns dichte Volksmengen von beiden Ufern her mit lauten Hurrarufen. An einem der Abende war ein großer feierlicher Empfang im königlichen Schloß. Unter den vielen Sitzungen ist mir namentlich eine noch in lebhafter Erinnerung, in der unmittelbar nacheinander der Franzose Pasteur und der Deutsche Virchow sprachen. Es war ein merkwürdiger Gegensatz zwischen den beiden Männern: der trotz seiner grauen Haare noch jugendlich lebhaft Pasteur mit seiner glänzenden romanischen Beredsamkeit und danach Virchow mit seiner bekannten etwas weitschweifigen, nüchternen, leise eintönigen Rede-weise. Wir Deutschen hatten keinen leichten Stand; denn es war unverkennbar, daß sich die Sympathien der Dänen und wohl auch die der meisten anderen außerdeutschen Nationen mehr dem feurigen Franzosen als dem trockenen Deutschen zuwandten. Im Anschluß an den Kopenhagener Kongreß machte ich, zum Teil in Gemeinschaft mit dem Berner Physiologen Kronecker, dem früheren Ludwigschen Assistenten, und dessen Frau, eine interessante Reise, zuerst durch das südliche Norwegen und dann an die norwegische Westküste. In Christiania

wohnte ich im Krankenhaus bei dem damaligen Assistenten, jetzigen Professor Dr. Laache, den ich während seines Leipziger Aufenthalts im Cohnheim'schen Institut kennen gelernt hatte, und verbrachte schließlich noch einige idyllische Tage auf einer kleinen Schäre im Christianiafjord, die einem mir befreundeten norwegischen Arzt gehörte, und auf der er mit seiner zahlreichen Familie während der Sommermonate wohnte.

Als ich nach Leipzig zurückkehrte, wurde natürlich die Frage nach der Nachfolgerschaft Cohnheim's in allen beteiligten Kreisen lebhaft erörtert. Vor allem fragte es sich natürlich, ob Weigert oder ein anderer die Nachfolge antreten würde. Daß Weigert durch seine hervorragenden wissenschaftlichen Verdienste wohl Anspruch machen konnte auf den Leipziger Lehrstuhl der pathologischen Anatomie, bestritt niemand. Trotzdem wurde Weigert von der Fakultät nicht in Vorschlag gebracht und schließlich nach mehrfachen Verhandlungen mit anderen Pathologen Birch-Hirschfeld aus Dresden als Nachfolger Cohnheim's berufen. Diese Berufung machte großes Aufsehen. Weigert selbst und die Mehrzahl seiner Freunde mußten die Übergehung Weigert's als eine große ihm zugefügte Kränkung auffassen, die ausschließlich als Ausdruck antisemitischer Gesinnung anzusehen sei. In mehreren Zeitungsartikeln wurde die Berufungsangelegenheit in diesem Sinne lebhaft besprochen. Nach meiner, wie ich glaube, ziemlich genauen Kenntnis der damaligen Verhältnisse ist diese Auffassung aber doch nicht ganz richtig. In der Leipziger medizinischen Fakultät herrschte damals kein ausgesprochener Antisemitismus, was sich ja schon in der kurz vorher erfolgten Berufung Cohnheim's zeigte. Ich habe damals wiederholt mit Wagner über die Nachfolge Cohnheim's gesprochen. Wagner schätzte Weigert sehr hoch, konnte aber nicht darüber hinwegsehen, daß Weigert gewisse persönliche Eigenheiten hatte, die ihn gerade zu einem

akademischen Lehrer nicht recht geeignet erscheinen ließen. Weigert war auch kein guter Lehrer für die Anfänger. Er war dazu immer zu sehr mit seinen eigenen Gedanken und Theorien beschäftigt, hatte auch nicht recht die Fähigkeit, die elementareren Dinge klar, einfach und geordnet vorzutragen, ein Mangel, den man bei einer gewissen Art von sonst hervorragenden Gelehrten nicht ganz selten findet — kurz und gut, ich glaube sicher sagen zu können, daß diese Eigenschaften Weigerts und nicht sein Judentum damals den Ausschlag für seine Nichtberufung gaben. Denn gerade diejenigen Eigenschaften, durch welche der Jude uns oft so wenig sympathisch ist, fehlten Weigert vollständig. Er war der uneigennützigste, anspruchsloseste Mensch, den man sich denken kann, bescheiden, von großer Gutmütigkeit. Seine Lebensführung war die denkbar einfachste, da er von seinem nicht erheblichen Einkommen noch für bedürftige Anverwandte zu sorgen hatte. Er war eine kindlich heitere Natur, die auch an einfachem Spiel und Scherz Gefallen fand. Bei all den anderen medizinischen Assistenten erfreute sich Weigert der größten Beliebtheit und des größten Ansehens.

In den jüdischen Kreisen galt Weigert freilich stets als Märtyrer seines Stammes. Die reiche Judenschaft in Frankfurt a. M. hielt es für ihre Ehrenpflicht, ihm am Senckenbergschen Institut daselbst eine möglichst gesicherte und angenehme Stellung zu verschaffen. Reiche Gönner wetteiferten darin, sein Institut durch ansehnliche Geschenke an Mikroskopen und anderen Instrumenten gut auszustatten. Bürgerschaft und Ärzteschaft von Frankfurt nahmen Weigert aufs herzlichste auf, und bald erwarb er sich dort ebenso durch seine hervorragende wissenschaftliche Tüchtigkeit wie durch seine heitere Liebenswürdigkeit allgemeines Ansehen und allgemeine Beliebtheit. Der Stachel in seiner Seele blieb freilich dauernd haften. —

Zum Thema meiner später im „Deutschen Archiv für klinische Medizin“ erschienenen akademischen Antrittsrede als Professor hatte ich die „Ursachen der Erkrankungen des Nervensystems“ gewählt. Ich behandelte darin u. a. die Ursachen für die Entstehung primärer Systemerkrankungen in den nervösen Zentralorganen und außerdem den psychogenen Ursprung vieler sogenannter allgemeiner Neurosen. Ich habe damals wohl zum erstenmal von einem „psychischen Trauma“ gesprochen, ein Ausdruck, der später allgemein gebräuchlich geworden ist. Zur Fortsetzung meiner pathologisch-anatomischen Arbeiten ließ mir die poliklinische Tätigkeit noch genügend Zeit übrig. Pathologisch-anatomisches Material zur Untersuchung stand mir noch von meiner Assistentenzeit her reichlich zur Verfügung. Ich konnte im Anschluß an die Leydenschen Beobachtungen einen weiteren genauen anatomischen Beitrag zu der damals noch nicht allgemein anerkannten primären multiplen Neuritis liefern und konnte außerdem als neue Krankheitsform die hereditäre spastische Spinalparalyse aufstellen, als deren anatomische Grundlage ich eine kombinierte Erkrankung mehrerer Fasersysteme in den Hinter- und Seitensträngen des Rückenmarks nachwies.

Der wichtigste wissenschaftliche Ertrag aus dem reichen neurologischen Krankenmaterial der Poliklinik war meine Arbeit über die akute Enzephalitis der Kinder. Ich glaubte, die zahlreichen von mir beobachteten Fälle zerebraler Halbseitenlähmung bei Kindern im Hinblick auf ihre akute fieberhafte Entstehung zu der schon lange vorher bekannten Poliomyelitis der Kinder in Analogie setzen zu können. Ich berichtete über meine klinischen Erfahrungen und deren Deutung zuerst auf der Magdeburger Naturforscherversammlung im September 1884 und glaube, daß diese Mitteilung vielfach anregend auf den weiteren Gang der Enzephalitisforschung eingewirkt hat. —

An dieser Stelle mag es mir gestattet sein, noch einiges über die damaligen geselligen Verhältnisse in Leipzig einzufügen.

In dem Universitätskreise, dem ich als junger Dozent und Professor ja vor allem angehörte, herrschte damals, wie mir scheint, bei der noch wesentlich geringeren Zahl der Mitglieder der Professorengesellschaft ein größerer allgemeiner Zusammenhang als gegenwärtig. Ihren Hauptausdruck fand diese Zusammengehörigkeit in den schon von Gustav Freytag so launig beschriebenen regelmäßigen geselligen Veranstaltungen, von denen die vier im Winter stattfindenden als die beiden Professorenbälle und die beiden Professoriums unterschieden wurden. Bei allen diesen spielte der Tanz die Hauptrolle. Bei den „Professoriums“ wurde die Geduld der tanzlustigen jungen Damen aber zuerst durch einen gewiß immer sehr gelehrten, von ihnen jedoch, wie ich glaube, nicht immer hinreichend gewürdigten Vortrag auf eine oft ziemlich harte Probe gestellt, während bei den Professorenbällen das Paradies des Tanzes ohne das vorherige Durchschreiten dieses Fegefeuers erreicht wurde. Der größte Teil der jungen Dozenten- und Professorenschaft beteiligte sich in lobenswertester Weise am Tanze, und ich erinnere mich manches jetzt hochberühmten Gelehrten, dem damals der Walzer sichtlich mehr Mühe machte und mehr Anstrengung kostete, als die Entzifferung einer alten Handschrift oder die Lösung eines schwierigen mathematischen Problems. Überhaupt habe ich die Beobachtung gemacht, daß Gelehrsamkeit und Tanzbefähigung meist im umgekehrten Verhältnis zu einander stehen. Die älteren Herren hielten sich während des Tanzes in den Nebenzimmern auf, während die würdigen Mütter in ihren besten seidenen Kleidern an der einen Kurzseite des Saales eine geschlossene Stellung einnahmen und von diesem sogenannten „Drachenfels“ aus mit scharfen kritischen Blicken die Figuren und Er-

eignisse des Ballsaals beobachteten. Den Mittelpunkt jedes Gesellschaftsabends bildete das gemeinschaftliche Abendessen, das stets durch eine Reihe geistvoller Toaste gewürzt wurde. In lebhafter Erinnerung steht mir noch so mancher Toast von Thiersch, der durch Witz und Ironie oft Stürme von Heiterkeit entfesselte; von dem Theologen Gustav Baur, dessen launige, dabei aber poesie- und gemütvolle Tischreden in den jugendlichen Herzen stets große Begeisterung erweckten, von dem Zoologen Rudolf Leuckart u. a. Den Schluß der Professorenbälle bildete damaliger Sitte gemäß ein allgemeiner „Kotillon“, bei dem die Herren durch Überbringen kleiner Blumensträußchen an die Damen, die Damen durch Anheften phantastischer „Orden“ an die schwarzen Fräcke der Herren ihren stillen zarten Neigungen sichtlichen Ausdruck geben konnten. Die Sommerveranstaltungen des Professorenvereins bestanden in gemeinschaftlichen Ausflügen in die waldreiche Umgebung Leipzigs. Man vergnügte sich in harmloser Weise mit Gesang, Tanz und Gesellschaftsspielen.

Auch in manchen Professorenfamilien herrschte damals eine rege und fröhliche Geselligkeit, an der vor allem die erwachsenen Töchter und die jungen Dozenten teilnahmen. Manchen hübschen Abend habe ich im Hause meiner verehrten Lehrer Thiersch und His, im Hause des berühmten Juristen Windscheid, des Physikers Wiedemann u. a. verlebt. Eine besonders lebhaftere Geselligkeit fand in dem kinderreichen Thierschschen Hause statt. Thiersch selbst und seine schöne, liebenswürdige Frau, eine Tochter von Justus Liebig, sorgten für eine stets behagliche und fröhliche Stimmung. Oft fanden auch kleine musikalische Veranstaltungen statt, an denen die Töchter des Hauses, die liebreizende Agnes (spätere Frau Professor Hesse) als eifrige Geigerin und die ernstere Johanna (später Frau des Gymnasialdirektors Rassow) als Klavierspielerin, teilnahmen.

Aber auch außerhalb des engeren Professorenkreises war ich allmählich mit einer Reihe angesehener Leipziger Familien befreundet geworden. Namentlich waren es damals die Häuser der altberühmten Leipziger Buchhändler, die vielfach nähere Beziehungen zu den Leipziger Professoren pflegten. Manchen interessanten Abend habe ich in der schönen Brockhausschen Villa in der Salomonstraße zugebracht, wo sich mehrmals im Winter des Abends zusammenfand, was Leipzig damals an Größen der Wissenschaft, Kunst und Literatur aufzuweisen hatte. Viel verkehrt habe ich auch in der schönen, auf der „Milchinsel“ in einem großen Garten gelegenen Villa des Dr. Carl Lampe=Vischer, des Inhabers der bekannten medizinischen Verlagsfirma F. C. W. Vogel, wo auch mein Lehrbuch erschienen war. Herr Dr. Lampe=Vischer, eine schöne, elegante Erscheinung, mit einer lebenswürdigen Baslerin verheiratet, gehörte dem Verwaltungsvorstande der Leipziger Gewandhauskonzerte an. An den Donnerstag=Abenden nach Schluß des Gewandhauskonzertes waren die fremden Künstler, die im Konzert mitgewirkt hatten, oft seine Gäste, und ich habe manche interessante musikalische Bekanntschaft dort gemacht. In dem gastlichen Hause des Verlegers Alphons Dürr verkehrten die besten Mitglieder der Leipziger Oper, es wurde viel gute Musik dort gemacht, aber auch sonst eine fröhliche, ungezwungene Geselligkeit gepflegt. Eine besonders nahe und von mir hochverehrte Freundin wurde mir Frau Eleonore Geibel, die Witwe des Verlagsbuchhändlers Geibel, des früheren Inhabers der bekannten Firma Duncker & Humblot. Sie war die Schwester von Frau Heinrich Brockhaus, eine edle, hochgebildete Frau, auch meinem alten Vater sehr zugetan. Mit ihrer anmutigen, sehr musikbegabten Tochter Maria habe ich zum erstenmal die Brahmschen Kammermusikwerke näher studiert. Besonders lebhaftere Erinnerungen verknüpfen mich mit dem

Hause des alten Stadtrats Raymund Härtel, eines Teilhabers der weltbekannten Musikalienfirma Breitkopf & Härtel. Frau Härtel, eine geborene Hauffe, war ursprünglich selbst ausübende Künstlerin gewesen, eine ausgezeichnete Pianistin. Es war mir stets ein besonderer Genuß, mit ihr zusammen musizieren zu dürfen. Im Härtelschen Hause wohnten oft auswärtige Künstler, die auf ihren Konzertreisen nach Leipzig gekommen waren. Unvergeßlich sind mir die Abende, wo ich dort mit Klara Schumann und mit Anton Rubinstein zusammensein durfte. Klara Schumann mußte auf jeden, der mit ihr in Berührung kam, einen tiefen Eindruck machen. Sie lebte noch ganz in den Erinnerungen an ihren Gatten Robert Schumann und an dessen Freund Felix Mendelssohn. Von dem Glanze dieser großen Vergangenheit schien noch immer ein leiser Schimmer auf der schlichten, edlen Frau zu ruhen. Nie hätte jemand gewagt, in ihrer Gegenwart ein unzartes Wort zu äußern. Wenn sie sich ans Klavier setzte, entstand eine fast andächtige Stille um sie, und ergriffen lauschte alles ihrem wunderbaren, tiefempfundenen Spiel. Wenn Anton Rubinstein bei Härtels war, so wurde ihm gewöhnlich in einem kleinen Nebenraume des Salons eine Art Feldherrnzelt eingerichtet. Da saß er getrennt von der übrigen Gesellschaft, aber meist umgeben von einer Schar junger hübscher Damen, die ihn umschmeichelten und meist um Autographen baten. Der vorsorgliche Hauswirt hatte auf einem Tischchen auch schon ein Päckchen Notenpapier bereitgelegt, und in unermüdlicher Liebenswürdigkeit, eine Zigarette nach der andern rauchend, schrieb Rubinstein die Anfangstakte seines damals allbekanntten und vielgesungenen Liedes „Es blinkt der Tau in den Gräsern der Nacht“ auf die Notenblättchen und warf sie in die Schar seiner Anbeterrinnen, die sich ihr kostbares Andenken geschickt erhaschen mußten. Das schönste aber war, wenn Rubinstein am

späten Abend bei guter Laune plötzlich aufsprang, sich an den Flügel setzte und sagte: „Nun will ich euch einmal Walzer spielen, da könnt ihr danach tanzen.“ Musik und Tanz begannen, aber es dauerte nicht lange, so versammelten sich alle Tanzenden um Rubinstein und hörten zu, wie er in immer wilderen Walzerphantasien die genialsten Improvisationen auf dem Klavier vollbrachte. Ich habe auch später nie wieder einen Klavierspieler gehört, der, wenn er guter Stimmung war, so wunderbar zart ein Andante von Mozart oder so hinreißend dämonisch den Erlkönig von Schubert=Liszt oder mit so tiefem, schöpferischem Nachempfinden die großen Kompositionen von Chopin, Beethoven, Schumann u. a. vortragen konnte. Man wurde nie müde, ihm zuzuhören. Der schmerzliche Punkt in Rubinsteins Leben war, daß er das heißersehnte Ziel eines großen nachhaltigen Erfolges als Komponist nie erreichen konnte. In seinen zahlreichen Opern, seinen großen Chorwerken, Orchestersachen und Kammermusikwerken kommen vielfach Stellen von großer Schönheit und blendendem Glanze vor, aber manchmal dicht daneben wiederum Trivialitäten, die den Wert des Ganzen beeinträchtigen. Bei aller schöpferischen Genialität im einzelnen fehlte ihm doch, wie mir scheint, die umfassende künstlerische Intelligenz, die zur Formung eines großen Gesamtkunstwerks durchaus nötig ist.

Manche andere, aus jener Zeit mir noch wohlvertraute Namen müssen unerwähnt bleiben. Viele von ihnen sind jetzt verklungen, andere leben nur noch in der Erinnerung der alten Leipziger.

Auch das reiche Leipziger Konzertleben bot mir vielfachen Genuß und künstlerische Anregungen. Ich war ein regelmäßiger Besucher der Gewandhauskonzerte und der Kammermusikaufführungen. Oft habe ich noch in dem kleinen, aber durch seine wunderbare Akustik berühmten alten Gewandhaussaal (an der Stelle des jetzi-

gen Kaufhauses im Inneren der Stadt) gegessen, wo damals unter Karl Reinekes feinsinniger Leitung vor allem die klassischen Symphonien der großen Meister von Haydn bis auf Mendelssohn aufgeführt wurden. In den Kammermusikaufführungen des Gewandhauses während meiner letzten Leipziger Jahre saß am ersten Geigenpult Adolf Brodsky, einer der besten und temperamentvollsten Quartettgeiger, die ich je gehört habe. Brodsky war nicht nur ein ausgezeichnete Geiger, einer der ersten, der das schwierige und anfangs vom größeren Publikum mit so wenig Verständnis aufgenommene Brahms'sche Violinkonzert (die Gegner Brahms' nannten es nicht Konzert für die Violine, sondern Konzert gegen die Violine) mit Erfolg öffentlich zum Vortrag brachte, sondern auch ein leidenschaftlicher Schachspieler. Als ich ihn einmal besuchte, empfing er mich mit den Worten: „Heute kann ich Ihnen etwas Gutes zeigen.“ Ich dachte natürlich, er hätte eine neue Geige bekommen oder dergleichen, er aber zeigte mir ein neuerschiedenes Lehrbuch der Schachspielkunst und darin eine Stelle, wo er namentlich erwähnt war als Entdecker eines besonders feinen Schachzuges. Ich glaube, diese Anerkennung machte Brodsky mehr Freude als die lobendste Konzertkritik, wie man ja überhaupt die Beobachtung machen kann, daß manche Menschen mehr Wert auf Erfolge in ihren Liebhabereien als auf Erfolge in ihrer eigentlichen Berufstätigkeit legen.

In den Tagen vom 11.—13. September 1884 erlebte ich die Einweihung des „Neuen Leipziger Konzerthauses“ oder, wie die Leipziger noch jetzt sagen, des neuen Gewandhauses mit. Dies neue Konzerthaus war ein besonderer Stolz der Leipziger Bürgerschaft, ein prächtiger Bau, versehen mit allen modernen Einrichtungen. Der kleinere, für die Kammermusikkonzerte bestimmte Saal entsprach in seinen Größenverhältnissen genau dem alten Leipziger Gewandhaussaal. Zu dem ersten Ein-

weihungskonzert am 11. Dezember, bei dem die neunte Symphonie von Beethoven aufgeführt werden sollte, hatte der König von Sachsen sein Erscheinen zugesagt und waren zahlreiche Ehrengäste geladen. Die beste Leipziger Gesellschaft war in großer Toilette erschienen. Der große Konzertsaal war der erste Saal in Leipzig, in dem eine elektrische Beleuchtung eingerichtet war, und man hatte angeordnet, daß in dem Augenblick, wo der König mit seinem Gefolge den Saal betrat, die großen Kronleuchter mit einem Mal im hellsten Licht aufflammen und erstrahlen sollten. Alles harrete auf diesen großen Moment. Der König, von einem Orchestertusch empfangen, trat ein, die Lichter flammten auf, aber — kurz war die Freude, eine Sicherung war durchgebrannt, und auf das plötzliche Aufflammen folgte eine bedrückende Finsternis, die nur von den wenigen, glücklicherweise noch angebrachten Gasflammen notdürftig erhellt wurde. Der Schaden konnte nicht sofort behoben werden, und so mußte das ganze Konzert im mystischen Halbdunkel stattfinden. Um das Unglück voll zu machen, fing auch noch eine Gasflamme zu singen an, und ein beständiger, hoher, zu dem D-moll keineswegs harmonisch passender Ton begleitete die ganze Symphonie. Es war ein tragikomisches Ereignis. Man erzählte sich, daß bei der Nürnberger Elektrizitätsfirma, der die Einrichtung der elektrischen Beleuchtung im Leipziger Konzerthause übertragen war, in den nächsten Tagen zahlreiche Bestellungen auf elektrische Beleuchtungsanlagen wieder rückgängig gemacht wurden. Übrigens war am anderen Tage alles wieder in bester Ordnung, und das zweite Konzert, wo der Messias von Händel aufgeführt wurde, und das dritte Konzert, in dem Joseph Joachim und die ausgezeichnete, leider so früh verstorbene Sängerin Hermine Spieß als Solisten mitwirkten, verliefen ohne Störung.

So schön diese Zeit auch für mich war, so konnte ich

doch zuweilen das drückende Gefühl nicht ganz loswerden, daß die wissenschaftliche Arbeit doch etwas zu sehr durch die immer zunehmenden gesellschaftlichen Verpflichtungen und durch meine musikalischen Neigungen beeinträchtigt wurde. Für meine wissenschaftliche Entwicklung war es daher vielleicht ein Glück, daß diese Zeit durch meine Berufung nach Erlangen ihr unerwartet rasches Ende fand. Am 21. Dezember 1885 erhielt ich einen Brief von Professor Zenker, dem damaligen Dekan der Erlanger medizinischen Fakultät, mit der Anfrage, ob ich einem Rufe nach Erlangen folgen würde. Die Fakultät wolle mich auf besondere Empfehlung Kußmauls hin an einziger Stelle zum Nachfolger des nach Würzburg berufenen Klinikers Leube vorschlagen. Wie sehr ich auch natürlich durch diese ehrenvolle Auszeichnung erfreut war, so fiel mir doch, wie ich aufrichtig gestehen muß, der Gedanke, das mir so lieb gewordene Leipzig zu verlassen und mit dem kleinen Erlangen zu vertauschen, etwas schwer aufs Herz. Ich schrieb daher nicht unbedingt zusagend zurück, sondern nur, daß ich für die mir zuteil gewordene Anerkennung äußerst dankbar sei und demnächst zu weiteren mündlichen Besprechungen persönlich nach Erlangen kommen würde. Während der folgenden Wochen hatte ich zunächst einige Verhandlungen mit der Leipziger Fakultät und mit dem sächsischen Ministerium. Wäre die Erfüllung meines Wunsches, im Krankenhaus eine kleine selbständige Nervenabteilung zu erhalten, möglich gewesen, so hätte ich wahrscheinlich die Berufung nach Erlangen abgelehnt. Begreiflicherweise konnte aber Wagner auf diesen Wunsch nicht eingehen, und so fuhr ich denn an einem kalten, trüben Wintertage, am 7. Februar 1886, durch das schneebedeckte Vogtland und Fichtelgebirge, halb schweren, halb erwartungsvollen Herzens nach dem fränkischen Städtchen, das vielleicht meine neue Heimat werden sollte.

9. Kliniker in Erlangen (1886—1903.)

Man kann nicht behaupten, daß Erlangen auf den neuen Ankömmling zunächst einen besonders stattlichen oder anmutigen Eindruck macht. Man behauptet sogar, daß wiederholt Studenten, die sich Erlangen zu ihrer Alma mater ausersehen hatten, ja einmal sogar ein nach Erlangen neuberufener Professor nach dem ersten Gange vom Bahnhof durch die Stadt am Marktplatz wieder still umgekehrt seien und die Stadt mit dem nächsten Zuge auf Nimmerwiedersehen verlassen hätten. Ob dies der Wahrheit entspricht oder nur eine böswillige Erfindung ist, weiß ich nicht. Ich muß aber gestehen, daß der erste Eindruck, den Erlangen auch auf mich machte, nicht geeignet war, meine, wie gesagt, etwas trübe Stimmung zu erheitern. Bald nach der Abfahrt von Förchheim, der letzten Station vor Erlangen, hatte ich neugierig zum Fenster hinausgeschaut. Der Zug fuhr durch einen kurzen Tunnel und dann längs einer grauen, verwitterten Sandsteinmauer, hinter der kleine, graue, mir recht ärmlich erscheinende Häuschen sichtbar wurden. Das kann doch unmöglich Erlangen sein, dachte ich etwas beklommenen Herzens, aber der Zug hielt an einem kleinen grauen, aus Sandstein erbauten Bahnhof, ich mußte aussteigen und wurde freundlich von einigen Erlanger Kollegen in Empfang genommen. Am Abend war ich bei dem Chirurgen Heineke eingeladen, wo ich der Fakultät präsentiert wurde. Am andern Vormittage besah ich mir die medizinische Klinik, einen grauen Sandsteinbau, der auf mich natürlich auch keinen überwältigenden Eindruck machte. Aber die Sonne

schien, und meine Stimmung wurde etwas besser. Nach einem kurzen Besuch in München bei meiner dort inzwischen mit dem Kunstmaler Professor Carl Seiler verheirateten Schwester Bertha fuhr ich in der Nacht vom 9. zum 10. Februar nach Leipzig zurück, kam früh gegen sieben zu meinen Eltern, die noch im Bett lagen, und erzählte ihnen von meinen Erlanger Eindrücken und von meinen Zweifeln, ob ich wirklich die Berufung nach Erlangen annehmen solle. Da schnitt mein Vater alle Erwägungen kurz ab mit dem Ausruf: „Dummes Zeug! Einen ersten Ruf als Ordinarius und Kliniker schlägt man nicht ab!“ Damit war die Sache entschieden. Er hat, wie immer, recht gehabt. Am folgenden Tage schrieb ich die Briefe mit der bestimmten Zusage nach Erlangen und nach München. Nach der Entscheidung wurde ich innerlich wieder ruhig, und als ich abends im Gewandhause die C moll-Symphonie von Beethoven hörte, wurde beim letzten Satz auch meine Seele voll guten Mutes und Zuversicht.

Nun folgte die Zeit der Abschiedsgesellschaften und Abschiedsfeiern. Ende Februar gaben mir die Studenten einen wohlgelungenen Abschiedskommers, an dem auch viele Professoren teilnahmen, und wo mein damaliger Leipziger Famulus, Martin Benno Schmidt, der jetzige pathologische Anatom in Würzburg, eine hübsche Rede auf mich hielt. Bei der Abschiedsfeier, die meine Freunde mir gaben, hielt unter vielen anderen Ansprachen auch Thiersch, der selbst früher in Erlangen Professor gewesen war, eine witzige Rede. Er schilderte in humoristischer Weise, wie sich mein bevorstehender Einzug in Erlangen gestalten würde, wie bei meinem ersten Gang durch die Stadt ein Dienstmädchen dem andern zuflüstern würde: „Schau, da kommt der neue Herr Professor!“ Die letzten Tage in Leipzig vergingen mit zahlreichen Abschiedsbesuchen, mit dem Einpacken der Sachen, Bücher und Möbel, und endlich am 27. April

früh $\frac{1}{2}$, 7 Uhr fuhr ich selbst der neuen Heimat zu. Mein alter Vater und Freund Dippe gaben mir am Bahnhof das Geleit, das weibliche Geschlecht war nur durch meine bisherige alte Haushälterin vertreten. Es war ein schöner warmer Frühlingstag, und bei der Ankunft am Nachmittag machte das kleine Städtchen im ersten Frühlingsgrün auf mich doch lange nicht mehr einen so niederschlagenden Eindruck wie an jenem kalten Februartage. Ich hatte inzwischen am östlichen Ende der Stadt im Obergeschoß eines neuerbauten, ganz schmuck aussehenden Hauses eine nette kleine Wohnung von drei Zimmern gemietet. Mein Hauswirt war Herr Fehn, der Fechtmeister der Universität. Als ich an meiner neuen Behausung ankam, stand der Möbelwagen bereits vor der Tür, die Packer hatten die Möbel auf die Straße gestellt und sich dann aus dem Staube gemacht. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit Hilfe meines muskelstarken Hauswirts und einiger anderen hilfreichen Menschen die Sachen selbst die kleine Treppe hinaufzutragen und mich oben, so gut es ging, wohnlich einzurichten. Da die Polstermöbel aber während des Transports arg verstaubt waren, so mußten sie zunächst auf der Straße ordentlich ausgeklopft werden. Mein hilfsbereiter Hauswirt schwang tüchtig statt des Rappirs einen Rohrstock, und ich selbst sekundierte ihm nach Kräften. Da die Straße sonst fast menschenleer war, fiel unsere nützliche Beschäftigung kaum jemand anderem auf. Als ich am folgenden Tag meinen Eltern meinen Einzug in Erlangen brieflich des näheren schilderte, fiel mir ein, daß eine bekannte Dame in Leipzig meiner Mutter von meinem klinischen Vorgänger Leube erzählt hatte, was für ein großer, angesehener Herr der in Erlangen gewesen wäre, man hätte ihn oft den „König von Erlangen“ genannt. Meiner guten Mutter hatte diese Erzählung natürlich großen Eindruck gemacht, und sie träumte wohl schon davon, daß ihr geliebter Sohn viel-

leicht dereinst eine ähnliche Stellung erringen könnte. Mich hieran erinnernd, schrieb ich in meinem Brief: „Da konnte man also sehen, wie der zukünftige König von Erlangen auf der Straße stand und höchsteigenhändig aus seinen Polstermöbeln den Staub ausklopfte.“ Übrigens mag hier gleich bemerkt werden, daß es zu meiner Thronbesteigung nie gekommen ist.

Das kleine Haus, in dem ich wohnte, lag in der Sieglitzhoferstraße, die jetzt Hindenburgstraße genannt wird. Es war damals noch eins der letzten Häuser der Stadt nach jener Seite hin. Die hübschen Villenstraßen, die jetzt im Osten der Stadt entstanden sind, existierten damals noch nicht. Es war ein Doppelhaus, d. h. es bestand aus zwei vollständig getrennten, symmetrischen Hälften, deren jede einen besonderen Besitzer hatte. Die rechtsgelegene Haushälfte gehörte dem Professor der praktischen Theologie Caspari. An meinem Wohnzimmer, an der Hinterseite des Hauses, befand sich ein kleiner eiserner Balkon, von dem man einen hübschen, freundlichen Blick auf das hinter dem Hause gelegene Gärtchen, auf die unmittelbar dahinter anstoßenden Felder, dann das kleine Flüßchen Schwabach und endlich den bewaldeten Rücken des Ratsberges mit seinem Aussichtsturm hatte. Rechts nach Osten zu schweifte der Blick dem Tälchen der kleinen Schwabach entlang bis zur sogenannten Schleifmühle, dann zum Dörfchen Sieglitzhof und endlich bis zu den fernen, am Horizont gelegenen Hersbrucker Bergen, bereits Ausläufern des Fränkischen Jura. An dem anderen Zwillingshause war im oberen Stock nach hinten zu genau ebenso ein kleiner eiserner Balkon vorhanden, von meinem Balkönchen nur wenige Meter entfernt. Als ich am andern Morgen auf meinen Balkon hinaustrat und mich an dem Blick in die Frühlingslandschaft erfreute, trat auf den andern Balkon eine etwas gedrungene, stämmige Gestalt mit einem klugen, charakteristischen Lutherkopf heraus. Ich vermutete

darin natürlich sofort meinen Nachbar und Kollegen Caspari, wir begrüßten einander, stellten uns gegenseitig vor und wechselten einige Worte miteinander, aus denen sofort hervorging, daß wir nicht schlecht zu einander paßten. In der Tat entwickelte sich aus dieser ersten Balkonbegegnung alsbald ein nahes freundschaftliches Verhältnis, von dem noch später die Rede sein wird. Meine eigene kleine Wohnung gestaltete sich bald ganz behaglich. Die Frau Fechtmeisterin sorgte für Ordnung und wenn nötig auch für meine leiblichen Bedürfnisse. Es dauerte nicht lange, so fühlte ich mich in meiner neuen, kleinen, fast ländlichen Behausung ganz zufrieden.

Mein erster Ausgang führte mich in meine Klinik. Hier kam mir anfangs alles natürlich recht klein und beschränkt vor. Bald aber bemerkte ich, daß ich mir doch ein ganz gutes Feld für meine Arbeit und Lehrtätigkeit würde schaffen können. Ich fand zwei tüchtige Assistenten vor, die Herren Doktoren Krecke und Scheiding. Krecke trat später zur chirurgischen Klinik über, ließ sich dann in München nieder, wo er einer der angesehensten und meistbeschäftigten Chirurgen wurde. Scheiding wurde später ein allgemein geachteter Arzt in Hof. Diese beiden ersten klinischen Assistenten von mir haben mir ihre Anhänglichkeit auch fernerhin stets treu erhalten. Die Krankenpflege und ein Teil der Verwaltung lagen in den Händen von Krankenschwestern aus dem Augsburger Evangelischen Diakonissenhause. Die treffliche Oberschwester Eva und noch manch andere Schwester stehen bei mir noch jetzt wegen ihrer steten sorgsam und hingebenden Arbeit in bestem Angedenken. Überhaupt bin ich im Laufe der Jahre an den verschiedenen Orten meiner Krankenhaustätigkeit so vielen ausgezeichneten Krankenschwestern begegnet, daß ich vor diesem Beruf die größte Hochachtung gewonnen habe und wünschen möchte, daß sich ihm allmählich immer mehr

Mädchen auch aus den gebildeten Ständen widmeten. Dadurch würden die ungeeigneten Elemente, die sich natürlich auch vielfach zu diesem Berufe drängen, immer mehr ausgeschaltet und der ganze Beruf der Krankenschwester immer mehr gehoben werden. Bei den immer sich steigenden Anforderungen, die jetzt an die Krankenpflege und an die Krankenuntersuchung gemacht werden, erfordert die Tätigkeit einer wirklich guten Krankenschwester so viel Intelligenz, Aufmerksamkeit und Hingebung, daß sie wirklich nur von gut geschulten und ausgebildeten Krankenschwestern ausgeübt werden kann. Nimmt man hierzu noch die vielfache wirtschaftliche Betätigung, die ebenfalls zum Teil in die Hand der Krankenschwestern gelegt werden muß, so zeigt sich hier, wie mir scheint, ein weites Feld für weibliche Berufsarbeit, wie es passender und wichtiger kaum gedacht werden kann. Ich meine daher, daß alle Anstalten für eine tüchtige berufliche Ausbildung von Krankenschwestern die weitgehendste staatliche und städtische Unterstützung finden sollten, nicht nur im Interesse der Krankenanstalten, sondern bei der vielfältigen Verwertung tüchtiger Krankenschwestern auch für die gesamte Gesundheitspflege des Volkes.

Das Krankenmaterial der Erlanger Klinik war nicht schlecht und wurde von Jahr zu Jahr immer besser. Die Universitätskliniken sind ja stets eine Art Zentrum für einen großen Umkreis, hier suchen von weither Schwerkranke Hilfe, und auch die Ärzte senden oft diagnostisch schwierige Fälle zur genaueren Untersuchung in die Klinik. Nicht nur aus ganz Mittelfranken, sondern auch aus Oberfranken und nicht selten aus den kleinen benachbarten thüringischen Staaten Coburg und Meiningen kamen Kranke in die Erlanger Kliniken. Viele Ärzte wußten, daß ich ein besonderes wissenschaftliches Interesse für Nervenranke hatte, und so kam es, daß sich in meiner Klinik bald ein verhältnismäßig rei-

ches und wissenschaftlich zum Teil sehr wertvolles Beobachtungsmaterial an schweren chronischen Nervenkranken ansammelte. Da mir die vollständig freie Verfügung über einen ziemlich großen klinischen Etat zustand, konnte ich manche dieser Kranken, die ein besonderes wissenschaftliches Interesse darboten, zuweilen jahrelang bis zu ihrem Tode in der Klinik behalten. — In Erlangen lag in Garnison ein bayrisches Jägerbataillon, bei dem auch die Studierenden ihr Freiwilligenjahr abdieneu konnten. Da es kein besonderes Garnisonlazarett gab, so kamen alle kranken Soldaten zur Behandlung in meine Klinik, wodurch namentlich das Material an akuten Erkrankungen erheblich vermehrt wurde. Eine besondere dermatologische Klinik existierte damals noch nicht, und ich habe während meiner ganzen Erlanger Zeit an jedem Mittwoch eine besondere Klinik für Hautkrankheiten und Syphilis abgehalten, wobei mir die früher in Wien und später an der Leipziger Poliklinik gewonnenen Kenntnisse zustatten kamen.

Am 3. Mai 1886 hielt ich meine erste klinische Vorlesung über einen Fall von Coma diabeticum. Praktikant war cand. med. August Hoffmann, jetzt Direktor der medizinischen Klinik in Düsseldorf! Der Hörsaal war dicht gefüllt. Wenn ich mich recht erinnere, hatte ich im ersten Semester wohl gegen 70—80 Zuhörer. Als ich den Hörsaal betrat, stutzte ich zuerst, da die auf der ersten Stuhlreihe sitzenden Zuhörer auf mich jungen, zweiunddreißigjährigen Kliniker fast durchweg den Eindruck älterer, würdiger Herren machten. Es waren dies die Medizinstudierenden unter den damals sogenannten „Pfarrerstöckern“, d. h. alte Korpsstudenten aus fast allen anderen deutschen Universitäten, die nach einem meist recht bewegten, vieljährigen akademischen Leben nach Erlangen kamen, um hier ungestört ihr Studium zu beenden. Sie alle fanden sich in einer Art Vereinigung zusammen und nannten sich wohl im Hin-

blick auf die stark theologische Färbung der Stadt und Universität Erlangen, wie gesagt, die „Pfarrerstöchter“. Neben manchen recht verbummelten Existenzen gab es unter ihnen auch viele tüchtige und intelligente Leute, die das früher Versäumte durch Fleiß nachholten und aus denen zum Teil später vortreffliche Ärzte wurden. Der alte Korpsstudent in ihnen machte sich natürlich immer noch bemerklich, und als ich einmal einen von ihnen, der sich nicht gerade durch großes Wissen auszeichnete, etwas gutmütig spöttisch behandelt hatte, fühlte sich dieser hierdurch in seiner Ehre so gekränkt, daß er mich nach der Klinik — fordern ließ! Ich bat den beleidigten Kommilitonen zu mir in mein Zimmer, sagte ihm, meine Worte wären ja nicht so ernst gemeint gewesen, und ein Student müsse sich schon einmal von dem älteren Professor so etwas gefallen lassen. Da stieß der Beleidigte noch immer voll Zorn die Worte heraus: „Aber Sie sind ja gar nicht älter als ich, Herr Professor!“ und in der Tat stellte sich heraus, daß er nicht unerheblich älter war als ich. Schließlich gelang es mir aber doch, den Erzürnten zu besänftigen, und wir schieden ohne blutigen Zweikampf als gute Freunde. Er hat später bei mir ein ganz gutes Examen gemacht.

Mit dem Besuch meiner Zuhörer im weiteren Verlauf des Semesters konnte ich freilich leider nicht sehr zufrieden sein, und ich glaube nicht, daß dies ausschließlich an mir lag. In Erlangen spielt, wie an vielen kleineren Universitäten, das Verbindungswesen unter den Studierenden eine große Rolle, kostet den Studenten viel Zeit und zieht sie von ihren Studien ab. Wenn ich in den Hörsaal trat und ihn halb leer fand, so wußte ich gleich, daß an diesem Tage eine große „Paukerei“ zwischen den Angehörigen zweier Verbindungen stattfand, die natürlich auf die Mitglieder dieser Verbindungen weit mehr Anziehung ausübte, als die lehrreichsten Krankheitsfälle. Auch das gute Erlanger Bier war

eine Gefahr für die Studenten. Ich habe manchen jungen Kommilitonen kennen gelernt, der sich seine Gesundheit durch übermäßiges Trinken untergraben hatte. Da ich auch unter den Angehörigen des Braugewerbes und der sonstigen bayrischen Bevölkerung leider nur zu häufig als Arzt die schädlichen Folgen eines lange Zeit fortgesetzten übermäßigen Biergenusses beobachten konnte, so ergab es sich von selbst, daß ich in der Klinik und in Privatgesprächen häufig auf diese traurige Tatsache hinweisen mußte. Ich kam hierdurch bald in den Ruf eines fanatischen Alkoholgegners und wurde oft der Zielpunkt von allerlei Neckereien, die ich aber mit Humor ertrug.

Noch im Verlaufe des Mais hielt ich meine offizielle Antrittsrede in der Universitätsaula, die sich damals noch in dem alten markgräflich-bayreuthischen Schloß befand, wo auch die Universitätsbibliothek untergebracht war. Als Thema meiner Antrittsrede hatte ich gewählt „Die wichtigsten Gesichtspunkte bei der Behandlung der akuten Infektionskrankheiten“. Da ich bei längerem Sprechen oft einen etwas trockenen Hals bekomme, bin ich gewohnt, während des Sprechens zuweilen einen kleinen Schluck Wasser zu trinken. Ich bat daher vor Beginn der Rede den Fakultätspedellen Thurn, ein altes akademisches Original, der von den Professoren stets nur als von den „hohen Herren“ sprach, mir unter das Pult des Katheders ein Glas Wasser zu stellen. Er sah mich erstaunt an und schien meine Bitte nicht recht zu verstehen. Wasser als Getränk war ihm ein durchaus unbekannter Begriff, und er schien offenbar nicht recht zu wissen, wie er meinen Wunsch erfüllen sollte. Ich wiederholte aber mein Ansuchen noch einmal, und er schien kopfschüttelnd nachzugeben. Ich begann zu sprechen, und als ich nach einiger Zeit das Bedürfnis empfand, ein Schlückchen Wasser zu nehmen, tastete ich mit der Hand unter das Rednerpult nach dem bestellten Glase. Wie groß war aber mein

Schreck, als ich dort einen großen, echt bayrischen irdenen Maßkrug fand, das einzige Trinkgefäß, was Herr Thurn hatte auftreiben können. Natürlich verzichtete ich unter diesen Umständen auf die Anfeuchtung meiner Kehle, denn man kann sich denken, welche Heiterkeit es im ganzen Auditorium erregt hätte, wenn ich, der bereits verschrieene Biergegner, mitten in meiner feierlichen Rede einen Maßkrug an die Lippen gesetzt hätte, als dessen Inhalt wohl niemand der Anwesenden etwas anderes als Bier vermutet hätte. Ich wundere mich noch jetzt, daß dieser heitere, stille Zwischenfall mich nicht aus dem Kontext brachte.

Je mehr ich mich in die Klinik einlebte, um so größere Freude machte mir der klinische Unterricht. Ich darf wohl sagen, daß ich meine Aufgabe als klinischer Lehrer von Anfang an ernst genommen habe.

Der Unterricht in der medizinischen Klinik nimmt, was ich während meiner ganzen klinischen Lehrtätigkeit stets im Auge behalten habe, in dem gesamten klinischen Unterricht eine ganz besonders wichtige Stellung ein. Die medizinische Klinik soll die Studierenden der Medizin nicht nur in die Kenntnis der inneren Krankheiten und deren Behandlung einführen, sondern ihnen auch die Grundlage für ihr gesamtes sonstiges ärztliches Wissen und Handeln bieten. Während alle übrigen Kliniken der Hauptsache nach sich mit einem ärztlichen Spezialgebiete beschäftigen und die jungen Mediziner darin unterrichten müssen, hat der innere Kliniker außer der Behandlung seines Spezialgebietes noch die große und wichtige Aufgabe, seine Studenten in dem zu unterweisen, was jeder Arzt braucht, einerlei, ob er nun später ein Chirurg oder ein Frauenarzt, ein Hautarzt oder ein Ohrenarzt wird. Die medizinische Klinik hat die Studenten nicht nur in zahlreichen wichtigen Spezialfächern zu unterrichten, sie hat sie vor allem auch zu Ärzten zu erziehen. Der innere Kliniker muß den

Studierenden zum Vorbild werden, wie sie sich als zukünftige Ärzte zunächst jedem Kranken gegenüber zu verhalten haben, wie sie in jedem Kranken nicht nur das besondere pathologische Objekt, sondern stets daneben auch den kranken Menschen erblicken sollen, der da empfindet und fühlt, denkt und leidet. Diese notwendige allgemein=menschliche Beziehung zwischen Arzt und Patient wird zunächst immer durch die sogenannte Anamnese geknüpft, durch das Ausfragen des Kranken nach seiner Krankheit, nach seinen Beschwerden und auch nach seinen Erwartungen und Wünschen. Durch die Anamnese soll nicht nur der Arzt die ihm zur Beurteilung der Krankheit stets so wichtigen Angaben über deren Art und Verlauf erfahren, durch die Anamnese soll der Arzt auch einen Einblick in die Persönlichkeit und die Denkweise des Kranken, der Patient aber Vertrauen und Zuneigung zu seinem Arzt gewinnen. Ich habe es mir daher beim klinischen Unterricht zur Regel gemacht, fast niemals die vom Assistenten bereits fertig aufgeschriebene Anamnese den Studierenden vorzulesen, sondern habe die Anamnese fast immer selbst oder in Gemeinschaft mit dem Praktikanten in der Klinik aufgenommen, damit die Studenten lernen konnten, wie sich der Verkehr zwischen Patient und Arzt auch in der späteren Praxis anbahnen soll. Für die Patienten der Klinik hat dies aber noch den großen Vorteil, daß sie sich hierdurch von vornherein nicht nur als rein passives Unterrichtsobjekt fühlen, vielmehr die Empfindung bekommen, daß die klinische Vorstellung auch ihnen zum Nutzen sein kann und ebenfalls ein Teil der ihnen gewidmeten Fürsorge ist.

Auch bei der objektiven Krankenuntersuchung bietet die medizinische Klinik dem Studierenden einen großen Teil dessen, was er später in seinem Berufe unter allen Umständen nötig hat, welchem besonderen Spezialfach er sich auch widme. Nicht nur die genaue Beachtung

der in jedem Falle wichtigen Allgemein- und Organfunktionen, sondern ebenso auch die ganze Art der Untersuchung, ihre systematische Ordnung und Gründlichkeit, endlich aber auch die gleichzeitig stets zu berücksichtigenden Anforderungen der Humanität und Fürsorge — dies alles ist es, was der Studierende hauptsächlich in der inneren Klinik zu üben und an dem Vorbilde seines Lehrers zu lernen hat.

Bei der abschließenden Diagnostik des einzelnen Falles habe ich mich stets bemüht, die jungen Mediziner darauf hinzuweisen, daß es in Wirklichkeit keine Krankheiten, sondern nur einzelne kranke Menschen gibt, daß also mit der Unterbringung des vorliegenden einzelnen Krankheitsfalles unter einen besonderen Krankheitsnamen die Aufgabe der Diagnose noch keineswegs erfüllt sei, daß vielmehr jetzt erst der wichtigere und auch weit interessantere Teil der Diagnostik beginne, indem nun erst der Arzt die Besonderheiten des vorliegenden Falles an dem Maßstabe der allgemeinen ärztlichen Erfahrung festzustellen und abzumessen habe. Immer wieder habe ich meine Studenten darauf aufmerksam gemacht, daß nur eine derartige eingehende Betrachtung der einzelnen Krankheitsfälle den Arzt vor dem Gefühle einer öden Einförmigkeit in der Praxis bewahren könne. Für einen wissenschaftlich denkenden Arzt kann es „uninteressante Fälle“ eigentlich gar nicht geben.

Der bedenklichste Punkt beim Unterricht in der medizinischen Klinik ist bekanntlich von jeher die Therapie gewesen. Während in allen anderen Kliniken gerade das therapeutische, vorzugsweise operative Handeln des Arztes einen großen, ja vielleicht sogar den größten Teil des Unterrichts einnimmt, wird von den Studierenden mit Recht oft darüber geklagt, daß die inneren Kliniker diesen Teil ihrer Aufgabe, den die zukünftigen praktischen Ärzte zumeist für den wichtigsten halten, zu sehr vernachlässigen. Auch ich habe mir, wie ich offen

gestehen muß, diesen Vorwurf manchmal nicht ganz mit Unrecht gefallen lassen müssen. Worauf diese häufige verhältnismäßig geringfügige Berücksichtigung der Therapie in der inneren Klinik beruht, ist leicht verständlich. Die Möglichkeiten, den Verlauf einer inneren Krankheit durch äußere Einwirkungen wesentlich und erfolgreich zu beeinflussen, sind nicht sehr zahlreich, und daß der wissenschaftliche Kliniker an der Erörterung interessanter diagnostischer und pathologischer Fragen mehr Gefallen findet als an der Besprechung der kleinen symptomatischen Hilfsmittel und Maßnahmen, ist leicht verständlich. Immerhin muß ich aber zugeben, daß die Unterweisung der Studierenden auch in den kleinen Erfordernissen der Praxis unbedingt notwendig ist, obwohl vielleicht gerade in dieser Beziehung der poliklinische Unterricht noch mehr leisten kann als die Klinik, die ihrerseits wiederum mehr die großen allgemeinswissenschaftlichen Fragen zu berücksichtigen hat. Aber in einer Hinsicht freilich habe ich mich stets bemüht, meinen Zuhörern die Bedeutung des ärztlichen Handelns ans Herz zu legen, nämlich darin, daß sich die Tätigkeit des Arztes seinem Kranken gegenüber nicht auf die Verordnung von Arzneien oder sonstigen ärztlichen Maßnahmen zu beschränken hat, sondern daß der Arzt dem Kranken auch in einer Menge der wichtigsten sonstigen Fragen und Angelegenheiten Berater und Helfer sein muß. Leider ist diese so ungemein wichtige und schöne Seite der ärztlichen Berufstätigkeit immer seltener geworden, seit dem es keine oder nur wenige Hausärzte im alten Sinne des Worts mehr gibt. Der alte Hausarzt war fast immer auch der allgemein verehrte und angesehenste Freund in den Familien, mit denen ihn oft langjähriges Zusammenleben, sowie gemeinsam verlebte gute und böse Tage aufs engste verbanden. In der jetzigen Zeit des ärztlichen Speziesistentums werden diese nahen freundschaftlichen Beziehungen zwischen

Patient und Arzt immer seltener, aber sie brauchen darum nicht ganz aufzuhören, und es gehört meines Erachtens mit zu den Aufgaben der ärztlichen Erziehung, die jungen Mediziner immer wieder auf diese schöne Seite ihres künftigen Berufs hinzuweisen. —

Nachdem ich mich in meiner Klinik und in meiner kleinen Häuslichkeit einigermaßen eingerichtet hatte, mußte es mein nächstes Bestreben sein, mich mit meinem neuen Wohnort und meiner Kollegenschaft näher bekannt zu machen. Erlangen befand sich damals in einer Art Übergangszeit. Noch wenige Jahrzehnte zuvor waren die allgemeinen städtischen Verhältnisse und ebenso auch die Lebensbedingungen der Professoren überaus einfach, ja zum Teil geradezu dürftig gewesen. Noch jetzt erzählten mir die älteren Kollegen zuweilen von jener Zeit, wo es keine Kanalisation und keine Straßenbeleuchtung gab und wo die Abwässer aus den Häusern einfach auf die Gasse gegossen wurden. Zur kalten Winterszeit froren sie und bildeten auf den Straßen Hügel und Täler, die des Abends beim Schein kleiner mitgenommener Laternen nur mit größter Vorsicht passiert werden konnten. Die Gehaltsverhältnisse der Professoren waren dürftig. Mit 600—800 Gulden im Jahr mußte von den meisten Professorenfamilien der ganze Haushalt bestritten werden. Die Geselligkeit hielt sich dementsprechend in den einfachsten Formen. Bei den Abendgesellschaften ließ sich jeder Gast sein Bier je nach Bedürfnis von dem Dienstmädchen aus der nächstgelegenen Gastwirtschaft (an denen ja in Erlangen nirgends Mangel war) „über die Gass“ holen und legte beim Fortgehen den Betrag dafür nebst einem kleinen Trinkgeld unter seinen Teller. Die Wohnungen in den kleinen, meist zweistöckigen Häusern waren von großer Einfachheit. In den meisten älteren Erlanger Häusern führten die Zimmer des ersten Stocks nach der hinteren Hofseite zu unmittelbar in einen bedeckten, aber nach

rückwärts offenen, galerieartigen hölzernen Gang. Man kann sich denken, wie kalt die Wohnungen bei den meist strengen Erlanger Wintern waren, und auch noch zu meiner Zeit bildete anfänglich die Frage der Heizung und der Art der Ofen einen der häufigsten Gegenstände jeder Tischunterhaltung.

Als ich nach Erlangen kam, gehörten die oben geschilderten Verhältnisse größtenteils bereits der Geschichte an. Die äußeren Verhältnisse der Professoren hatten sich wesentlich gebessert, und manche von ihnen wohnten bereits in hübschen eigenen Häusern. Als ich jetzt vor kurzem Erlangen wieder einmal besuchte, freute ich mich über die im Osten der Stadt und am Burgberge entstandenen neuen hübschen Straßenzüge.

Trotz dieser Einfachheit der äußeren Verhältnisse hatte Erlangen als Universität stets keine geringe Bedeutung. Einen besonderen Ruf hatte seine theologische Fakultät gewonnen, an der eine Anzahl hervorragender Gelehrter gewirkt hatten und noch wirkten. Allgemein galt Erlangen als eine Hochburg der strenggläubigen protestantischen Theologie. Namentlich aus dem protestantischen skandinavischen Norden waren früher viele Theologiestudierende nach Erlangen gekommen, und oft bekam der neue Ankömmling das Scherzwort zu hören, daß ja schon in der Bibel stehe: „Suchet das Reich Gottes zu erlangen.“ Auch in den übrigen Fakultäten hatte es in Erlangen nie an hervorragenden Leuten gefehlt. An Männer wie Ohm, Fichte, Schelling, Rückert, F. v. Raumer u. a. erinnerten noch die an ihren ehemaligen Wohnhäusern angebrachten Gedächtnistafeln. Die medizinische Fakultät konnte ebenfalls auf eine Reihe hervorragender Mitglieder zurückblicken. Schon die berühmten Namen meiner drei letzten Vorgänger in der Leitung der medizinischen Klinik, Kußmaul, Ziemßen, Leube, mußten mich zur Nacheiferung anspornen. Einen etwas dunklen Punkt aus der

früheren Geschichte der Erlanger medizinischen Fakultät will ich seines kulturhistorischen Interesses wegen hier kurz erwähnen. Durchblätterte man die Verzeichnisse der medizinischen Doktorpromotionen in den früheren Jahren, so fiel einem die große Zahl der englischen Namen der Promovierten auf. Die Dürftigkeit der damaligen Gehaltsverhältnisse war für die Professoren der Anlaß gewesen, ihre Einkünfte durch eine gar zu freigebige Verleihung des Dokortitels zu erhöhen. Junge englische Ärzte konnten damals, wie man mir erzählte, auf Grund einer äußerst dürftigen schriftlichen Dissertation und einer ganz leichten mündlichen Prüfung sich in Erlangen den Doktorgrad erwerben. Sie kamen oft mittags in Erlangen an und reisten schon am Abend desselbigen Tages als fertige junge Doktoren weiter nach Nürnberg. Als ich nach Erlangen kam, gehörte diese Unsitte schon längst der Vergangenheit an.

Von meinen älteren Kollegen in der medizinischen Fakultät wurde ich durchweg mit größter Freundlichkeit aufgenommen. Es waren alles namhafte und in ihrem Fach hervorragende Leute. Der Senior der Fakultät war „der alte Gerlach“, der Professor der Anatomie, ein prächtiger Mensch, voll Wohlwollen und heiterer Güte. Er war seinerzeit einer der besten Vertreter der neu aufkommenden mikroskopischen Anatomie und hatte sich namentlich durch die Einführung der Karminfärbung in der histologischen Technik ein großes Verdienst erworben. Auch seine Arbeiten über die feinere Anatomie des Rückenmarks sind von dauerndem Wert geblieben. Gerlach war ein ungemein eifriger und beliebter Lehrer, stets bemüht, seinen Studenten den manchmal etwas trocknen Stoff der Anatomie durch kleine Geschichtchen und Witzchen, aber auch durch häufige Hinweise auf die praktische Bedeutung der Anatomie amüsant und lehrreich zu machen. Seine bildschöne Tochter Agnes, die spätere Frau des berühmten

Chemikers Emil Fischer, damals eine der wenigen erwachsenen Professorentöchter, war in all den vielen Gesellschaften, zu denen ich während des ersten Jahres eingeladen wurde, meine stete Tischdame.

Das zweitälteste Mitglied der Fakultät war der pathologische Anatom Friedrich Zenker, sicher einer der hervorragendsten Vertreter seines Fachs aus der damaligen Zeit, der seinen Namen in der Wissenschaft durch bedeutende Entdeckungen bekannt gemacht hatte, vor allem durch die Entdeckung der Trichinenkrankheit beim Menschen. Dabei war er ein geist- und humorvoller Mann, ein fröhlicher Gesellschafter und witziger Tischredner. Leider wurden aber die guten Zeiten bei ihm mehrfach unterbrochen durch starke anhaltende gemütlige Depressionen. Dieses traurige Leiden, das in den letzten Jahren seines Lebens in besonders schwerer Form auftrat, war wohl auch die Ursache, daß Zenker nicht an einen größeren, seiner wissenschaftlichen Bedeutung entsprechenden akademischen Wirkungskreis berufen wurde. Bei den Sektionen war er von größter Genauigkeit und Gründlichkeit, freilich oft auch etwas umständlich, so daß über der ausführlichen Beschreibung von Nebendingen die Hauptsache manchmal etwas zu kurz kam. Wegen des sprachpsychologischen Interesses erwähne ich seine in den späteren Jahren bei seinen Vorträgen immer zunehmende eigentümliche Gewohnheit des fast beständigen Einschlebens des Wörtchens „also“ in seine Rede. Die Demonstration einer Neubildung schloß er einmal mit den Worten: „So haben wir es also hier zu tun mit einem also Karzi= also =nom.“ Ich habe für den ausgezeichneten Mann und dessen lebenswürdige, prächtige Frau, eine Schwester des berühmten Germanisten Friedrich Zarncke in Leipzig, die mir von Anfang an mit größter Freundlichkeit entgegenkamen, die höchste Verehrung gehegt. Zenker mußte noch in seinem Alter den Schmerz erleben, seinen talentvollen

Sohn Konrad, der sich ebenfalls der pathologischen Anatomie gewidmet hatte und Assistent bei seinem Vater war, durch den Tod zu verlieren. Konrad Zenker war ein hoffnungsvoller junger Forscher, der Erfinder der noch jetzt in der Histologie häufig angewandten Zenkerschen Flüssigkeit. Er starb in meiner Klinik an einem Abdominaltyphus, den er sich bei der Sektion eines Typhuskranken zugezogen hatte. Zenker hat diesen schweren Schlag nie ganz überwinden können, zumal sein Zusammenleben mit diesem und seinen beiden anderen trefflichen Söhnen (von denen der eine jetzt Augenarzt in München, der andere Professor der romanischen Philologie in Rostock ist) ein ganz besonders inniges war. Die jungen Zenkers gehörten der Bubenruthia an, und auch der alte Zenker war Ehrenmitglied dieser Burschenschaft geworden. Es war stets ein erfreulicher Anblick, wenn man bei den Festen und Komersen der Bubenruthia den alten Professor mit dem Silberhaar, die rote Studentenmütze auf dem Kopf, unter der akademischen Jugend sitzen sah, fröhlich mit den Fröhlichen, das alte Herz noch frisch und voll jugendlicher Begeisterung.

Professor der Physiologie war J. Rosenthal, ein Schüler Dubois-Reymonds, ein durch zahlreiche physiologische Arbeiten, namentlich durch seine hervorragenden Untersuchungen über die Innervation der Atmung, bekannt gewordener Forscher. Rosenthal hatte in der Zeit vor meiner Berufung nach Erlangen schwierige Kämpfe durchzumachen gehabt. Er war ein eifriger, oft sogar recht leidenschaftlicher Politiker, Mitglied der Freisinnigen Partei in Bayern und als solches in Gegensatz stehend zu den meist stark konservativ denkenden Erlanger Professoren. Als ich nach Erlangen kam, hatten sich die Wogen der vorangegangenen politischen Kämpfe bereits geglättet, und nur noch hier und da fühlte man ein kleines Nachzittern von ihnen. Rosenthal bewohnte

mit seiner liebenswürdigen, feingebildeten Frau ein in einem großen alten Garten „auf dem Burgberge“ gelegenes Haus, von dem aus man nach Süden eine weite Aussicht bis zu den Türmen der alten Nürnberger Hohenzollernburg hatte. Rosenthals machten ein sehr gastfreies Haus, und an den Sonntagnachmittagen und abenden, namentlich zur Sommerszeit, versammelte sich in dem schönen Garten fast immer ein größerer geselliger Kreis. Besonders die Erlanger männliche und weibliche Jugend hatte Rosenthals für viele schöne Stunden zu danken. Auch ich habe in dem gastlichen Hause, später auch mit meiner Frau, viel und gern verkehrt. Stets war die Unterhaltung dort lebhaft, anregend und lehrreich. Auch die Künste hatten in dem Professorenhause auf dem Berge eine Heimstätte gefunden. Musik wurde eifrig gepflegt, und keine der hervorragenderen zeitgenössischen literarischen Erscheinungen blieb unbeachtet.

Von meinen klinischen Kollegen nenne ich hier zunächst den ausgezeichneten, nur wenige Jahre älteren Gynäkologen Paul Zweifel, mit dem ich in Erlangen aber nur ein Jahr zusammen war, da er im Jahre 1887 einer Berufung nach Leipzig folgte, wo er bekanntlich alsbald einen glänzenden Wirkungskreis fand und der Begründer einer neuen Leipziger Gynäkologenschule wurde, deren Mitglieder zum Teil noch jetzt eine Reihe der ersten deutschen gynäkologischen Lehrstühle einnehmen. Trotz der kurzen Dauer unseres Erlanger Zusammenlebens war ich schon damals dem Zweifelschen Hause, in dem Wohlwollen und Gastlichkeit herrschten, nähergetreten. Die freundschaftlichen Beziehungen setzten sich auch später fort, zumal Zweifels auch mit meinen alten Eltern in Leipzig in näheren freundschaftlichen Verkehr traten. Damals konnte ich freilich noch nicht ahnen, daß wir 25 Jahre später noch einmal wieder in derselben Fakultät zusammen wirken würden.

Von besonders großer Bedeutung für mich wurde aber das Haus meines chirurgischen Kollegen Walther Heineke. Heineke stammte aus Schönebeck an der Elbe, war Assistent von Bardeleben in Greifswald gewesen und wurde von dort im Jahre 1867 nach Erlangen berufen. Als ich ihn kennen lernte, war das Leiden, das sich ihm auf seinem Lebenswege hemmend entgegengestellt hatte, eine langsam immer zunehmende Schwerhörigkeit, schon ziemlich weit fortgeschritten. Der von Natur aus schon etwas zur Zurückgezogenheit neigende, bescheidene und selbstlose Mann hatte sich infolge hiervon allmählich immer mehr und mehr von jedem größeren Verkehr abgeschlossen, lebte ganz seiner Wissenschaft und der aufopfernden Tätigkeit für seine Kranken in der Klinik und in der freilich infolge seines Leidens allmählich geringer werdenden Privatpraxis. Heineke war ein kleiner Mann, von schlichtem Äußeren, von wenig Worten, aber je näher man mit ihm bekannt wurde, um so mehr mußte man sein vielseitiges, gediegenes Wissen und seinen scharfen kritischen, sich freilich stets vorsichtig und zurückhaltend äußernden Verstand bewundern, sein tiefes und edles Gemüt lieb gewinnen. Wie oft habe ich die Empfindung gehabt, daß der schlichte Mann, der nur wenig an die Öffentlichkeit hervortrat und nie auf wissenschaftlichen Versammlungen eine Rolle spielte, manchem seiner Kollegen mit weit berühmterem Namen geistig erheblich überlegen war. Heineke hat auch nicht gerade viel geschrieben und wichtige Ergebnisse seiner rastlosen Arbeit nur in Dissertationen von seinen Schülern veröffentlicht lassen, aber in seinen Schriften über Orthopädie, Fermentintoxikationen u. a. finden sich manche Gedanken, deren Tragweite sich erst in späterer Zeit ergeben hat. Heineke starb am 28. April 1901 in seinem 67. Lebensjahre an einem chronischen Nierenleiden. Dem geschiedenen Freunde habe ich an seinem Grabe Worte dankbarer Anerkennung gewidmet.

Was mir aber während meiner ersten Erlanger Jahre das Heinekesche Haus besonders lieb und wert machte, war der Umstand, daß ich als Junggeselle hier, soweit wie möglich, einen Ersatz für die fehlende eigene Häuslichkeit fand. In Leipzig, wo mir das Elternhaus noch jederzeit offen stand, und wo ich in zahlreichen gesellschaftlichen Kreisen der großen Stadt verkehrte, hatte die Ungebundenheit des Junggesellenlebens für mich auch ihre guten Seiten gehabt; in der Stille des kleinen Erlangen wurde mir die Einsamkeit viel fühlbarer, und so empfand ich es besonders dankbar, daß ich in dem Heinekeschen Hause bald die freundlichste Aufnahme fand. Was mich an dieses Haus besonders fesselte, war Frau Sophie Heineke, eine Frau von seltenen Gaben des Geistes und Gemüts. Zwischen mir und der erheblich älteren Frau entstand bald eine innige Freundschaft, die einen wesentlichen Teil meines damaligen Lebens ausmachte. Frau Heineke war die Tochter des preußischen Generals Stavenhagen, der als angesehener preußischer Abgeordneter während der Konfliktjahre 1860 und 1861 auch politisch hervorgetreten war. Vom Vater hatte sie das lebhaft patriotische Empfinden, das strenge, militärische Pflicht- und Ehrgefühl und eine stets unerschrockene Wahrheitsliebe geerbt. Aber auch die Werke der Kunst nahm sie mit offenem Herzen auf, hatte innige Freude an schöner Musik und ein feines Verständnis für dichterische Schönheit. Durch die eigenartige Abgeschlossenheit ihres Mannes hatte auch ihre Lebensführung manche Beschränkung erfahren, die ihrem regen Geiste wenig entsprach, und so empfand sie es dankbar, daß durch meine jugendliche Lebhaftigkeit wieder mehr Frohsinn und manche Anregung ins Haus kamen. Auch die Kinder schlossen sich bald an den neuen Freund innig an, der sich ihnen sogar zuweilen in den Nöten eines deutschen Aufsatzes hilfreich erweisen konnte. Das Heinekesche Haus, jetzt Eigentum der Universität

und zu Universitätszwecken benutzt, lag in der einen Ecke des großen Schloßgartens und war ursprünglich ein Nebengebäude des Schlosses und demgemäß noch in dem hübschen alten Markgrafenstil erbaut. An das zweistöckige Haus mit hohem Dachgeschoß stieß ein kleines, lauschiges, ursprünglich wohl vom Schloßgarten abgetrenntes Gärtchen, umgeben von einem niedrigen bepflanzten Zaun, in dem ein kleines eisernes Pfortchen unmittelbar in den Schloßgarten führte. An der Gartenseite des Hauses befand sich eine hübsche, von wildem Wein dicht umrankte Veranda, die im Sommer der Frau und den Kindern während eines großen Theils des Tages zum Aufenthalt diente. Jedesmal, wenn ich zur Mittagszeit oder am Nachmittage durch den Schloßgarten hindurchgehen mußte, schaute ich über den niedrigen Zaun in das Gärtchen hinein, ob ich Frau Heineke nicht an ihrem gewohnten Platz auf der Veranda erblicken könnte. Oft traf ich sie dort sitzend, an ihrer Seite einen großen Arbeitskorb, gefüllt mit Strümpfen, Wäsche und Kleidern der kleineren Jungs, lauter Beweisstücken für die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, die die fleißige und sorgsame Mutter wieder in einen verwendungsfähigen Zustand zu bringen suchte. Ich weilte dann wohl oft ein Viertelstündchen bei ihr, ehe ich meinen Weg durch das Haus hinaus weiter fortsetzte. Und wie oft, wenn ich noch in später Abendstunde, von einer ärztlichen Konsultationsreise zurückkehrend, durch die stillen dunklen Straßen des kleinen Städtchens heimging und an dem lieben Hause im Erdgeschoß das Fenster in dem Arbeitszimmer des fleißigen Mannes noch hell erleuchtet und ebenso im oberen Stockwerk auch noch ein helles Fenster sah — Frau Heineke liebte es, nach der Unruhe des Tages noch die Stille einiger einsamen späten Abendstunden zu genießen —, wie oft bin ich dann noch auf ein halbes Stündchen bei den Freunden eingekehrt, um von den kleinen Erlebnissen der Reise zu erzählen. Die inneren Räume

des Hauses waren altmodisch, aber hübsch und traulich eingerichtet, und wohl jeder Besucher mußte etwas von dem guten Geist empfinden, der hier waltete. Oft und fast regelmäßig an den Sonntagabenden war ich hier zu Gaste. Der Hausfrau und ihrer heranwachsenden Tochter habe ich manches vorgelesen, Märchen von Volkmann=Leander, Dramen von Grillparzer, Legenden von Gottfried Keller u. a. Und schließlich mußte ich mich fast immer an das alte Pianino setzen. Nie wieder haben meine dilettantischen Phantasien, welche die Erlebnisse und Stimmungen, die uns erfreuten oder bedrückten, widerzuspiegeln versuchten, so aufmerksame und dankbare Zuhörer gefunden. Frau Heineke war in jüngeren Jahren eine gute Sängerin gewesen, und auch jetzt noch begleitete ich ihr manchmal die lieben alten Lieder, die sie mit kleiner, aber sympathischer Stimme rein und ausdrucksvoll sang. Ihr Lieblingslied nach Text und Melodie war „Die Uhr“ von Löwe. Besonders schön war es, wenn wir zuweilen alle zusammen an einem warmen Sommerabend oder an einem Sonntagnachmittage einen weiteren Ausflug in die Umgebung Erlangens machten, nach Atzelsberg, Marloffstein u. a. Meist gelang es mir, auch den sonst so zurückgezogen lebenden Mann zur Teilnahme an diesen Spaziergängen zu bewegen, was Frau Heineke stets besonders freute. Da es ihm seines Gehörs wegen schwer fiel, am allgemeinen Gespräch teilzunehmen, so ging er meist mit seinen beiden jüngsten Knaben zusammen und erzählte diesen die schönen Geschichten vom Trojanischen Krieg und den Abenteuern des Odysseus in so hübscher und anschaulicher Weise, daß auch wir Großen nicht selten das Gespräch unterbrachen und dem Erzähler aufmerksam und teilnehmend zuhörten. So kam es, daß ich in jener Zeit wohl täglich mit der Freundin zusammen war. Wir haben Gutes und auch Trauriges, das uns betraf, getreulich und in gegenseitigem Vertrauen miteinander durchlebt. In dem

Kreise der Erlanger Professorenfrauen erfreute sich Frau Heineke eines großen Ansehens, und manche von ihnen, deren Lebensschifflein von einem Stürmchen bewegt wurde, wie es in der Atmosphäre der kleinen Universität nicht so selten einmal aufwirbelt, holte sich bei der klugen und stets wohlwollenden Kollegin Trost und guten Rat.

Noch eines trefflichen Mannes möchte ich hier gedenken, der zwar nicht der Erlanger medizinischen Fakultät angehörte, aber in der ganzen bayrischen Ärzteschaft damals eine unbestritten führende Stellung einnahm — Gottfried Merkel, der Direktor des Nürnberger Städtischen Krankenhauses und Oberarzt seiner inneren Abteilung. Ich kannte Merkels Namen schon von verschiedenen seiner wissenschaftlichen Arbeiten her und beschloß bald nach meiner Ankunft in Erlangen, ihm meinen Besuch zu machen. So wurden wir miteinander bekannt, und zwischen uns beiden, in den späteren Jahren auch zwischen unseren Familien entwickelte sich ein nahes freundschaftliches Verhältnis, das auch meine Erlanger Zeit noch überdauert hat. Merkel war ein Mann von scharfem Verstand und großen organisatorischen Fähigkeiten. Das nach seinen Plänen und vollständig unter seiner Leitung entstandene neue Nürnberger Krankenhaus gehört zu den besteingerichteten Krankenhäusern Deutschlands. Merkel war der Vorsitzende der bayrischen Ärztekammern und genoß das unbedingte Vertrauen aller seiner Kollegen. In dem Merkelschen Hause, in dem wir, meine Frau und ich, häufig zu Gäste waren, lernten wir eine echte alte bürgerliche Nürnberger Patrizierfamilie kennen, in der noch manche interessante Erinnerungen an die Sitten und Gebräuche der Bürger der alten Reichsstadt bewahrt wurden. Es war stets ein erfreulicher Anblick, wenn das Ehepaar Merkel mit der großen Schar der damals zum Teil schon herangewachsenen Söhne und Töchter patriarchalisch bei Tische saß. Stets herrschte dort eine

fröhliche, einträchtigliche Stimmung, und die Räume in dem alten Hause in der Karolinenstraße mit seinem „Chörle“ nach der Straße zu atmeten den Geist besten deutschen Bürgertums. Aus solchen Familien gehen fast immer tüchtige Menschen hervor.

Einen andern Nürnberger Arzt, der aber damals schon halb vergessen war, besuchte ich auch bei einem meiner ersten Aufenthalte in Nürnberg. Es war dies der alte Doktor Baierlacher, damals schon, wenn ich nicht irre, beinah achtzig Jahre alt. Sein Name war mir wohlbekannt, weil Baierlacher in jedem größeren Lehrbuch der Elektrotherapie als der erste Entdecker und Beschreiber der sogenannten elektrischen Entartungsreaktion gelähmter Nerven und Muskeln genannt wird. Die Nürnberger schienen aber von der Existenz ihres berühmten Mitbürgers nicht mehr viel zu wissen, und ich hatte sogar einige Mühe, den alten Herrn in seiner kleinen Wohnung an einem entlegeneren Platze Nürnbergs aufzufinden. Um so mehr freute er sich aber über meinen Besuch und über die anerkennenden Worte, die ich ihm sagen konnte. Baierlacher hat, soviel ich weiß, nach seiner ersten kleinen Arbeit (im Jahre 1859) nie wieder etwas veröffentlicht, gehört aber zu den Ärzten, die durch eine einmalige glückliche und in ihrer Eigenart erkannte Beobachtung ihrem Namen eine gewisse dauernde Berühmtheit verschafft haben.

Daß ich in der kleinen Universitätsstadt, wo die gesamte Professorenenschaft viel näher miteinander verbunden ist als an großen Universitäten, auch mit den Kollegen aus den anderen Fakultäten bekannt und zum Teil mit der Zeit auch näher befreundet wurde, versteht sich von selbst. Die Professorenenschaft der kleinen Universität ist eine oft recht bunte Gesellschaft, zusammengesetzt teils aus den alten Berühmtheiten, die den Stolz der Hochschule bilden, teils aus den jüngeren Professoren, die den Fortschritt repräsentieren und zu der mehr

konservativen Gesinnung der alten würdigen Herren manchmal in etwas unbotmäßigem Gegensatz stehen. An den kleineren Universitäten befinden sich die Professoren oft in ihrer besten und schaffensfrohesten Zeit, in der sie nicht selten mehr leisten als später an den großen Universitäten, wo der Antrieb des unerfüllten Ehrgeizes fortfällt und wo zahlreiche sonstige Anforderungen an Zeit und Kräfte gestellt werden. Unter meinen theologischen Kollegen galten Franck, Zscheschwitz, Zahn, Köhler als feste Säulen der protestantischen Theologie. Auch den jungen Albert Hauck lernte ich zuerst in Erlangen kennen, den berühmten Verfasser der Kirchengeschichte Deutschlands, mit dem ich nach vielen Jahren später in Leipzig wieder zusammentraf. Das nächste freundschaftliche Verhältnis gewann ich aber zu meinem Hausnachbar, dem schon erwähnten Professor der praktischen Theologie Walther Caspari. Im Gegensatz zu manchen seiner pastoralen Kollegen scheute Caspari nichts mehr als jeden Schein des Phrasenhaften und Salbungsvollen, so daß die Predigten des knorrigen Mannes — ich habe sie oft aus Anlaß der in Erlangen ungewöhnlich häufigen kirchlichen Universitätsfeiern angehört — manchmal einen gar zu trockenen Ton hatten, wenn sie auch stets klug und treffend waren. Was mich aber zu Caspari hinzog, war nicht nur der Reiz seiner originellen, witzigen und kenntnisreichen Persönlichkeit, sondern vor allem auch unsere gemeinschaftliche Neigung zur Musik. Caspari war ein musikalisch hochbegabter Mann und ein sehr tüchtiger Klavierspieler. Unsere Wohnungen waren nur durch eine dünne Brandmauer getrennt, und er konnte jeden Geigenton von mir ebenso genau hören wie ich das Casparische Klavierspiel. Bald vereinigten wir unsere beiden Instrumente miteinander und haben in jener Zeit viel zusammen musiziert. An den Mittwochabenden war ich fast stets Gast in dem gemütlichen

Casparischen Hause. Sehr viel Freundlichkeit erwies mir auch die liebenswürdige Frau Caspari, die sich oft genug des nachbarlichen Junggesellen fürsorglich annahm und mir manche kleine freundliche Überraschung bereitete, an die ich mich noch jetzt dankbar erinnere.

Unter den Juristen war der später nach Leipzig berufene hervorragende Pandektenlehrer Eduard Hölder, ein scharfsinniger, etwas spottlustiger und zu lautem Disputieren stets bereiter Schwabe, die markanteste Persönlichkeit. In der philosophischen Fakultät war der Physiker Eilhard Wiedemann mit mir gleichzeitig von Leipzig nach Erlangen berufen worden. Wir kannten uns schon gut von Leipzig her und blieben bei den vielfachen gemeinschaftlichen Beziehungen und Erinnerungen auch in Erlangen gute Freunde. Auch mit seinem Assistenten Hermann Ebert, ebenfalls einem Leipziger, wurde ich näher befreundet. Wir haben manchen hübschen Spaziergang zusammen gemacht, wobei mir der in Physik, Astronomie und Geologie gleich gut Beschlagene viel Interessantes und Lehrreiches mitteilte. Ebert wurde später als Physiker an die Technische Hochschule nach München berufen, wo er sich namentlich als ausgezeichneter Lehrer und glänzender Experimentator einen großen Ruf erwarb. Er ist leider verhältnismäßig jung gestorben. Häufig verkehrte ich auch bei dem pharmazeutischen Chemiker A. Hilger. Das Hilgersche Haus war damals der Mittelpunkt des Erlanger Musiklebens. Hilger, im großen schwarzen Filzhut und mit spitzem Knebelbart schon äußerlich eine Künstlergestalt, war ein vortrefflicher Quartettgeiger, und ich konnte mich öfter an den Kammermusikaufführungen im Hilgerschen Hause beteiligen. Frau Hilger, eine elegante, wohlhabende Holländerin, galt bei den Erlanger Professordamen als höchste Autorität in allen Fragen des guten Geschmacks und guten Tons. Eine der würdigsten Gestalten, die mir noch in lebhaftester Erinnerung stehen,

war der alte Historiker Karl Hegel, ein Sohn des berühmten Philosophen Hegel. Er hatte dieselben feinen und scharfgeschnittenen Gesichtszüge, die mir aus einem Bilde seines Vaters, das in meines Vaters Studierstube hing, schon von meiner Kindheit her bekannt waren. K. Hegel war ein hervorragender Kenner der Städtegeschichte des Mittelalters und hat zahlreiche alte Städtechroniken in den Monumenta Germaniae historica herausgegeben. Ich behandelte ihn während seiner letzten Krankheit im Winter 1901 und war bei ihm während seiner letzten Lebensstunden. Noch jetzt ist es mir in meiner Erinnerung ein unvergeßliches, ergreifendes Bild, wie der greise 88jährige Professor, in seinem kleinen, von Büchern angefüllten Studierzimmer, auf seinem Lehnstuhl sitzend, den feinen weißhaarigen, von der winterlichen Abendsonne beschienenen Gelehrtenkopf rückwärts auf einen großen Band der Monumenta Germaniae stützend, still und gefaßt wie ein alter Römer den Tod erwartete.

Zahlreiche andere Namen und Gestalten aus jener Zeit muß ich hier ungenannt lassen. Solange ich noch Junggeselle war, verkehrte ich natürlich viel mit den Assistenten, jüngeren Dozenten und den andern unverheirateten Professoren, die sich zumeist in dem „Junggesellenkasino“ im Gasthaus zum goldenen Schwan oder, wie der richtige Erlanger sagt, in der „Schwane“ zusammenfanden. Hier hatten wir zum Teil auch unsern gemeinsamen Mittagstisch, dem der unverheiratete Professor der Archäologie Flasch mit Würde und Strenge präsierte. Unter den „Kasinesen“, wie die Kasinomitglieder oft genannt wurden, herrschte viel humorvolle Fröhlichkeit, und manche der vom Kasino in der Weihnachtszeit oder aus sonstigen Anlässen veranstalteten Festlichkeiten zeichneten sich durch eine Fülle witziger und geistvoller Darbietungen aus, voller Anspielungen auf die großen und kleinen Ereignisse des Universitätslebens.

Da ich bisher in Leipzig als außerordentlicher Professor von dem eigentlichen inneren akademischen Leben nur wenig gemerkt hatte, lernte ich dieses erst jetzt in Erlangen kennen. Die Verhältnisse jeder kleineren Universität bringen es mit sich, daß sich die einzelnen Professoren viel mehr an dem akademischen Gesamtleben der Universität beteiligen als an den größeren Hochschulen, wo kaum ein engerer Zusammenhang innerhalb der einzelnen Fakultäten, geschweige denn ein Zusammenhang innerhalb des gesamten Lehrkörpers besteht. Die Verwaltung der Universität Erlangen liegt fast ganz in der Hand des akademischen Senates, dem alle ordentlichen Professoren angehören. Auch die wichtigeren Angelegenheiten der Fakultäten, Berufungen, Institutsbauten usw., kurzum jeder amtliche Verkehr zwischen den Fakultäten und dem Kultusministerium in München mußte durch den akademischen Senat gehen. Der damalige Universitätsyndikus bediente sich noch für die in den verschiedenen „Betreffs“ an das „Hohe Ministerium“ in München „hinaufgeschlossenen“ schriftlichen Berichte des echten Stilus curiae. Fakultäts- und Senatssitzungen mit all ihren Vorbereitungen bildeten einen wesentlichen Teil im Leben eines jeden Erlanger Professors, und so habe auch ich dort reichlich Gelegenheit gehabt, mich an Sitzungen zu beteiligen und Studien zur Psychologie der Sitzungen zu machen, die ich später an anderen Hochschulen fortsetzen konnte. Vielen der älteren Erlanger Kollegen waren die Senatssitzungen eine durchaus erwünschte Abwechslung in dem sonst so wenig geräuschvollen Leben der Kleinstadt. Sie verbrachten dort einige Nachmittagsstunden meist angenehm und anregend, trafen mit Kollegen und Freunden zusammen, konnten vor und nach, ja zuweilen sogar während der Sitzung sich über allerlei Familien- und sonstige Ereignisse unterhalten und hatten doch das erhebende Gefühl, an dem Gedeihen ihrer Alma mater mitzuwirken. Ich muß aber hervor-

heben, daß in den Erlanger Sitzungen auch viel Scharfsinn, Verstand und Redegewandtheit zutage traten, zumal da der Eifer und das Interesse, mit denen wenigstens die Mehrzahl der Sitzungsteilnehmer den Verhandlungen folgte, im allgemeinen lebhafter waren, all dies an den großen Universitäten häufig der Fall ist. Wohl überall trifft man unter den Teilnehmern solcher Sitzungen zwei Typen: den einen stellen diejenigen Mitglieder dar, die stets, fast bei jeder Gelegenheit, alsbald das Wort ergreifen, den andern Typus diejenigen, die immer nur schweigend an den Verhandlungen teilnehmen. Zwischen diesen beiden Typen finden sich natürlich mannigfache Übergänge. Ich habe manchmal darüber nachgedacht, worauf dieser Unterschied zwischen den Rednern und den Schweigern beruht, denn durch die bloße Verschiedenheit der Klugheit und Urteilsfähigkeit läßt er sich nicht erklären. Die Redner, scheint mir, sind diejenigen, welche die Fähigkeit besitzen, sich über alle aufgeworfenen Fragen sehr rasch ein bestimmtes, wenigstens ihrer Ansicht nach richtiges Urteil zu bilden und dieses sofort durch eine Reihe mehr oder weniger einleuchtender Gründe zu stützen und darzulegen. Zu ihnen gehören auch diejenigen, deren Eitelkeit es schmeichelt, zu geistig gleich hochstehenden und verständnisvollen Zuhörern mit möglichst originellen und witzigen Redewendungen zu sprechen und ihre Kollegen von der Richtigkeit der eigenen Meinung zu überzeugen. Die Schweiger dagegen sind gewöhnlich diejenigen, die sich überhaupt nicht gleich zu einem sicheren und abschließenden Urteil über eine vielleicht schwierige Frage entscheiden können. Sie wägen die Gründe für und wieder langsamer ab und empfinden, von keinem Ehrgeiz getrieben, eher eine gewisse Scheu, ihr inneres Denken auszusprechen. Da es im allgemeinen viel leichter ist, über unwichtige und unwesentliche Dinge ausführlich zu reden als über schwierige und einschnei-

dende Fragen, so kommt es, daß die Zahl der Redner meist um so größer ist, der Redestrom um so breiter und ausgiebiger fließt, je unwesentlicher an sich das Thema der Verhandlung ist. Nicht ganz selten werden dagegen wichtige und schwierige Dinge in unbedachter Kürze entschieden. Die unangenehmsten Verhandlungen in den akademischen Sitzungen sind fast immer die Berufungsverhandlungen. Ich bin zwar, wie wohl fast alle Professoren, der Meinung, daß die an den deutschen Hochschulen geltende Art der Professorenberufungen, wonach die zu Berufenden von den Fakultäten bzw., wie in Erlangen, vom Senat dem Ministerium vorgeschlagen werden, immerhin noch die beste Gewähr leistet für die Berufung wirklich geeigneter und guter Lehrkräfte. Aber andererseits läßt es sich auch nicht leugnen, daß gerade bei den Berufungssitzungen nicht selten auch ungehörige persönliche Interessen, Abneigungen oder Freundschaften sich geltend machen. Dies ist menschlich und wird wohl niemals ganz zu vermeiden sein. Bei solchen Verhandlungen habe ich mich oft über die Geschicklichkeit mancher Menschen zu einer, wie ich es nennen möchte, umgekehrten Beweisführung gewundert. Während man im allgemeinen aus den gegebenen Voraussetzungen seine Schlüsse ziehen soll, verstehen solche Menschen, zu den von ihnen bereits fertig aus gewissen wohl vorhandenen, aber nicht gut offen auszusprechenden Motiven gefaßten Ansichten und Wünschen nun nachträglich solche Gründe ausfindig zu machen, die man offen aussprechen kann und die, in geschickter Weise vorgetragen, gutherzige und arglose Zuhörer von der anscheinend objektiven Richtigkeit der von ihnen verteidigten Meinung zu überzeugen. Ich habe in einem langen akademischen Leben viele Berufungen mitgemacht und darunter gewiß auch manche, bei denen die Verhandlungen größtenteils in sachlichster und objektiver Weise geführt wurden; aber ganz ohne alle Hinterge-

danken und umgekehrte Beweisführung ist es doch nur recht selten zugegangen.

In dem Erlanger akademischen Leben herrschten damals — ich weiß nicht, ob noch jetzt — ziemlich strenge akademische Regeln und Gesetze, auf deren Einhaltung namentlich von den älteren Herren großer Wert gelegt wurde, während unter den jüngeren Mitgliedern sich doch schon manchmal hier und da ein bißchen revolutionäre Gesinnung bemerkbar machte. Ich persönlich habe die Befolgung der alten akademischen Sitten eigentlich immer gern befolgt; es spiegelt sich doch in ihnen ein gutes Stück Geschichte und Eigenart der deutschen Hochschulen ab. Ich würde es bedauern, wenn die neue Zeit auch hier alles historisch Gewordene ohne rechten Grund verschwinden lassen würde. In Erlangen trugen noch sämtliche Professoren bei allen festlichen akademischen Gelegenheiten ihre (wenn ich nicht irre, dem Muster der alten italienischen Hochschulen nachgebildeten) farbigen Talare und steife, viereckig ausgeschweifte Kopfbedeckungen, die „hochwürdige“ theologische Fakultät in schwarzer Farbe, von den drei andern „hochlöblichen“ Fakultäten die juristische in roter, die medizinische in grüner, die philosophische in blauer Farbe. Der Erlanger Witz legte die Bedeutung dieser Farben so aus, daß die Theologen als Gegner der Aufklärung gelten, die Juristen früherer Tage blutige Justiz übten, die Mediziner ihre Kranken nur zu oft ins Gras beißen lassen und die Philosophen der Menschheit schon manchen blauen Dunst vorgemacht haben. Bei allen kirchlichen Universitätsfeiern zog die gesamte Professorenschaft mit ihren Talaren im feierlichen Zuge durchs Freie vom Universitätsgebäude nach der Kirche, ein allen Erlangern wohlbekannter und namentlich von den Kindern stets bewunderter Anblick. Voran schritt der Prorektor magnificus (Erlangen hatte damals nur einen Prorektor, da der jeweilige Landesherr

stets der Rektor magnificentissimus war), dem Prorektor zur Linken der stets der Juristenfakultät angehörige Pro= cancellarius perillustris, dann die vier Fakultäten, ihre Decani spectabiles an der Spitze, in der üblichen Reihen= folge, die einzelnen Mitglieder genau nach ihrem Fa= kultätsalter geordnet. Auch in den Fakultätssitzungen wurde streng darauf gehalten, daß die Mitglieder am Schluß der Sitzung secundum ordinem den Sitzungs= saal verließen. An die Vorteile der guten Erlanger Ord= nung habe ich oft denken müssen, wenn in den Professo= renaufzügen an andern Universitäten allerlei Wirrwarr entstand. —

Die Nähe der Städte Nürnberg, Fürth und Bamberg und ebenso der Ruf, den die Erlanger medizinischen Professoren in weitem Umkreise auch in den kleineren Ortschaften genossen, brachten es mit sich, daß auch meine praktisch=ärztliche Tätigkeit oft eine recht lebhafte wurde. In den genannten Städten war es namentlich die wohlhabende und gebildete jüdische Kaufmannschaft, welche die ärztliche Hilfe der Erlanger Professoren oft in Anspruch nahm. Besondere Freude machten mir aber stets die nicht ganz seltenen Konsultationsreisen weit über Land in die kleinen fränkischen Ortschaften. Ich erinnere mich mancher vielstündigen Wagenfahrt durch die kalte dunkle Winterlandschaft, durch Dörfer mit kleinen ärmlichen Häusern, deren trüb erleuchtete Fen= ster einen flüchtigen Blick in das Innere der niedrigen Bauernstuben gewährten. Am Ziele angelangt, gab es nach Erledigung der ärztlichen Tätigkeit meist noch ein Beisammensein mit dem ländlichen Kollegen in der heißen, niedrigen, mit Menschen angefüllten Gast= stube des kleinen Ortswirtshauses. Fast überall erhielt man zum Abendessen ausgezeichnet zubereitete Karpfen und ein gutes Glas Bier. Ich ließ mir dann von dem Kol= legen allerlei aus seinem Leben und seiner Praxis er= zählen und kann wohl sagen, daß ich vor manchem dieser

in entlegener Abgeschlossenheit unermüdet, selbstlos und gewissenhaft tätigen Ärzte die größte Hochachtung gewann. Ich erinnere mich eines alten Kollegen, der mir erzählte, er sei jetzt 17 Jahre lang nicht ein einziges Mal aus seinem Städtchen und dem Umkreise seiner Praxis herausgekommen, habe während dieser Zeit keine Nacht in einem fremden Bett geschlafen. Wieviel schlichtes Heldentum der Arbeit und der Nächstenliebe verbirgt sich in manchem dieser einfachen Landärzte! Freilich, die eine Gefahr ist ja vorhanden, daß der Arzt in der ständigen bäuerlichen Umgebung schließlich selbst äußerlich und innerlich verbauert. Aber auch dieser Gefahr vermag ein stärkerer Geist zu entgehen, und ich habe auch entlegene Doktorhäuser gesehen, wo auf dem Piano Beethovens Klaviersonaten und im Bücherschrank Schopenhauers Werke zu finden waren. Wie oft mußte ich an die großen Unterschiede der einzelnen Typen im ärztlichen Berufe denken! Wie verschieden in seiner Tätigkeit und Lebensart ist so ein schlichter Landarzt von dem eleganten Kurarzt in einem internationalen Badeort oder von dem vielbeschäftigten „Spezialisten“ in einer Großstadt, der hauptsächlich an der „wirtschaftlichen Hebung des ärztlichen Standes“ arbeitet! —

So vergingen die ersten Jahre meiner Erlanger Zeit. Ich hatte mich verhältnismäßig rasch in die neuen Verhältnisse der kleinen Universitätsstadt eingelebt, hatte Freude an der Arbeit und an meinem Beruf und auch viel Freundschaft und Liebe unter den Menschen gefunden, mit denen mich das Schicksal zusammengeführt hatte. Die Ferien brachten mannigfache Abwechslung und auf Reisen und beim Besuche ärztlicher Versammlungen immer wieder neue Anregungen in Kunst und Wissenschaft. Aber trotz alledem wurde mir doch das Junggesellenleben immer drückender. Die Ungebundenheit verlor an Wert, das Gefühl der Vereinsamung nahm zu. Im Herbst 1888 wurde Professor Siefferth, ein

mir nahe befreundeter liebenswürdiger theologischer Kollege, nach Bonn berufen. Er hatte sich kurze Zeit zuvor in nächster Nähe meiner Wohnung ein hübsches Familienhaus gebaut, das durch seine freilich etwas ungewöhnliche rosa Farbe einen freundlich anmutenden Eindruck machte. Er bot mir sein Haus zum Kauf an, und schon wenige Tage darauf konnten sich die Erlanger ihre eigenen Gedanken darüber machen, daß der Junggeselle Strümpell sich ein eigenes Haus mit Garten gekauft hatte. Die Sache hatte aber schon ihre innere Berechtigung. Im stillen lange gehegte Wünsche reiften zum raschen Entschluß, und am 12. Oktober 1888 verlobte ich mich in Leipzig mit Martha Langerhans, der Tochter des Reichsgerichtsrats Wilhelm Langerhans. Am 18. März 1889 war die Hochzeit. Ich habe meinen Entschluß nie zu bereuen gehabt. Meine Frau war mir eine sorgsame, treue Lebensgefährtin, sie hat mein Hauswesen stets in musterhafter Ordnung gehalten, hat mir die Pflege einer fröhlichen und anregenden Geselligkeit ermöglicht und hat mir vier liebe Töchter geschenkt, deren Glück und Zukunft jetzt die Hauptsorge meines Alters sind.

Es folgten nun vielleicht die glücklichsten Jahre meines Lebens. Ich möchte jedem jungen Professor wünschen, daß er die erste Zeit seines Familienlebens an einer kleineren Universität verbringt. Das engere Zusammenleben im Freundeskreise, die zwar kleineren Verhältnisse, die aber auch viel weniger Hetze und Unruhe mit sich bringen als das Leben der Großstadt, und endlich das viel innigere Leben in der Natur — dies alles sind Vorzüge, die nur der voll zu würdigen weiß, der sie selbst genossen und später manchmal schmerzlich vermißt hat.

Unsere Hochzeitsreise machten wir nach Italien. Die Musik hatte in meinem bisherigen Leben alles, was an künstlerischen Interessen in mir lag, so sehr in Anspruch

genommen, daß für die Beschäftigung mit den bildenden Künsten nur wenig Zeit übrig geblieben war. Unter der Anregung meiner kunstverständigen Braut hatte ich mich im vorhergehenden Winter schon etwas auf die italienische Reise vorbereitet, und so genossen wir denn beide zusammen als junge Eheleute mit empfänglichen Herzen all das wunderbar Schöne, was das glückliche Sonnenland in Kunst und Natur uns armen Nordländern bietet. Die Reise führte uns über Verona, Bologna und Florenz bis nach Rom, Neapel und Capri. Auch einige der italienischen Kollegen besuchten wir, in Bologna den ausgezeichneten Kliniker Murri, der viele seiner Arbeiten zur Pathologie des Fiebers in deutscher Sprache im Virchowschen Archiv veröffentlicht hatte, und in Florenz den liebenswürdigen Kliniker Federici, der zugleich ein großer Dantekenner war und eine der vollständigsten Sammlungen der Danteliteratur besaß. Federici lud uns zu einer größeren Gesellschaft in sein prächtiges Heim ein, und wir lernten dort auch etwas von italienischem Familienleben kennen. Von besonderem Interesse war mir aber die Bekanntschaft mit dem berühmten römischen Kliniker Bacelli, der bekanntlich auch längere Zeit italienischer Kultusminister war. Bacelli war ein prächtiger, geistvoller Mensch, ein Feuerkopf voll Interessen und Ideen. Er war ein begeisterter Anhänger des damaligen Bündnisses zwischen Italien und Deutschland und stellte mich daher seinen Studenten in der Klinik vor als „il mio amico politico e scientifico“. Die jungen, lebhaften italienischen Mediziner, die mich fast alle dem Namen nach aus der italienischen Übersetzung meines Lehrbuchs kannten, begrüßten mich mit anhaltendem Beifallsklatschen und schickten am Schlusse der Vorlesung eine kleine Deputation zu mir mit der Bitte, ihnen eine klinische Vorlesung zu halten. Ich mußte dies aber ablehnen, da ich weder der italienischen noch der französischen Sprache

genug mächtig war, um darin einen zusammenhängenden Vortrag zu halten.

Als wir Ende April über den Brenner zurück fuhren, schneite es in Innsbruck und in München. Als wir aber in Erlangen ankamen, hatte sich das Wetter aufgeklärt, und als wir an unserem neuen eigenen Heim aus dem Wagen stiegen, blaute über uns der schönste Frühlingshimmel, und an der Gartenpforte standen zwei freundliche Mädchen, die zierliche sächsische Anna, die mein literaturkundiger Nachbar Caspari später immer Franziska nannte, und die treuherzige Köchin Bábett (Babette), die ihre künftige Herrin mit einem herzlichen fränkischen „Grüß Gott!“ bewillkommnete. Liebenswürdige Freunde hatten einige Zimmer schon so weit in Ordnung gebracht, daß wir im neuen Hause wenigstens schlafen und essen konnten. In den meisten Zimmern herrschte freilich noch ein Chaos, und es dauerte einige Zeit, bis alles in hübsche Ordnung kam. An der Hinterseite des Hauses nach dem Garten zu hatten wir eine Veranda mit hübschem Blick auf Garten, Feld, Flüßchen und Ratsberg. In dem Garten waren zahlreiche Starenkästen angebracht, und das junge Menschenpaar freute sich in den nun folgenden schönen Frühlingstagen an dem Gesange und dem lustigen Familienleben der Vögel. Der Garten selbst gehörte zwar noch ganz zum Typus der meisten damaligen neueren Erlanger Gärten, die mehr einer mühsam bepflanzten Sandwüste als einem fruchtbaren Gartenlande glichen. Bei seinem Anblick wurde ich oft an das Gedicht von Friedrich Rückert*) „Suchen

*) Mit dem Sohne Friedrich Rückerts, der ein angesehener und vielbeschäftigter Arzt in Coburg war, bin ich gelegentlich wiederholt zusammeng gekommen. Wir besuchten auch einmal zusammen den Alterswohnsitz des Dichters, Neuses bei Coburg, wo mir noch viele Erinnerungen an Rückert gezeigt wurden. In der Verehrung für den Dichter Rückert war ich schon von Jugend an aufgewachsen, da meine beiden Eltern die Gedichte Rückerts sehr hoch schätzten. Unter der fast

und Erlangen“ (Gesammelte poetische Werke, 2. Bd., S. 456) erinnert, dessen letzte Zeilen lauten:

Selbst auf unbequemem Musensitze
 Konnt' ich Muß' und Musenruh' erlangen.
 Zu erlangen wußt' ich selbst im Sande
 Mir ein grünes Gärtchen zu Erlangen.

Der erste Besitzer meines Gartens hatte wohl auch nicht viel Kosten an die Bepflanzung dieser Sandwüste wenden wollen. Er hatte sich die Sache ziemlich einfach gemacht, hatte zwischen den sandigen Wegen spärliche Grasflächen angelegt und eine Wagenladung voll junger, etwa 1 m hoher Fichtenstämmchen gekauft, mit denen er alle Wege des Gartens einfaßte, und die er auch sonst noch in reichlicher Anzahl über den ganzen Garten verteilte, um auf diese Weise dem Auge möglichst bald den Anblick einer grünen Gartenfläche zu schaffen. Nur vor dem Hause waren bereits einige schöne Blumenbeete angelegt mit hochstämmigen Rosen u. a. Jahr für Jahr arbeiteten wir an der Verschönerung unseres Gartens, und wer ihn jetzt mit seinem schönen Buschwerk, seinen Bäumen und seinen Blumen sieht, kann von der ursprünglichen Sandwüste nichts mehr bemerken. Meine Kinder haben in diesem Garten einen großen Teil ihrer frohen Kindheit verlebt, gediehen körperlich gut durch den vielen Aufenthalt im Freien und fanden bei ihren Spielen in all dem Buschwerk reiche Anregung für die kindliche Phantasie. Als dauerndes Andenken an die ursprüngliche Fichtenpflanzung blieb ein beiderseits von Fichten begrenzter Weg zurück, der durch die heranwachsenden Bäume immer dunklere Schatten bot und dadurch seine Bezeichnung als „Philosophenweg“ immer

unüberschbaren Zahl seiner Gedichte findet sich freilich vieles Gekünstelte und wenig Bedeutende. Aber die schönsten Gedichte Rückerts zähle auch ich zu den schönsten, die überhaupt in deutscher Sprache gedichtet sind.

mehr verdiente. Als das Haus allmählich für die anwachsende Familie zu klein wurde, habe ich es durch einen beiderseitigen Anbau vergrößert. Nun mußte auch der vom Wetter schon etwas mitgenommene rosa Anstrich des Hauses einem hellen Weiß weichen. Nur an der hinteren Seite des Hauses am oberen Balkon ließen wir in treuem Gedenken an die rosenrote Morgenzeit unseres Familienlebens noch ein kleines ausgespartes rosa Kreuz stehen.

Daß meine Erlanger Freunde auch meiner jungen Frau aufs freundlichste entgegenkamen und sie sofort in ihren Kreis aufnahmen, brauche ich wohl kaum eigens zu erwähnen. Mir aber war es eine besondere Freude, all die Familien, die mir meine Junggesellenzeit so sehr erleichtert und verschönert hatten, nun auch zu mir ins eigene Heim einladen zu können. So kam es, daß meine Frau sich rasch in Erlangen einlebte und sich bald in der kleinen Universitätsstadt heimisch fühlte. Zu den mir schon vor meiner Verheiratung bekannten Familien trat aber nun noch ein neues Ehepaar hinzu, das bald in dem ganzen Erlanger Professorenkreise und besonders auch in unserm Leben eine große Bedeutung gewinnen sollte. Fast genau zu derselben Zeit, da wir, meine Frau und ich, in unser neues Heim einzogen, war auch der von Jena herberufene Professor der Philosophie Richard Falckenberg mit seiner Frau nach Erlangen gekommen. Ich hatte mir selbst als Hochzeitsgeschenk einen schönen Blüthnerflügel gekauft, und als dieser eingetroffen und gerade mit einiger Schwierigkeit durch unsere etwas schmale Haustür hindurchgetragen werden sollte, erschien ein junges Paar bei uns in feierlicher Besuchstoilette, um uns seinen Antrittsbesuch zu machen. Meine Frau, die noch beim Einrichten der Wohnung war und eben den Transport des Flügels überwachte, geriet als junge Hausfrau in einige Verlegenheit, zumal der Eintritt in unser Haus den Besuchern gerade in diesem Augenblick völlig gesperrt war. Das junge Besucherpaar paßte

sich aber der Situation ohne weiteres aufs beste an, stellte sich als das neue Kollegenpaar Falckenberg vor, gab sofort sachverständigen Rat für die Aufstellung des Flügels, und nach wenigen Minuten merkten wir, daß wir wenigstens in bezug auf Liebe und Interesse zur Musik gut zueinander zu passen schienen. Wenige Tage darauf wurde der neue Flügel von Falckenberg eingeweiht. Ich erinnere mich noch gut, daß das erste, was wir zusammen spielten, die F-dur-Sonate für Geige und Klavier von Grieg war. Schon nach wenig Takten wußte ich, daß ich hier einen Mitspieler und Begleiter gefunden hatte, so gut wie kaum je zuvor. Nach diesem ersten Beisammensein entwickelte sich rasch eine nahe Freundschaft zwischen uns beiden und ebenso auch zwischen unseren Frauen, die nie getrübt, vielmehr mit den Jahren immer fester und inniger wurde. Frau Falckenberg, die Tochter des früheren Dessauer Hofopernsängers Pielke, war auch sehr musikalisch und hatte eine schöne Sopranstimme. Von ihrem Manne meisterhaft begleitet, hat sie uns und viele andere unzählige Male durch ihren Gesang erfreut. Ihr verdanke ich vor allem meine genauere Kenntnis der Lieder von Schubert, R. Schumann, Brahms, Hugo Wolff u. a. In dem Erlanger Musikleben gewann Falckenberg bald eine führende Stellung. Als Solist ließ er sich nur selten hören, unübertrefflich war er aber als Kammermusiker, und bald bildete sich mit einigen anderen musiktreibenden Kollegen, vor allem dem Chirurgen E. Graser als Geiger und Bratschisten, dem Professor der Ohrenheilkunde W. Kiesselbach als eifrigem Cellisten, dem Geologen H. Lenk als Geiger und mir, eine Kammermusikvereinigung, der wir Stunden schönsten und edelsten Genusses verdankten. Da wir alle auch menschlich gut zu einander paßten, so boten die Musikabende, die abwechselnd in den verschiedenen Häusern stattfanden, uns zugleich eine fröhliche, ungezwungene Ge-

selligkeit. Unter den Erlanger Damen fanden sich außer Frau Falckenberg noch mehrere andere ganz tüchtige Sängerinnen, und unter Falckenbergs Leitung setzte sich nicht selten auch ein kleiner Frauenchor zusammen, der in unsere musikalischen Programme weitere Abwechslung brachte. Ein vorzüglicher Sänger mit schöner, wohlgeschulter Baritonstimme war mein juristischer Kollege Allfeld, der, von Falckenberg begleitet, uns oft Balladen, Lieder und lange Szenen aus den Wagnerschen Opern künstlerisch vortrug.

Es war aber nicht nur die Musik, die uns mit Falckenbergs näher zusammenführte. Falckenbergs ganze reiche, sonnige, kindlich einfache und doch für alles Höchste in der Kunst und Wissenschaft begeisterte Persönlichkeit paßte aufs beste zu uns und gewann sich bald unsere Herzen. Ich habe selten einen Mann gekannt, der neben einem tiefen Verständnis für alle großen Leistungen des menschlichen Geistes sich doch auch so sehr am Kleinen und Einfachen freuen konnte, wenn es nur wirklich echt und gut war. Eng verband uns auch die gemeinschaftliche Liebe zur ländlichen Natur. Wieviel gemeinsame Spaziergänge und Sonntagsausflüge haben Falckenbergs und wir, zunächst allein, später mit unseren heranwachsenden Kindern, in die Erlanger Umgebung gemacht. Wieviel harmlose, aber reiche Freuden boten uns die Erlanger Kiefernwälder mit ihren kleinen Anhöhen und ihren Weihern, die oft etwas schmutzigen, aber doch so malerischen fränkischen Dörfer mit ihren Fachwerk- und Giebelhäusern, ihren Misthaufen, Gänsen und den Bäuerinnen mit den roten Kopftüchern, die großen Kirschengärten am Hetzlas mit ihrem weißen Blütenmeer im Mai und ihrem Früchtesegen im Sommer, wo man sich für 20 Pfennige die Erlaubnis erkaufen konnte, nach Zeit und Menge unbeschränkt die Kirschen selbst von den Bäumen pflücken zu können. Und wie nett und fröhlich war dann die Einkehr im Dorf-

wirtshaus, wo die Teller auf den meist etwas wackeligen und nicht immer sauberen Holztisch im Garten gestellt wurden und auf den Tellern das große Stück Schwarzbrot lag, in das die Gabel tief hineingesteckt war. — Manche Bereicherung unseres freundschaftlichen Zusammenlebens entsprang aus unseren gemeinsamen literarischen Interessen. Wir haben vieles miteinander gelesen, und oft fand sich auch ein größerer Freundeskreis zusammen, in dem mit verteilten Rollen Dramen und Lustspiele von Shakespeare, Grillparzer, Hebbel, Wildenbruch u. a. gelesen wurden. Namentlich der Physiker Wiedemann und seine Frau, der Mineraloge Oebbeke und seine Frau, der Zoologe Selenka beteiligten sich mit Eifer an diesen literarischen Abenden, die natürlich auch immer mit einem fröhlichen kleinen Abendessen verbunden waren.

Gegenüber der gemeinsamen Pflege von Literatur und Kunst trat mein wissenschaftlicher Verkehr mit Falckenberg etwas mehr in den Hintergrund, als man es eigentlich hätte erwarten können. Mich als Arzt und Neurologen interessierten von der Philosophie vor allem die psychologischen Probleme, während Falckenberg, entsprechend der ganzen Eigenart seiner geistigen Persönlichkeit, hauptsächlich Historiker, man könnte fast sagen Literarhistoriker der Philosophie war. Sein klassisch geschriebener, in vielen Auflagen verbreiteter „Grundriß der Geschichte der neueren Philosophie“ ist ja allen, die philosophische Studien betreiben, wohlbekannt. Von den neueren deutschen Philosophen hatte Hermann Lotze den größten Einfluß auf ihn gewonnen. Er liebte Lotze nicht nur wegen dessen stets sorgsam abwägender Denkweise, sondern vor allem auch wegen des schönen Stils, in dem alle Lotzeschen Werke geschrieben sind. Falckenberg plante eine umfassende Biographie Lotzes und Darstellung seiner Lehre. Doch ist leider von diesem Werk nur der erste Band erschienen.

Für Falckenberg war die Philosophie aber nicht nur wissenschaftliche Denkarbeit und theoretische Weltanschauung, sondern auch praktische Lebensauffassung und Lebenskunst. Zwar konnte auch er, wenn ihm Schlechtigkeit, Unwahrheit und Torheit begegneten, in Zorn geraten, aber die unvermeidlichen kleinen Störungen und Nöte des Lebens ertrug er mit heiterem Gleichmut. So wirkte seine ruhige, gütige und besonnene Persönlichkeit erfreuend auf alle ein, die mit ihm zusammen lebten.

Der freundschaftliche Verkehr mit Falckenbergs setzte sich ununterbrochen auch noch später fort, nachdem wir längst Erlangen verlassen hatten. Wiederholt haben wir schöne gemeinschaftliche Wochen im bayerischen Gebirge oder in Südtirol verlebt, uns immer, auch nach längerer Trennung, sofort wieder zusammenfindend und verstehend. Den letzten Besuch in Leipzig machte uns Falckenberg auf unsere Einladung, leider ohne seine Frau, während des Krieges am 4. und 5. November 1916. Wir hatten in unserem Hause zum Besten der Kriegsfürsorge eine Aufführung der Brahms'schen Magelonenlieder veranstaltet, in der Weise, daß mein verehrter, vor kurzem leider verstorbener Leipziger Kollege Albert Köster, ein Meister des Vortrags, die von ihm etwas gekürzte Tiecksche „Geschichte von der schönen Magelone“ vorlas und der uns befreundete ausgezeichnete Sänger H. Arlberg die in das Tiecksche Märchen eingeflochtenen, von Brahms so wunderbar schön komponierten Lieder, jedes an seiner Stelle, in den Vortrag einfügte. Die Klavierbegleitung zu den Brahms'schen Liedern führte der mir ebenfalls nahe befreundete Joseph Pembaur in meisterhafter Weise aus. Die ganze Aufführung machte auf alle Zuhörer den größten Eindruck, und auch Falckenberg war von der Schönheit der Dichtung und der Musik, die uns in so selten vollendeter Weise nahegebracht wurde,

ganz begeistert. Keiner von uns konnte damals ahnen, daß es unser letztes Beisammensein war. Falckenberg starb unerwartet plötzlich in Jena im September 1920.

Die Herbstferien des Jahres 1889 benutzten wir zuerst zum Besuch der Naturforscherversammlung in Heidelberg, wo wir in dem schönen Hause unserer lieben Freunde Erb die gastlichste Aufnahme fanden. Die Naturforscherversammlung nahm einen glänzenden Verlauf. Der berühmte Physiker Herz hielt einen Vortrag über die von ihm entdeckten elektrischen Wellen, der Amerikaner Edison führte den von ihm damals neu erfundenen Phonographen vor, Helmholtz, Virchow, Werner Siemens, Ernst v. Bergmann und zahlreiche andere große Männer nahmen an der Versammlung teil. Von Heidelberg fuhren wir über Straßburg nach Paris zum Besuch der Weltausstellung. Natürlich benutzte ich diese Gelegenheit, um auch die Salpêtrière (ursprünglich ein Hospital für alte Frauen und dann als Klinik für Nervenkrankheiten eingerichtet) und Charcôt kennen zu lernen. Charcôt war nicht in Paris anwesend, lud mich aber in liebenswürdiger Weise ein, ihn auf seinem Landsitz in Neuilly zu besuchen. Als ich dort ankam und den mir öffnenden Diener bat, mich bei Charcôt zu melden, wurde ich in den schönen, parkähnlichen Garten gewiesen, wo mir Charcôt auch alsbald freundlich entgegenkam, auf seinen Schultern zwei große südamerikanische langgeschwänzte Affen, die er mir lachend als „nos ancêtres“ vorstellte. Bald entwickelte sich ein eingehendes Gespräch über die damals alle Neurologen lebhaft beschäftigenden Fragen nach dem Wesen der hysterischen Erscheinungen, der Hypnose und der sogenannten traumatischen Neurosen, Fragen, mit denen auch ich mich gerade damals näher beschäftigt hatte. Wir stimmten in den meisten Punkten durchaus überein, namentlich in der Anschauung, daß die Hypnose nichts anderes sei als ein künstlich hervorgerufener hysterischer

Zustand. Die unbefangene Liebenswürdigkeit Charcôts stach angenehm ab von der chauvinistischen Unfreundlichkeit einiger seiner Assistenten in der Salpêtrière. Übrigens wimmelte Paris damals von deutschen Besuchern, welche die Franzosen namentlich durch die große Anzahl der „bocs“ (von Bockbier, Münchner Bier) in Erstaunen versetzten, die sie Abend für Abend vertilgten. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Paris kehrten wir noch ganz erfüllt von den zahlreichen neuartigen und schönen Eindrücken in unser kleines Erlangen zurück.

Die Nähe Bayreuths von Erlangen und meine Musikliebe brachten es begreiflicher Weise mit sich, daß ich in jener Zeit zu Beginn der Sommerferien häufig die Festspiele in Bayreuth besuchte. Wie ich früher erzählt habe, war ich schon als junger Mensch in Stuttgart von meinem Lehrer Kühner in das Verständnis der Wagner'schen Musik eingeführt worden, und seitdem haben mich die Bewunderung und Verehrung für den merkwürdigen Mann nie verlassen. Ich habe wohl die meisten Biographien Richard Wagners gelesen und immer wieder mit derselben inneren Erregung, wie man einen spannenden Roman liest, dessen Held in die größte Not und das schwerste Schicksal verwickelt wird, bis er dann mit einemmal durch eine unerwartete Wendung seines Geschicks aus aller Not befreit wird und zu Ruhm und Ehre gelangt. Als das Merkwürdigste an Richard Wagner erscheint mir aber nicht die seltene Vereinigung höchster dichterischer und höchster musikalischer Begabung und dazu der unbeugsame Wille zum Erfolg, das unerschütterliche Vertrauen zu sich selbst und der enorme Arbeitsfleiß, ohne den die Götter auch dem größten Genie keinen dauernden Erfolg vergönnten, sondern die ganz einzigartige und wunderbare Spannweite seiner künstlerischen Entwicklung von den ersten Anfängen an, wie sie sich in den „Feen“ und im „Rienzi“ kundtun, bis zu der

Höhe des „Nibelungenringes“ und „Parsivals“. Ich wüßte kaum ein anderes Beispiel aus der Musikgeschichte zu nennen, wo sich aus Anfängen, die noch ganz im zeitgenössischen Geiste liegen, Schritt für Schritt, von Werk zu Werk sich steigernd, ein so völlig neuartiges, an Eigenem reiches künstlerisches Schaffen entwickelt, wie dies bei Richard Wagner der Fall ist. Höchstens noch bei Beethoven kann man bei einer Nebeneinanderstellung seiner ersten Werke mit der neunten Symphonie und den letzten Quartetten ein ähnliches Wachsen des künstlerischen Schaffensvermögens über sich hinaus in immer neue Ausdrucks- und Gestaltungsformen bemerken. Bei unsern andern großen Meistern, Bach, Händel, Haydn, Mozart, Schumann u. a., macht sich gewiß ein Fortschritt in der Beherrschung der musikalischen Ausdrucksmittel und in der Gesamtgestaltung der Kunstwerke geltend, aber ihr musikalischer Stil bleibt doch im Wesentlichen derselbe und ändert sich nicht in so auffallender Weise, wie es bei Richard Wagner der Fall ist. Oder, wie man es z. B. bei Johannes Brahms beobachtet, die künstlerische Entwicklung zeigt sich darin, daß die künstlerische Gestaltung immer einheitlicher, freier von allem unnötigen Beiwerk, in immer reineren geschlosseneren Formen sich darstellt, ohne aber doch den Grundzug der schon in der Jugend sich zeigenden Eigenart wesentlich zu ändern. Endlich gibt es begabte Künstler, die eigentlich schon in der Jugend fertig sind, als frühreif bewundert werden, aber dann auch späterhin nichts wesentlich Neues mehr schaffen. Als besonders auffallendes Beispiel dieser Art ist mir immer Felix Mendelssohn erschienen. Franz Schubert hätte vielleicht, wenn er nicht so jung gestorben wäre, eine ähnliche fortschreitende individuelle Entwicklung, wie wir sie bei Beethoven und Wagner finden, auch gezeigt. Seine letzten Werke, die unvollendete H-moll-Symphonie u. a., legen diesen Gedanken nahe.

Den Meister, Richard Wagner selbst, habe ich leider nicht mehr persönlich kennen gelernt. Aber dem Hause Wahnfried, insbesondere der ehrfurchtgebietenden hohen Gestalt der Frau Cosima Wagner, der geistvollen Tochter Liszts, sowie den Kindern und sonstigen Angehörigen des Hauses hatte ich öfter das Glück, persönlich nähere Beziehungen zu können. Ärztliche Beziehungen vermittelten in späteren Jahren auch meine Bekanntschaft mit Houston Stewart Chamberlain, dem Schwiegersohne Wagners und berühmten Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ und zahlreicher anderer inhaltsreicher Werke, jenem merkwürdigen Manne, der von Abstammung Engländer und als Engländer auferzogen, sich später so vollkommen in deutsches Empfinden und in die deutsche Sprache einlebte, daß er seine gedankenreichen und wertvollen Werke in einem geradezu klassischen Deutsch schreiben konnte. Ein schweres Nervenleiden hat Chamberlain leider seiner Bewegungsfähigkeit fast ganz beraubt, aber die lebhaften Augen vertragen noch immer das rastlose Arbeiten und Denken dieses reichen Geistes. In wahrhaft rührender und die größte Bewunderung, ja geradezu Ehrfurcht hervorrufender Weise ist seine Frau Eva beständig um ihn als Pflegerin und verständnisvolle Helferin bei seiner Arbeit.

Wohl das interessanteste und erlebnisreichste Jahr meiner Erlanger Zeit war das Jahr 1893. In dieses Jahr fiel die Feier des 150jährigen Bestehens der Universität Erlangen, die am 4. November 1743 von dem Bayreuther Markgrafen Friedrich unter lebhafter Beteiligung seiner Gemahlin Wilhelmine, der Schwester Friedrichs des Großen, gegründet worden war. Dieser Gedenktag sollte besonders festlich begangen werden, und mir stand daher eine nicht geringe Arbeit und Verantwortung bevor, da ich zum Prorektor der Universität für das Jahr 1892-93 gewählt war. Ich trat mein Prorektorat am 4. November 1892 an mit einer Rede über den „Einfluß der Vor-

stellungen auf die Entstehung und Heilung von Krankheiten“, worin ich in allgemeinverständlicher, aber doch wissenschaftlich eingehender Weise den damals noch lange nicht so allgemein wie jetzt bekannten „psychogenen“ Ursprung zahlreicher Krankheitszustände und die Möglichkeit ihrer Heilung wiederum auf psychischem Wege auseinandersetzte.

Im Dezember desselben Jahres wurde ich, wie jeder Prorektor, zur Audienz zum Prinzregenten Luitpold, der, wie gesagt, der Rektor magnificentissimus der Erlanger Hochschule war, nach München befohlen. Der alte, überaus liebenswürdige und ehrwürdige Herr unterhielt sich mit mir in freundlichster Weise, und ich wurde, wie allgemein üblich, nach der Audienz zur Mittagstafel in die Residenz geladen. Unter den übrigen Gästen befanden sich außer einigen Angehörigen des königlichen Hauses und einigen Mitgliedern der Hofgesellschaft der damalige Rektor der Universität München Beyer, der berühmte Chemiker, ferner der Direktor der Münchner chirurgischen Klinik, Professor Angerer, und — der damals in ganz Europa bekannte Pfarrer Sebastian Kneipp, der in Wörishofen eine große Kaltwasserheilanstalt leitete, in der jährlich Tausende von Kranken nach den von ihm angegebenen Grundsätzen behandelt wurden. Der Pfarrer Kneipp erfreute sich, wie so mancher andere Naturheilkünstler und Kurpfuscher, namentlich auch in den Kreisen der höchsten Aristokratie bis hinauf zu den regierenden Häuptern des größten Ansehens, während die deutsche Ärzteschaft dem medizinisch völlig ungebildeten und dennoch so erfolgreichen Konkurrenten natürlich wenig günstig gesinnt war. Daß der „Kurpfuscher“ Kneipp zusammen mit Angerer und mir, also gewissermaßen als gleichberechtigte medizinische Kapazität, zum Prinzregenten geladen war, brachte daher in den Münchner und weiterhin in den bayrischen Ärztekreisen eine große Entrüstung und Aufregung her-

vor. Da die Einladung des Pfarrers Kneipp schon am Vormittage bekannt geworden war, so sollte ich sogar veranlaßt werden, der Einladung zum Prinzregenten gar nicht Folge zu leisten, was natürlich eine große Unklugheit gewesen wäre. Ich selbst faßte überhaupt die ganze Sache gar nicht tragisch auf und sagte den Münchener Kollegen, daß es mir eigentlich ganz interessant sei, den berühmten Pfarrer Kneipp persönlich kennen zu lernen, jedenfalls interessanter, als die Bekanntschaft irgendeines mir sonst ganz gleichgültigen Militärs oder Adligen zu machen. In der Tat verlief auch das Zusammensein mit dem „Herrn Kollegen“ ganz unterhaltend. Als wir zu Tisch gingen, erfolgte freilich gleich eine kleine Störung, da der Herr Pfarrer, seinen Grundsätzen gemäß, nicht auf einem weichen Sessel sitzen wollte und daher einen ungepolsterten Stuhl verlangte. Dieser Wunsch war nun nicht sogleich und so einfach zu erfüllen. Die ganze Tischgesellschaft und die Diener gerieten in einige Aufregung, bis endlich doch die geeignete Sitzgelegenheit für Seine Hochwürden herbeigeschafft war. Ich bewunderte aber die liebenswürdige Gelassenheit des Prinzregenten gegenüber diesem eigentlich doch recht anmaßenden Betragen. Es spricht aber andererseits auch für das große Ansehen, das der Pfarrer Kneipp damals genoß, daß seinem Wunsche ohne weiteres nachgegeben wurde. Übrigens verhielt sich der Herr Pfarrer während der Tafel und auch nachher im Arbeitszimmer des Prinzregenten bei der Zigarre und einem Glase Bier ziemlich still und wenig ergiebig, bis ich selbst die Rede auf seine ärztliche Tätigkeit brachte und ihn direkt bat, uns einiges darüber zu berichten. Er erzählte uns dann, wie er als junger Geistlicher ein langwieriges Leiden gehabt habe, das die Ärzte nicht hätten heilen können. Da habe er angefangen, sich selbst mit kalten Wassergüssen und allerlei heilkräftigen Kräutertees zu behandeln, und sei dadurch ganz gesund geworden. Dies

war die erste Veranlassung, seine Heilmethode auch bei andern Kranken anzuwenden, und so habe sich sein Ruf allmählich immer mehr verbreitet. Er erzählte dann weiter in durchaus einfacher, nicht eigentlich ruhmrediger Weise, wie er sich manchmal vor der Menge der Patienten gar nicht retten könnte. Wörishofen sei zuweilen von den Hilfesuchenden so überfüllt, daß vornehme Patienten mitunter in ihren Salonwagen übernachtet hätten. Die Zahl seiner Patienten sei so groß, daß er dem einzelnen in der Regel nur zwei Minuten Zeit widmen könnte. Hier erlaubte ich mir die Bemerkung: „Wie gut haben es doch Euer Hochwürden! Sie wissen schon nach zwei Minuten ganz genau, was dem Kranken fehlt, und wie er zu behandeln sei, und wir armen Ärzte müssen uns manchmal zwei Stunden mit der Untersuchung eines Kranken abmühen und wissen auch dann noch nicht immer, was ihm eigentlich fehlt.“ Die ganze Gesellschaft und auch der Prinzregent lachten herzlich, der Herr Pfarrer schien freilich ein wenig verlegen zu werden und gab dem Gespräch alsbald eine andere Wendung. Ich bin übrigens überzeugt, daß der Pfarrer Kneipp nichts weniger als ein Schwindler war. Er war, wie viele derartige Heilkünstler, wirklich von der Richtigkeit seiner Ansichten und Methoden überzeugt, und da er jedenfalls ein Mann von gutem natürlichen Verstande war und gegen manche Torheiten und Unsitten mit vollem Rechte ankämpfte, so hat er gewiß auch manches Gute gestiftet. Bei allen derartigen Heilkünstlern liegt die Gefahr auch viel weniger in den Begehungssünden als in den Unterlassungssünden, indem diese Heilkünstler unter Umständen für die Versäumnis notwendiger ärztlicher Eingriffe verantwortlich sind.

Als ich viele Jahre später anläßlich eines in München stattfindenden Kongresses für innere Medizin, dessen Vorsitzender ich war, wieder zur Tafel beim Prinzregenten geladen war, erinnerte sich dieser noch genau an mein

früheres Zusammentreffen mit dem Pfarrer Kneipp. Ich kann es nicht unterlassen, hier noch einmal hervorzuheben, welch tiefen Eindruck der damals schon 82jährige Prinzregent auf mich machte, der menschliche Güte und vollendete Liebenswürdigkeit mit steter königlicher Würde zu vereinigen wußte. Ich erzählte ihm damals, wie sehr meine in Erlangen geborenen Kinder noch an ihrer bayrischen Heimat hingen, und wie sie an seinem Geburtstage sogar eine kleine bayrisch-patriotische Feier veranstaltet hätten. Der alte Herr war hierüber sichtlich gerührt und trug mir beim Abschied ganz besondere Grüße an meine Kinder auf. Diese Vereinigung herzwinnender Güte mit ehrfurchtgebietender Hoheit beim alten Prinzregenten Luitpold wird mir immer unvergeßlich bleiben.

Im April des Jahres 1893 hatte ich auf dem Kongreß für innere Medizin in Wiesbaden das erste Referat über das zur Diskussion gestellte Thema „Die traumatischen Neurosen“ zu halten. Ich hatte mich mit dem Gegenstande schon längere Zeit eingehend beschäftigt und konnte namentlich den psychogenen Ursprung der meisten sogenannten traumatischen Neurosen und ihre nahen Beziehungen zur Hysterie klar nachweisen. Das Korreferat hatte der ausgezeichnete Psychiater C. Wernicke aus Breslau, der aber leider unwohl war und daher seinen Vortrag nicht recht zur Geltung bringen konnte. Auch die endlose Diskussion, die sich an unsere Referate anschloß, entbehrte, wie es so häufig bei derartigen großen Versammlungen der Fall ist, durchaus der straffen Konzentration auf die wirklich wichtigen Fragen und Gesichtspunkte. Immerhin hat jene Wiesbadener Versammlung auf die damals so vielfach diskutierte Frage der traumatischen Neurosen, die durch die Unfallgesetzgebung eine große praktische Bedeutung gewonnen hatte, doch klärend eingewirkt.

Am Ende des Sommersemesters 1893 in der Zeit

vom 31. Juli bis zum 2. August kamen nun die Höhe- tage meines Prorektoratsjahres: die Feier des 150jährigen Bestehens der Erlanger Friderico=Alexandrina. Die bayrische Staatsregierung war bei den Festlichkeiten durch den damaligen Kultusminister v. Müller und den Ministerialrat Bumm vertreten. Am Abend des 31. Juli fand bei schönstem Wetter ein allgemeiner Kommers auf dem Marktplatz statt. Die von unzähligen kleinen bunten Lämpchen und Laternen beleuchteten alten Häuser und das ebenfalls festlich illuminierte Schloß hoben sich malerisch von dem schwarzen Abendhimmel ab. An langen Holztischen saß die gesamte Erlanger Studentenschaft, alle Verbindungen in Wicks, und natürlich nahm auch die ganze Bürgerschaft lebhaftesten Anteil an der 150. Geburtstagsfeier der mit ihr so eng verbundenen Universität. Am folgenden Tage, am 1. August, fand der eigentliche Festaktus in der Aula der Universität statt, wobei ich die Festrede über „Die Anfänge der Universität Erlangen“ zu halten und dann auf die große Zahl der offiziellen Glückwünsche zu antworten hatte. Nach dem Festaktus fand noch ein großes Diner mit unzähligen Toasten im Gasthaus zum Walfisch (demselben, in dem beinahe 100 Jahre früher auch Goethe einmal übernachtet hatte) statt, und nach einem letzten festlichen Abendessen mit den hervorragendsten Festteilnehmern begleitete ich die Münchner Exzellenz zur Abfahrt auf den Bahnhof. Als der Zug sich endlich in Bewegung gesetzt hatte, empfand ich doch ein frohes Gefühl der Erleichterung, daß alles gut und ohne Störung vorübergegangen war. Mir hatte die Feier den bayrischen Kronenorden und damit den persönlichen Adel eingetragen, eine Auszeichnung, auf die ich selbst aber niemals besonderen Wert gelegt habe. In meinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen habe ich auch immer an meinem alten gutbürgerlichen Namen festgehalten.

Wenige Wochen später, am 13. September, mußte ich

in der zweiten allgemeinen Sitzung der in Nürnberg tagenden Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte einen Vortrag halten, zu dem ich ein nicht nur zeitgemäßes, sondern auch ortgemäßes Thema gewählt hatte. Während meiner Erlanger ärztlichen Tätigkeit hatte ich hinreichend Gelegenheit gehabt, die mir vorher gar nicht in so eindringlicher Weise entgegengetretenen Folgen des chronischen Alkoholmißbrauchs, insbesondere eines lange anhaltenden, übermäßigen Biergenusses zu beobachten. Im bayrischen Volke, größtenteils im Zusammenhang mit der umfangreichen Brauereiindustrie, ist der überreichliche Biergenuß verbreiteter als in allen anderen Gegenden Deutschlands. Ich hielt es daher für meine Pflicht, die Bevölkerung auf die hieraus für die Gesundheit entstehenden schädlichen Folgen hinzuweisen. Ich behandelte in meinem Vortrage die Alkoholfrage vom rein ärztlichen Standpunkt aus, ohne jede Bezugnahme auf ihre moralischen oder volkswirtschaftlichen Seiten. Ich konnte auf Grund zahlreicher Erfahrungen die große Häufigkeit der Herz- und Nierenkrankungen und namentlich auch die Häufigkeit gewisser allgemeiner Stoffwechselerkrankungen, vor allen Dingen der Gicht und der Zuckerkrankheit, bei allen im Braugewerbe beschäftigten und daher an reichlichen Biergenuß gewöhnten Personen nachweisen. Mein Vortrag machte, wie ich glaube, auf die Versammlung einen großen Eindruck, zumal die Alkoholfrage damals noch nicht so vielfach in populären Schriften und Aufsätzen behandelt worden war, wie es seitdem der Fall geworden ist, und ich erhielt viele Äußerungen freudiger Zustimmung. Andererseits hatte ich aber auch den Zorn der bayrischen Brauereiindustriellen in nicht geringem Maße erregt. Sowohl in der Presse als auch in mehrfachen privaten Zuschriften, ja sogar in Landtagsreden wurde es als geradezu unerhört bezeichnet, daß ein bayrischer Beamter es wagen konnte, diesen durch Ruhm und Sitte geheilig-

ten Zweig der bayrischen Industrie schädigen zu wollen. Allmählich legten sich aber die Wogen des Zorns, und ich habe die Genugtuung, daß meine niemals fanatischen, sondern stets maßvollen und sachlichen Bestrebungen im Kampfe gegen den Alkoholmißbrauch nicht ohne gute Folgen geblieben sind.

Nachträglich mag hier noch ein auch sonst an kleinen Universitäten übliches Fest erwähnt werden, das im Sommer 1890 in Erlangen stattgefunden hatte, nämlich die Feier der zum erstenmal erfolgten Immatrikulation des 1000. Studenten. Stadt und Universität waren schon seit einigen Semestern auf dies große Ereignis gespannt gewesen, aber erst damals hatte sich die Zahl der Immatrikulierten auf 999 gehoben, und es kam also nur darauf an, noch einen weiteren akademischen Bürger zu erwerben, um die ersehnte Zahl 1000 vollzumachen. Da begegnete der Oberpedell Thurn auf dem Marktplatz zufällig einem alten Bruder Studio, der sich schon viele Semester in Erlangen aufhielt, und der es jetzt gar nicht mehr für nötig erachtet hatte, sich wieder immatrikulieren zu lassen. Er trug den für Erlangen etwas ominösen Namen Bieringer. „Herr Bieringer, wenn Sie jetzt rasch auf die Universitätskanzlei herauflaufen und sich immatrikulieren lassen, so sind Sie der 1000. Student und können einer großen Anfeierung gewiß sein.“ Auf diese Worte des Pedellen hatte Herr Bieringer natürlich nichts Eiligeres zu tun, als sich sofort unter der Nummer 1000 immatrikulieren zu lassen. Kurze Zeit darauf gab die Stadt Erlangen in der Tat zur Feier dieses großen Ereignisses der Universität und der Studentenschaft einen solennen Festkommers, wobei Herr Bieringer von der Stadt eine schöne goldene Uhr geschenkt bekam und den ganzen Abend freudestrahlend mit einer um den Hals gehängten Tafel umherlief, auf der in großen Ziffern die Zahl 1000 verzeichnet stand. Der damalige Bürgermeister Dr. Schuh und ein Vertreter der Universität

hielten schöne Reden, und das ganze Fest verlief in Frohsinn und Heiterkeit. —

Außer all seinen interessanten und erfreulichen Ereignissen brachte mir das Jahr 1893 aber auch einen traurigen Verlust durch den Tod meiner guten Mutter. Ich habe schon früher erwähnt, daß sie etwa seit dem Jahre 1866 an einem langsam immer zunehmenden chronischen Gelenkleiden litt, einer sogenannten Arthritis deformans. Allmählich wurde ihr das Gehen ganz unmöglich, und die letzten fünfzehn Jahre ihres Lebens hat sie fast ganz im Rollstuhl zugebracht. Wenn sie auch durch dieses schmerzliche Leiden in ihrer Stimmung zuweilen recht niedergedrückt wurde, so war es im allgemeinen doch bewunderungswürdig, mit welcher Geduld und Energie sie ihr schweres Schicksal ertrug. Meine Mutter war eine geistig ungemein regsame Frau, die namentlich für Geschichte und Religionsgeschichte ein bei Frauen nicht häufig in solchem Maße zu findendes Interesse hatte. Sie las vielbändige historische Werke, machte sich Auszüge und übersichtliche Tabellen und konnte sich mit dem Inhalte eines interessanten Buches so lebhaft beschäftigen, daß sie darüber zeitweise ihren leidenden Zustand gänzlich vergaß. Trotz ihrer verkrüppelten Hände konnte sie bis zum Schluß ihres Lebens auf einer auf ihrem Schoß ruhenden festen Unterlage schreiben. Sie war die eifrigste Korrespondentin in der Familie und vermittelte durch ihre, in zierlicher, altmodischer Handschrift geschriebenen, hübschen ausführlichen Briefe hauptsächlich den Verkehr zwischen allen getrennten Verwandten und Familiengliedern. Von Jugend auf hatte sie ein ausgesprochenes Talent zum schriftlichen Ausdruck und hat noch in den letzten Jahren ihres Lebens ausführliche Erinnerungen aus ihrer Kindheit und Jugendzeit geschrieben, die ein anmutiges und anschauliches Bild von dem damaligen Leben in einem kurländischen Pastorate geben. Ungemein erfinderisch war sie in aller-



Meine Eltern.

lei kleinen Vorrichtungen und Apparaten, die ihr bei der äußerst beschränkten Beweglichkeit ihrer Arme und ihres Körpers dienlich sein konnten. Ich besitze noch jetzt ein von ihr eigenhändig geschriebenes Heftchen, worin sie alle diese von ihr erprobten kleinen Hilfsmittel genau beschrieben hat, um, wie sie sagte, damit vielleicht anderen ähnlich leidenden Kranken von Nutzen sein zu können. In der Tat habe ich gelegentlich einiges von ihren Erfindungen auch in der eigenen Praxis anwenden können. Die größte Freude hatte sie an dem Heranwachsen ihrer Enkelkinder in Dorpat und in München und zuletzt auch noch an unserem Besuche in Leipzig, wo wir den beiderseitigen Großeltern unser ältestes Töchterchen vorführen konnten. Im August 1893 waren meine alten Eltern zur Sommerfrische nach Königsutter gefahren, einem kleinen braunschweigischen, von schönen Buchenwäldern umgebenen Städtchen in der Nähe Schöppenstedts. Meinem Vater war diese heimatliche Landschaft besonders lieb. Hier erkrankte meine Mutter an einem Ruhranfall. Ich eilte mit meiner Münchener Schwester an ihr Krankenlager und suchte soviel wie möglich ihr die letzten schweren Tage ihres Lebens, die sie mit stiller Geduld ertrug, zu erleichtern. Sie starb am 18. August, und in der Morgenfrühe eines schönen, sonnigen Sommertages brachten wir die Leiche meiner Mutter über den schönbewaldeten Berggrücken des Elm nach Schöppenstedt. Mein Vater hatte hier auf dem Friedhof seines Heimatstädtchens die Stelle ausgesucht, wo meine Mutter beerdigt wurde und wo er selbst später an ihrer Seite ruhen wollte. Auch meine Schwester aus Dorpat war gekommen, so daß wir drei Geschwister am Sarge meiner Mutter wieder beisammen waren.

Nach dem Tode meiner Mutter bezog mein Vater eine kleinere Wohnung in der Lührstraße, gegenüber einer großen Bürgerschule. Diese Nachbarschaft hatte

ihn wohl auch mit zur Wahl seiner neuen Wohnung bestimmt, denn es war ihm eine sich immer wiederholende Freude, das Treiben der Schulkinder auf dem Schulwege zu beobachten. Wenn er, mittags aus seiner Vorlesung kommend, der heimeilenden Kinderschar begegnete, begrüßten viele den ihnen wohlbekannten alten Herrn Professor, der ihnen gelegentlich wohl auch einmal ein Schokoladentäfelchen oder dgl. zusteckte. Die treue Fanny, die meine Mutter fast zwanzig Jahre lang unverdrossen und unermüdlich gepflegt hatte, blieb bei meinem Vater und hat auch ihn bis zu seinem Tode treu versorgt. Bis zum Jahre 1899 bewahrte sich mein Vater seine vollständige körperliche und geistige Frische, war ununterbrochen literarisch tätig und verfolgte mit lebhaftestem Interesse alle wichtigen Ereignisse auf politischem und wissenschaftlichem Gebiete. So oft es mir möglich war, besuchte ich ihn in Leipzig, allein oder zusammen mit meiner Frau und den Kindern, und stets hatten wir unsere Freude an dem stillen, von allen Störungen unberührten und doch geistig so reichen Leben des alten Gelehrten. Vereinsamt war mein Vater nicht, denn manche gute Freunde und alte Freundinnen besuchten ihn häufig, und auch eine Vogelschar von Zeisigen und Hänflingen, die ihre Behausung in einem großen Vogelkäfig hatten, aber nicht selten auch frei umherfliegen durften und von meinem Vater selbst versorgt wurden, brachte Leben in die stillen Räume. Mit besonderer Vorliebe las mein Vater in den letzten Jahren wieder die ihm von Jugend auf vertrauten alten lateinischen und griechischen Klassiker, namentlich abends im Bett. Ich erinnere mich, wie er auch mir, wenn ich zu ihm kam, dringend die Briefe Ciceros und des jüngeren Plinius und die Schriften des Seneca zur Lektüre empfahl, eine Mahnung, die ich, wie ich gestehen muß, bis jetzt leider noch nicht befolgen konnte. Bis in die letzten Jahre seines Lebens hielt er noch regelmäßig in

jedem Semester eine philosophische Vorlesung, die stets gut besucht war und ihm Freude machte. Seine letzte Vorlesung im Wintersemester 1898/99 war ein zweistündiges Publikum über „Das wissenschaftliche Denken in seiner Praxis“. Ende Februar 1899 sprach der 86jährige Professor zum letzten Male zu seinen Studenten. Dann erkrankte er an Prostatabeschwerden und wurde allmählich schwächer und hilfloser. Als ich am 17. Mai frühmorgens bei ihm ankam, fand ich ihn sehr verändert, matt und auch nicht mehr ganz klar. Er erkannte mich aber, streichelte mich und sagte wiederholt: „Noch hab' ich Mut. Ich halte aus, ich halte aus.“ Dann nahm aber die Schwäche langsam immer mehr und mehr zu, und am Abend des 18. Mai 1899 tat er seinen letzten Atemzug. Am 21. Mai, am Pfingstsonntag, fand in der kleinen Wohnung in der Löhrrstraße eine erhebende Trauerfeier statt, zu der zahlreiche Professoren und Lehrer erschienen waren. Dann wurde der Sarg nach Schöppenstedt gebracht, wo mein Vater am Nachmittage des folgenden Tages seinem Wunsche gemäß in der heimatlichen Erde bestattet wurde. Zahlreiche Verwandte nahmen an der Trauerfeier teil, und auch wir Geschwister waren wieder einmal alle beisammen.

* *

Meine wissenschaftlichen Arbeiten während der Erlanger Jahre behandelten größtenteils neurologische Fragen. Schon während des letzten Jahres in Leipzig hatte ich in der Poliklinik wiederholt Anlaß, über Unfallkranke Gutachten abzugeben und wurde hierdurch naturgemäß auf die durch die bekannten Oppenheimschen Arbeiten aufgeworfenen Fragen nach dem Vorkommen und dem Wesen der sogenannten traumatischen Neurosen hingewiesen. Auch in Erlangen wurden meiner Klinik alsbald häufig Unfallkranke zur Begutachtung überwiesen, deren Zahl nach dem Erscheinen meiner ersten Ver=

öffentlichungen über die Unfallneurosen noch erheblich zunahm. Mein Referat über die traumatischen Neurosen auf dem Wiesbadener Kongreß 1893 habe ich bereits erwähnt. Im Jahre 1896 erschien dann mein Schriftchen „Über die Untersuchung, Beurteilung und Behandlung von Unfallkranken“, in dem ich noch einmal meine gesamten Anschauungen über dieses wichtige Thema zusammenfaßte und namentlich die psychologische Seite der Unfallneurosen, ihre Entstehung durch die bei den Kranken sich immer mehr festsetzenden Wunsch- und Begehrungsvorstellungen näher auseinandersetzte. Das Schriftchen fand ziemlich viel Beachtung. Die darin vorgetragenen Anschauungen dürften wohl gegenwärtig als allgemein anerkannt gelten können. In unmittelbarem Zusammenhange mit diesen Studien steht eine Reihe von Veröffentlichungen, die sich mit dem Wesen der sogenannten hysterischen und neurasthenischen Krankheitszustände beschäftigen. Auch die Arbeit „Über nervöse Dispepsie“, die ich in der Kufßmaul zu seinem 70. Geburtstag gewidmeten Festschrift veröffentlichte, gehört hierher.

Ich habe früher schon einmal erwähnt, daß sich in der kleinen Erlanger Klinik ein verhältnismäßig reichhaltiges Beobachtungsmaterial an chronischen Nervenkranken zusammenfand. Die sorgsame und aufmerksame wissenschaftliche Ausnutzung dieses Materials gab mir den Anlaß zu einer Reihe neurologischer Arbeiten, die von größerer allgemeiner Bedeutung wurden. Ich konnte neue klinische Belege zum Vorkommen der hereditären spastischen Spinalparalyse veröffentlichen, konnte neue beweisende Beobachtungen über das Vorkommen einer primären akuten Enzephalitis (Gehirnentzündung) sammeln, konnte die erste Beobachtung über das epidemische Auftreten der akuten Poliomyelitis (spinale Kinderlähmung) machen, konnte einwandfreie anatomische Beobachtungen über die primäre Degeneration der Seiten-

stränge im Rückenmark mitteilen, konnte neue Untersuchungen über die anatomische Grundlage der spinalen progressiven Muskelatrophie anstellen, konnte die Klinik und pathologische Anatomie der Polymyositis und der sogenannten Myasthenie durch neue Untersuchungen erweitern und konnte endlich eine zwar von Westphal schon beschriebene, aber wieder fast ganz vergessene, durchaus eigenartige Krankheitsform, die sogenannte Pseudosklerose, von neuem eingehend beschreiben. Gerade diese Arbeiten über die Pseudosklerose haben in den letzten Jahren eine besondere Bedeutung gewonnen, indem sie mit zu dem großen wichtigen Krankheitsgebiete des von mir so genannten amyostatischen Symptomenkomplexes oder der striären Erkrankungen hingeführt haben. Bei allen diesen neurologischen Arbeiten leiteten mich nicht nur rein klinische und pathologisch-anatomische, sondern vor allem auch physiologische Gesichtspunkte. Die Pathologie des menschlichen Nervensystems nimmt gegenüber der Pathologie aller anderen Teile des Körpers insofern eine ganz besondere Stellung ein, als sie ein Organ betrifft, daß sich phylogenetisch in weit höherem Grade fortentwickelt hat als alle anderen Organe. Während die experimentelle Physiologie ihre am Herzen, an der Lunge, an den Verdauungsorganen usw. gewonnenen Ergebnisse zum größten Teil unmittelbar auch auf die Physiologie des Menschen übertragen kann, bleiben die Ergebnisse der experimentellen Nervenphysiologie selbst bei den höheren Tieren noch weit hinter dem zurück, was zum Verständnis der nervösen Vorgänge beim Menschen erforderlich ist. Hierdurch erwächst der Pathologie des menschlichen Nervensystems eine ganz besondere Aufgabe, indem sie die von der experimentierenden Tierphysiologie gelassene Lücke auszufüllen hat. Der denkende Neurologe wird die von ihm beobachteten Störungen bei den verschiedenen anatomischen Veränderungen des mensch-

lichen Nervensystems stets auch gewissermaßen unter dem Gesichtspunkte eines physiologischen Experiments betrachten, und in der Tat verdankt die Physiologie auf keinem andern Gebiete der Pathologie so viele neue Tatsachen und Anregungen wie gerade in der Physiologie des Nervensystems. Diese Bedeutung der Pathologie wird natürlich besonders im Gebiete aller derjenigen Funktionen hervortreten, die sich beim Menschen vorzugsweise fortentwickelt haben, also im Gebiete aller höheren sensorischen Funktionen, im Gebiete der komplizierteren koordinierten Bewegungen und vor allem natürlich im Gebiete der seelischen Funktionen. Darum haben auch mich als Neurologen vor allem die Fragen nach der Bedeutung der Sensibilität für die Koordination der Bewegung, die Leistungen des Tastsinnes und außerdem vor allen die so höchst eigentümlichen und lehrreichen pathologischen Störungen der Sprache besonders interessiert. Mehrere meiner Erlanger Arbeiten, die dann in späteren Arbeiten ihre Fortsetzung und Ergänzung fanden, sind ganz den soeben angedeuteten Fragen gewidmet. Es war mir stets eine besondere Freude, wenn ich wahrnehmen konnte, daß auch von seiten reiner Psychologen diesen Ergebnissen der klinischen Untersuchung Aufmerksamkeit und Beachtung geschenkt wurde. Ich habe die feste Überzeugung, daß es auch zur Lösung der schwierigsten Probleme der menschlichen Psychologie kein wichtigeres Hilfsmittel gibt, als die genaue und zielbewußte Beobachtung des krankhaft gestörten Seelenlebens. Erst der zerstörte Apparat gewährt einen Einblick in seine einzelnen Teile und läßt erkennen, in welcher Weise die einzelnen Teile zu der Gesamtleistung des Apparats beitragen. — Neben diesen speziell neurologischen Arbeiten beschäftigte mich fast ununterbrochen die Arbeit an meinem Lehrbuch, von dem fast alle zwei Jahre eine neue Auflage nötig war. So mühsam diese Arbeit auch für mich zuweilen war,

so bewahrte sie mich doch vor Einseitigkeit und wurde für mich immer wieder zum erneuten Anlaß, mich mit allen Fortschritten auf dem Gesamtgebiete der inneren Medizin zu beschäftigen.

An dieser Stelle mag auch noch wenigstens mit einigen Worten der großen Erregung gedacht werden, die im Jahre 1890 nicht nur in der ärztlichen, sondern, man kann sagen fast in der ganzen gebildeten Welt durch die Veröffentlichung Robert Kochs über das von ihm hergestellte Tuberkulin und dessen Wirkungen auf den tuberkulös erkrankten Organismus hervorgerufen wurde. Da sich alle bisherigen Kochschen Entdeckungen stets als Ergebnisse sorgfältigster kritischer Untersuchung und unwiderleglich richtig herausgestellt hatten, so zweifelte man kaum daran, daß auch hier eine Entdeckung von größter praktischer Tragweite vorliege, und glaubte, daß nun bald allen verheerenden Folgen der mörderischen Tuberkulosekrankheit ein Ende gemacht werden würde. Namentlich bei den Tuberkulosekranken selbst zeigte sich ein förmlicher Freudentaumel. Zahlreiche Ärzte und wohl fast alle Ärzte der Lungenheilstätten eilten nach Berlin, um sich das neue Allheilmittel für ihre Kranken zu verschaffen. Sie mußten freilich meist ohne das ersehnte Heilmittel heimkehren, da dieses unmöglich sogleich in solcher Menge, wie es verlangt wurde, hergestellt werden konnte. Dafür kauften sie sich wenigstens zunächst fast alle eine nach den Angaben Kochs für die Tuberkulin-Injektionen besonders hergestellte, mit einem kleinen Gummiball versehene Injektionsspritze, die nun allein schon den größten Teil des Erfolges zu verbürgen schien und von den Kranken überall freudig begrüßt und mit ehrfürchtigem Staunen betrachtet wurde. Die Spritze stellte sich übrigens bald als recht unpraktisch heraus und kam wenig zur Verwendung. Der betreffende Instrumentenmacher in Berlin muß aber mit ihr damals ein glänzendes Geschäft gemacht haben. Zuerst

erhielten die Kliniken und größeren Krankenhäuser das neue Heilmittel zu Versuchszwecken, und selbst hier machte sich vielfach jene zuweilen auftretende eigentümliche suggestive Massenerregung geltend, die jedes ruhige kritische Abwarten zunächst ganz beiseite läßt und zu voreiligen falschen Schlußfolgerungen führt. Die meisten Kliniken und Krankenhäuser wollten einander in der Raschheit ihrer Veröffentlichungen überbieten, und alle medizinischen Wochenschriften waren damals überfüllt von zahllosen Mitteilungen über die Erfolge der Tuberkulinbehandlung auf Grund von Erfahrungen, die sich oft nur auf einige Monate oder gar Wochen erstreckt hatten. Ja, ich erinnere mich eines besonders forschungseifrigen Autors, der seine Erfahrungen über das Tuberkulin bereits nach einer achttägigen Anwendung des Mittels veröffentlichte. Auch die politischen Zeitungen brachten fast täglich Berichte über die bisher erzielten Erfolge und steigerten so die allgemeine Erregung in der Bevölkerung. Die zuvor oft etwas vernachlässigten Tuberkulosestationen der Krankenhäuser zeigten ein ganz anderes Bild. Sie standen mit einem Male im Mittelpunkt des Interesses. Die Chefärzte selbst machten dort täglich Visiten, und da die Kranken infolge der psychischen Einwirkung ihrer neuerwachten Hoffnung auf volle Genesung sich wirklich wohler zu fühlen glaubten, besseren Appetit und mehr Energie zeigten, so konnte man in der Tat anfänglich leicht den Eindruck einer günstigen therapeutischen Einwirkung des Tuberkulins gewinnen. Dazu kam, daß die augenscheinlichen und unbezweifelbaren Einwirkungen des Mittels, die allgemeinen und die örtlichen auf die Einspritzung des Tuberkulins erfolgenden Reaktionen, das größte wissenschaftliche Interesse beanspruchen mußten. Erst allmählich legten sich die Wogen der Begeisterung und machten einer ruhigen Beobachtung und Erörterung der Tatsachen Platz. Auch noch jetzt nach

34 Jahren ist die Frage nach der therapeutischen Wirksamkeit des Tuberkulins und zahlreicher ihm gefolgtger ähnlicher Präparate noch nicht endgültig zu beantworten. Trotz der Enttäuschung, welche das Mittel hervorgerufen hat, kann man aber doch, wie ich glaube, sagen, daß seine Entdeckung eine große wissenschaftliche Tat war, und sollte dereinst wirklich eine sicher wirksame spezifische Heilmethode zur Behandlung der Tuberkulose gefunden werden, so wird sie sich zweifellos in letzter Hinsicht auf das Kochsche Tuberkulin zurückführen lassen.

Ich glaube übrigens, daß Robert Koch selbst seiner ruhigen Persönlichkeit gemäß der ganze Tuberkulinerummel wenig angenehm war. Ich bin dem großen Mann nach dieser Zeit nie wieder persönlich begegnet, war aber in früheren Jahren wiederholt mit ihm zusammen und habe einmal mit ihm auch eine gemeinsame Gletscherwanderung im Engadin gemacht. Ich hatte somit hinreichend Gelegenheit, im Gespräche über zahlreiche wissenschaftliche Fragen sein überaus klares, abwägendes wissenschaftliches Denken und Urteilen, sowie seine ganze schlichte und besonnene Persönlichkeit näher kennen zu lernen. Als ich in Breslau Professor war, sah ich auch einmal gelegentlich einer Konsultation das kleine Haus in dem Posenschen Städtchen Wollstein, in dem Robert Koch einstmals als einfacher preußischer Kreisphysikus gelebt hatte, wo er seine ersten Untersuchungen über die Milzbrandinfektion begonnen hatte, die ihn allmählich zu immer weiteren Entdeckungen führten, bis endlich aus dem einfachen praktischen Landarzt der weltberühmte Begründer der modernen Bakteriologie geworden war.

Bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten hatte ich mich der Mithilfe und Unterstützung mancher tüchtigen und strebsamen jüngeren Mitarbeiter zu erfreuen. Es ist ja ein besonderer Vorzug der klinischen und natur-

wissenschaftlichen Fächer, daß ihre Vertreter in ihren Assistenten stets eine Anzahl jüngerer Arbeitskräfte besitzen, auf deren Denkweise und geistige Entwicklung sie von besonderem Einflusse sind, von denen aber auch sie selbst wiederum manchen Antrieb und manche Anregung erfahren. Nicht nur die Auswahl der Assistenten, sondern auch die Art des Zusammenlebens und die gemeinschaftliche Arbeit mit ihnen gibt jeder Klinik einen großen Teil ihres besonderen eigenartigen Gepräges. Aus dem richtigen Verhältnis des Leiters einer Klinik zu seinen Assistenten bildet sich nicht nur die besonders charakterisierte wissenschaftliche „Schule“ heraus, sondern entwickeln sich häufig auch nahe freundschaftliche Beziehungen, die für das ganze Leben aller Beteiligten von der größten Bedeutung sind. Für den älter werdenden „Chef“ stellen tüchtige Assistenten die fortlaufende Verbindung mit der fortschreitenden Wissenschaft her und halten die Klinik dauernd auf der Höhe zeitgenössischer Forschung. Ich kann hier natürlich nicht die ganze Reihe meiner Erlanger Assistenten namentlich anführen, möchte aber doch wenigstens einige derjenigen meiner Assistenten erwähnen, die mit mir längere Zeit hindurch in gemeinschaftlicher wissenschaftlicher Arbeit vereinigt waren. Ich nenne zunächst den vielseitig begabten Christfried Jakob, den Herausgeber der bekannten Atlanten der inneren Medizin und der Neurologie, den Zeichner der von mir mit ihm zusammen herausgegebenen, vielverbreiteten neurologischen Wandtafeln. Jakob ließ sich nach Beendigung seiner Assistentenzeit als Arzt in Bamberg nieder, erhielt aber bald darauf eine Berufung an eine große neurologische Krankenanstalt in Buenos Aires, an der er noch jetzt eine ausgedehnte wissenschaftliche und praktische Tätigkeit entfaltet. Sodann muß ich meinen langjährigen Assistenten Ludwig Robert Müller erwähnen, einen jüngeren Bruder des Münchner Klinikers Friedrich Müller. L. R. Müller hat seine

ganze wissenschaftliche Ausbildung an meiner Klinik erfahren. Hier begann er seine klinischen, experimentellen und anatomischen Untersuchungen über die Innervation der Harnblase und des Rectums, die später zu den bekannten wertvollen Arbeiten Müllers über das gesamte vegetative Nervensystem führten. L. R. Müller ist mir bis jetzt ein treuer Freund geblieben, und ich habe die Freude, daß er gegenwärtig den Erlanger Lehrstuhl der inneren Medizin einnimmt. Viele Jahre gleichzeitig mit ihm war der feinsinnige Friedrich Jamin Assistent an meiner Klinik. Er beschäftigte sich damals besonders mit den degenerativen Veränderungen in den Muskeln und peripherischen Nerven und erhielt später in Erlangen die Professur für Poliklinik und Kinderheilkunde. In den letzten Jahren meiner Erlanger Tätigkeit war Eduard Müller bei mir Assistent. Die Studien zu seiner umfangreichen Monographie über die multiple Sklerose hat er zu einem großen Teil noch in Erlangen gemacht. Bei meiner Berufung nach Breslau begleitete er mich dorthin und wurde später als Polikliniker nach Marburg berufen. — Und noch einer treuen Seele aus jener Zeit muß ich hier gedenken, meines klinischen Dieners Andreas Süppel, des jetzigen Präparators am klinischen Laboratorium. Jeder, der jemals in einem wissenschaftlichen Institut gearbeitet hat, weiß, von welchem unschätzbarem Wert eine derartige geschickte, zuverlässige und unermüdlich fleißige Hilfskraft ist. Als ich im Jahre 1923 in Leipzig meinen 70. Geburtstag feierte, war es mir eine besondere Freude, auch diesen tüchtigen Mann unter meinen Gästen begrüßen zu können.

Im Jahre 1891 erfolgte in Gemeinschaft mit meinen befreundeten Kollegen Erb in Heidelberg, Friedrich Schultze in Bonn und L. Lichtheim in Königsberg die Gründung einer neuen neurologischen Zeitschrift, der „Deutschen Zeitschrift für Nervenheilkunde“. Der Gedanke war zunächst von mir ausgegangen, fand aber

sofort bei den andern genannten Fachgenossen lebhafteste Zustimmung. Schon die Namen der vier Herausgeber der Zeitschrift bedeuteten eigentlich ein Programm. Alle vier Herausgeber waren innere Kliniker. Wir wollten durch die Herausgabe der neuen Zeitschrift zum Ausdruck bringen, daß die Nervenheilkunde auch fernerhin als ein Teil der inneren Medizin anzusehen sei, ebenso wie sie ja ihren Anfang unzweifelhaft aus der inneren Medizin genommen hatte. Ein großer Teil der damaligen inneren Kliniker — ich erinnere hier nur noch an Leyden und Kußmaul — hatte an dem Ausbau der Neurologie lebhaften Anteil gehabt. Erst später hatten die Psychiater angefangen, sich lebhafter auch der rein somatischen Neurologie zuzuwenden, ja hatten sich zum Teil — ich denke hier besonders an Carl Westphal und Jolly — zuletzt fast ausschließlich mit ihr beschäftigt. Das von C. Westphal redigierte „Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten“ enthielt mehr neurologische als rein psychiatrische Arbeiten. Die Gefahr schien nahezuliegen, daß die Neurologie der inneren Klinik entrissen und ganz mit der Psychiatrie vereinigt werde. Dieser Gefahr suchten wir durch die Gründung der neuen Zeitschrift entgegenzuarbeiten. Erb selbst hegte freilich noch weitere Wünsche. Er wollte der Neurologie als solcher eine selbständige Stellung verschaffen. An allen größeren Universitäten sollten eigene und von der Psychiatrie getrennte Lehrstühle für die Neurologie eingerichtet werden, ein Gedanke, der zuerst in Heidelberg und später in Hamburg und in Breslau verwirklicht wurde.

Meines Erachtens hat sich die Frage nach der Stellung der Neurologie in dem Gesamtgebäude der medizinischen Wissenschaften in neuerer Zeit etwas verschoben. Durch die ungeahnte Entwicklung der Bakteriologie, Serologie, der physiologischen Chemie und zuletzt namentlich der angewandten physikalischen Chemie hat sich der Auf-

gabenkreis der inneren Medizin so erheblich erweitert, daß die weitere Einbeziehung eines so umfassenden Gebietes, wie es die Neurologie ist, in die innere Medizin immer schwieriger wird. In der Tat hat sich auch das Interesse oder wenigstens die Arbeit der jüngeren Generation der inneren Kliniker so gut wie ganz von der Neurologie abgewandt. Es entsteht somit die Frage, ob die Neurologie, wie Erb und Oppenheim es wollten, und wie es auch jetzt noch von vielen jüngeren Neurologen erstrebt wird, eine vollkommen selbständige Stellung durch die Errichtung besonderer neurologischer Kliniken anstreben soll, oder ob sie sich im Sinne Griesingers, C. Westphals und anderer doch mit der Psychiatrie nun dauernd vereinigen soll. Ich persönlich halte diese Vereinigung für die einzig naturgemäße Lösung der Frage; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß jede Trennung der Neurologie von der Psychiatrie eine künstliche ist und höchstens durch die aus äußeren Gründen erforderliche Verschiedenheit in der Unterbringung der Kranken, einerseits in offene, andererseits in geschlossene Anstalten, gerechtfertigt werden kann. Im Interesse der Kranken liegt es aber jedenfalls, daß diese Verschiedenheit in der Einrichtung der psychiatrischen und der neurologischen Kliniken doch nach Möglichkeit verwischt wird. Auch im größeren Publikum soll die Anschauung, daß auch die Geisteskranken nicht etwas Besonderes, sondern Nervenranke sind, immer mehr Boden gewinnen. Wenn also somit an einzelnen besonders großen Kliniken und Krankenhäusern vielleicht auch noch weiterhin eine Trennung der neurologischen von der psychiatrischen Abteilung, bzw. Klinik stattfinden kann, so dürfte meines Erachtens an der Mehrzahl der Universitäten die Neurologie doch allmählich immer mehr und mehr ihre neue Heimstätte in der Vereinigung mit den früheren psychiatrischen Kliniken finden. Daß dieser Übergang nicht mit einem Male, sondern nur allmählich

erfolgen kann, versteht sich von selbst. Die innere Klinik wird natürlich niemals auch die Beschäftigung mit der Neurologie ganz aufgeben können. Gibt es ja doch kaum eine innere Krankheit, bei der sich nicht nervöse Symptome einstellen können. Schließlich haben überhaupt alle die Trennungen der Medizin in ihre verschiedenen Sonderfächer keine eigentliche innere Berechtigung, sie entspringen nur aus der Begrenztheit unserer Arbeitsfähigkeit und aus der praktisch notwendigen Verschiedenheit in der äußeren Ausgestaltung der einzelnen Fachkliniken.

Die Gruppe der Kliniker und Neurologen, die den Hauptstamm der Mitarbeiter an der „Deutschen Zeitschrift für Nervenheilkunde“ bildete, fand sich zu einem großen Teil alljährlich im Frühling in Baden-Baden bei der „Versammlung der südwestdeutschen Psychiater und Neurologen“ zusammen. So wenig ich auch sonst von jeher ein Freund der großen wissenschaftlichen Kongresse mit all ihrer Unruhe und dem endlosen Gerede gewesen bin, so gern und freudig denke ich doch noch jetzt an die Badener Versammlungen aus jener Zeit zurück, wo sich stets der gleiche Kreis zueinander passender und nahe befreundeter Fachgenossen zu gemeinschaftlicher ernster Arbeit, aber auch zu fröhlichem geselligem Beisammensein vereinigte. Zu diesem Badener Freundeskreis gehörten Erb, J. Hoffmann aus Heidelberg, F. Schultze aus Bonn, Weigert und Edinger aus Heidelberg, A. Hoffmann aus Düsseldorf, Dinkler aus Aachen, Kast aus Breslau, Eisenlohr und Nonne aus Hamburg, Bäumlner und Hoche aus Freiburg, Jolly und Beth e aus Straßburg u. a. Allmählich hatte sich eine feste Tradition für diese Versammlungen herausgebildet. Man traf sich meist zu derselben Zeit an bestimmten Orten der schönen Badener Umgebung, machte außerhalb der Zeit der Sitzungen dieselben Spaziergänge, und am Schluß der Versammlung fand ein

gemeinschaftliches Essen im Gasthaus „zum Bären“ in Lichtenthal statt, bei dem die Heiterkeit alljährlich durch die witzige und humorvolle Tischrede Friedrich Schultzes ihren höchsten Grad erreichte. —

So verliefen die Erlanger Jahre, teils in ununterbrochener wissenschaftlicher Arbeit, teils in den Freuden eines fast ländlich zu nennenden Familienlebens und endlich in dem anregenden Verkehr mit zahlreichen guten, geistig gebildeten Freunden. Ich habe schon früher erwähnt, daß kleinere Universitäten das engere Zusammenleben eines gleichgestimmten Freundeskreises weit leichter ermöglichen, als dies in einer Großstadt der Fall sein kann. Denke ich an jene Erlanger Jahre zurück, so kommen mir manche hübsche und auch künstlerisch wohlgelungene gesellige Veranstaltungen in die Erinnerung. Unter der Leitung des kunstverständigen Zoologen E. Selenka wurden wiederholt Theaterstücke aufgeführt und lebende Bilder gestellt, die auch verwöhnteren Zuschauern Genüge tun konnten. Besonders gelungen waren auch verschiedene größere musikalische Aufführungen. So veranstalteten wir im Jahre 1897 aus Anlaß des 100. Geburtstages von Franz Schubert und ebenso aus Anlaß des Todes von Johannes Brahms musikalische Gedächtnisfeiern in unserm Hause, bei denen ich in einem kurzen Vortrage ein Bild von der Bedeutung der genannten großen Tonkünstler zu geben versuchte, woran sich dann eine Anzahl instrumentaler und gesanglicher Vorführungen ihrer Werke anschloß.

So schön mithin in vieler Beziehung diese Erlanger Zeit für uns war, so regte sich doch allmählich in mir mehr und mehr der Wunsch nach einem anderen, größeren Wirkungskreise. Neben den Vorzügen der kleinen Stadt machten sich doch, je älter wir wurden, auch manche Nachteile, welche die doch in mancher Beziehung engen und beschränkten Verhältnisse mit sich brachten, immer stärker geltend. Namentlich das Zusammenleben der

Kollegen in der medizinischen Fakultät hatte sich allmählich in einer für mich nicht erfreulichen Weise geändert. Die Zahl der älteren, mir so wohlwollend gesinnten Kollegen wurde immer geringer, allerlei Zwistigkeiten und Reibereien in der Fakultät traten ein, die mich manchmal recht mißmutig machen mußten. Da kam plötzlich und ganz unerwartet gerade am Neujahrstage 1903 ein Brief von Professor Flügge aus Breslau an mich an mit der Nachricht, daß Kast unheilbar krank sei, seinen Abschied nehmen müsse, und daß die Breslauer medizinische Fakultät mich sicher an erster Stelle zu seinem Nachfolger vorschlagen würde. Kurze Zeit darauf starb Kast, und am 9. März erhielt ich die offizielle Aufforderung, nach Berlin zu kommen, um im dortigen Kultusministerium mit dem Ministerialdirektor Althoff über meine Berufung zu verhandeln. Den Weg nach Berlin nahmen wir über Breslau, um die dortigen Verhältnisse vor dem Eintritt in die Verhandlungen doch wenigstens etwas kennen zu lernen.

10. Kliniker in Breslau (1903—1909).

Nach einer unbequemen Nachtfahrt kamen wir, meine Frau und ich, am 11. März 1903 früh gegen 6 Uhr bei kühlem, regnerischem Wetter in Breslau an. Der alte, damals noch nicht umgebaute Bahnhof machte einen recht schmutzigen Eindruck. Auf den Gängen und in den Wartesälen lagen Gruppen schlechtgekleideter schlafender polnischer Arbeiter und Arbeiterinnen. Man hatte entschieden das Gefühl, aus dem zivilisierten Westen schon halb in den Orient gekommen zu sein. Unglücklicherweise gerieten wir noch dazu in ein recht schlechtes, unsauberes Hotel in der Nähe des Bahnhofs, das nicht geeignet war, unsere Stimmung besonders aufzumuntern. Auch die erste Fahrt an dem trüben Märztage durch die Straßen der Stadt und über die noch mit Eis und Schnee bedeckte Oder in die Vorstadt Scheitnig gab uns keine besonders erfreulichen Eindrücke. Um so freundlicher war aber der Empfang bei unsern Freunden Flügge und den andern künftigen Fakultätskollegen. Ein kurzer Gang durch die medizinische und die anderen in Scheitnig nach einem einheitlichen Plan beieinander erbauten Kliniken und sonstigen medizinischen Institute gab mir die Gewißheit, daß mir hier ein reiches und interessantes Arbeitsfeld geboten sein würde. Am folgenden Tage fuhren wir nach Berlin, wo ich im preußischen Abgeordnetenhaus den preußischen Kultusminister und den damaligen allmächtigen Referenten in allen preußischen Universitätsangelegenheiten, den Ministerialdirektor Althoff, traf. Die Berufungsverhandlungen waren rasch erledigt, und wenige Wochen später erhielt ich in Erlangen

meine vom Kaiser Wilhelm II. unterschriebene „Bestallung“ als königlich preußischer Professor. Der Antritt in mein neues Amt war auf den 1. Oktober 1903 festgesetzt.

Es war damals das erstemal, daß ich mit dem Ministerialdirektor Althoff zusammentraf. Ich habe später noch wiederholt dienstlich mit ihm zu tun gehabt und bin auch wiederholt bei Verhandlungen zwischen ihm und anderen Professoren zugegen gewesen. Ich selbst habe nie von Althoff irgendeine Unliebenswürdigkeit erfahren. Wenn ich mit ihm dienstlich zu verhandeln hatte, war er mir gegenüber stets höflich und sachlich. Seine umfassende Personalkennntnis, sein großes Organisationstalent, seine diplomatische Kunst, die Verhandlungen in seinem Sinne und nach seinen Wünschen zu lenken, überhaupt seine Klugheit will ich gern anerkennen. Aber in das begeisterte Lob, was ihm zu Lebzeiten, freilich neben manchem herben Tadel, von anderer Seite gespendet worden ist, kann ich nicht einstimmen. Ich muß vielmehr nach dem, was ich selbst beobachtet habe, behaupten, daß ihm jede Größe der Persönlichkeit fehlte. Die Art, wie Althoff mit jüngeren Dozenten und Professoren umging, deren ganzes äußeres Lebensschicksal von seinem Willen abhing, und die ihm gegenüber daher vollkommen machtlos waren, konnte geradezu empörend sein. Er behandelte sie zuweilen wie Schuljungen und spielte mit ihnen wie die Katze mit der Maus. Ich hatte den Eindruck, daß es ihm offenbar Freude machte, die Wehrlosen seine Macht fühlen zu lassen. Durchaus unwürdig war auch die Art und Weise, wie er es verstand, Verhandlungen, wenn es ihm erwünscht schien, zu keinem Abschluß kommen zu lassen. Einmal war in Breslau eine Anzahl Professoren, darunter auch ich, zu einer Besprechung mit Althoff zu ihm ins Hotel geladen worden. Es handelte sich um verschiedene Wünsche von Institutsdirektoren und vor allem um den notwendigen Bau einer neuen Sternwarte, dem Althoff aber aus finanziellen

Gründen nicht geneigt war. Als wir zur festgesetzten Stunde alle pünktlich erschienen waren und uns mit Althoff hingesetzt hatten, um die Verhandlungen zu beginnen, legte dieser ein großes Paket Ansichtspostkarten auf den Tisch, die er an alle möglichen Freunde und Bekannten adressierte, und forderte uns der Reihe nach auf, sie ebenfalls zu unterschreiben. Mit dieser sehr nützlichen Beschäftigung verging schon eine lange Zeit. Als die Ansichtskarten endlich erledigt waren und der Direktor der Sternwarte seine ausführlichen Pläne und Kostenanschläge Althoff vorlegen wollte, begann dieser die Verhandlungen mit den Worten: „Nun müssen wir vor allem eine recht passende Inschrift für die neue Sternwarte finden. Wie wäre es z. B. mit *Sursum corda*? Was meinen Sie, Herr Geheimrat?“ Und nun wandte er sich an jeden einzelnen von uns mit der Aufforderung, seine Meinung zu äußern. Jeden Versuch, dieses ganz unnötige Gerede zu unterbrechen und auf die Sache selbst zu kommen, wußte er abzuwenden und redete immer wieder über alle möglichen Zitate. Ich selbst flüsterte bei der Aussichtslosigkeit der Verhandlungen meinem Nachbar zu, daß in diesem Falle wohl die Inschrift „*Per aspera ad astra*“ die passendste sein dürfte. So vergingen fast $1\frac{1}{2}$ Stunden, da stand Althoff mit einemmal auf und verabschiedete sich mit den Worten, er müsse die Verhandlungen jetzt abbrechen, da sein Zug nach Berlin in einer halben Stunde abfahre. Man kann sich denken, in welcher Stimmung wir zurückblieben. Der geplante Neubau der Sternwarte ist bis heute noch nicht errichtet.

Als wir während des Sommers 1903 noch einmal nach Breslau kamen, um eine Wohnung zu suchen, und als wir dann im Herbst mit Kind und Kegel nach Breslau übersiedelten, machte die Stadt auf uns schon einen weit besseren Eindruck als bei unserm ersten Besuche im März. Bald hatten wir uns in der neuen Stadt gut eingelebt. Hierzu trugen sowohl die höchst angenehmen

geselligen Verhältnisse in Breslau als auch der anregende wissenschaftliche Verkehr mit meinen Fakultätskollegen wesentlich bei. Aus dem kleinen Erlangen kommend, genossen wir mit besonderem Behagen die Vorzüge der Großstadt, freuten uns, wieder in einer Stadt zu leben, wo es Droschken, Straßenbahnen, schöne Läden, feine Restaurants, eine gute Oper, einen zoologischen Garten und andere Herrlichkeiten gab.

Die Breslauer medizinische Fakultät, in die ich nun eintrat, bestand fast durchweg aus hervorragenden Vertretern der einzelnen Fächer. Dies gilt insbesondere von meinen klinischen Kollegen, dem Chirurgen Mikulicz, dem Psychiater Wernicke, dem Gynäkologen Küstner, dem Ophthalmologen Uhthoff, dem Dermatologen Neisser und dem Pädiater Adalbert Czerny. Alle Kliniken verfügten über ein außerordentlich reichhaltiges und vielseitiges Krankenmaterial, und das wissenschaftliche Leben in ihnen war ungemein rege. Fast in jeder Klinik bestanden regelmäßige sogenannte Referierabende, in denen namentlich die jüngeren Mitarbeiter an den Kliniken, die Oberärzte und Assistenzärzte, über die wichtigsten wissenschaftlichen Tagesfragen oder über die Ergebnisse ihrer eigenen Arbeiten Bericht erstatteten. Viele damalige Breslauer Assistenten sind längst ordentliche Professoren an anderen Hochschulen und zählen zu den bekanntesten Klinikern. Besonders nahe wurde bald die Verbindung meiner Klinik mit der ophthalmologischen, da Uhthoff sich vorzugsweise mit den Augenstörungen bei den Erkrankungen des Nervensystems beschäftigte, einem Gebiet, in dem er bekanntlich Hervorragendes geleistet hat. Mein chirurgischer Kollege Mikulicz stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Er war unzweifelhaft der berühmteste Arzt in Breslau und erfreute sich des größten Vertrauens besonders auch bei der jüdischen Bevölkerung, nicht nur in Schlesien, sondern auch in Polen und weit in die angrenzenden Teile Ruß-

lands hinein. In den Warteräumen seiner Klinik und ebenso auch seiner großen Privatklinik sah man fast immer mehrere der charakteristischen echt ostjüdischen Gestalten, die Männer in ihren langen, bis zur Erde herabreichenden Röcken, die alten Männer noch oft mit den eigentümlichen langen herabhängenden Locken an den Schläfen, den sogenannten Peißacken, die oft recht wohlbeleibten jüdischen Frauen mit ihren rituellen künstlichen glatten Haarscheiteln. Mikulicz hatte die Eigenart, die ich auch sonst zuweilen bei großen Chirurgen bemerkt habe, daß ihm nicht wohl war, wenn bei seinem Kommen nicht schon eine größere Anzahl von Patienten längere Zeit auf ihn gewartet hatte. Durch die Länge der Wartezeit sollte seinen Patienten der Umfang und die Bedeutung seiner Tätigkeit klar werden. In diesem oft stundenlangen Warten entfalteten nun besonders die jüdischen Patienten eine oft wirklich erstaunliche Geduld. Ich habe manchmal in den Mittagsstunden noch denselben alten Juden mit derselben ergebenen Miene ruhig warten sehen, den ich zufällig schon am Morgen bemerkt hatte. Ich selbst habe auch einmal ein Beispiel von der geduldigen Ausdauer der Juden erlebt, womit sie aber auch fast immer schließlich ihr ersehntes Ziel erreichen. Eines Abends gegen sieben Uhr, als ich gerade im Begriff war, mit meiner Frau in eine Gesellschaft zu gehen, kam noch eine alte polnische Jüdin mit ihrer Tochter zu mir, um für diese meinen ärztlichen Rat zu erbitten. Ich sah, daß der Zustand der Tochter nicht bedenklich war, und sagte daher der Mutter, daß ich jetzt beim besten Willen keine Zeit mehr habe, sie möchte am nächsten Tage zur festgesetzten Sprechstundenzeit wiederkommen. Wir gingen fort und dachten nicht weiter an die Patientin. Als wir ziemlich spät, nach zwölf Uhr, heimkehrten und die Haustür aufgeschlossen hatten, hörten wir im Finstern ein eigentümliches Geräusch und bemerkten alsbald beim Schein des angezündeten

Wachskerzchens zwei weibliche Gestalten auf der Treppe sitzen. Etwas erstaunt sahen wir sie an und erkannten die alte Jüdin mit ihrer Tochter wieder. Freundlich lächelnd sagte sie, sie habe sich erlaubt, hier auf mich zu warten, und bäte mich nun, ihrer Tochter doch jetzt etwas zu verschreiben. Halb zornig, halb belustigt gewährte ich ihr nun doch ihre Bitte. Man könnte fast meinen, daß sich bei den Juden durch das lange Warten auf den Messias die Tugend des geduldigen Wartens so besonders stark herausgebildet hat. Freilich findet man diese Tugend jetzt nur noch bei den echten alten Juden im östlichen Europa, bei den modernen Juden in unseren Großstädten ist sie vielmehr in ihr Gegenteil umgeschlagen. Wiederholt habe ich es erlebt, daß ich telephonisch gebeten wurde, möglichst sofort im Auto zu einem jüdischen Patienten zu kommen, und daß mir der Kranke dann auf meine Frage, was ihm fehle, mitteilte, er leide schon seit zwei bis drei Jahren an Rheumatismus, an Kopfschmerzen oder dgl. Der plötzlich entstandene Wunsch, mich zu konsultieren, mußte nun auch sofort erfüllt werden.

Übrigens behandelte Mikulicz seine jüdischen Patienten, wenn er sie auch zuweilen lange warten ließ, doch immer mit der größten Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, und das unbedingte Vertrauen, was er bei ihnen genoß, war sicher vollkommen gerechtfertigt. Da er Sitten, Sprech- und Denkweise der Juden von klein auf kannte, so verstand er es trefflich, mit ihnen umzugehen, und man erzählte sich hierüber zahlreiche kleine Geschichten und Scherzworte. So z. B. sagte er einem alten Juden, dessen Frau er operieren sollte, der aber das von Mikulicz geforderte ärztliche Honorar von 600 Mark zu hoch fand und ihn daher fragte, ob er seine Frau nicht auch für 300 Mark operieren könne: „O ja, das kann ich wohl, dann nehme ich aber die stumpfen Messer.“ Ein anderes Mal antwortete er auf eine ähnliche Zumutung: „O ja, aber dann zittert meine Hand beim Operieren.“

Mikulicz war ein genialer Chirurg und überhaupt der geborene Arzt, in seinen Gedanken stets damit beschäftigt, neue Verbesserungen der operativen Technik und der Nachbehandlung seiner Kranken zu ersinnen. Er war unermüdlich tätig, von früh an bis zu den späten Abendstunden. Ich habe ihn oft bewundert, wenn er damals nach der anstrengendsten Tagesarbeit noch abends von neun bis elf mit seinem Assistenten Sauerbruch zusammen die so wichtig gewordenen experimentellen Untersuchungen über die operative Eröffnung des Brustraumes in einer mit verdünnter Luft gefüllten Kammer machte. Mikulicz operierte rasch, geschickt und sorgfältig, dabei meist mit einem ziemlich großen Aufwand von Assistenten, Hilfsapparaten und Instrumenten. Er war ein kleiner lebhafter Mann mit einem beständigen starken nervösen Zucken in den Gesichtsmuskeln, das aber sofort vollständig verschwand, sobald er zu operieren anfing. Leider war ich nur noch $1\frac{1}{2}$ Jahre mit Mikulicz zusammen. Er starb im Juni 1905 an einem Karzinom des Pankreas. Als er selbst die Geschwulst bei sich gefühlt und ihre Natur erkannt hatte, schloß er sich in seiner Wohnung vollständig von jedem Verkehr ab. Nur die nächsten Familienangehörigen und sein alter Hausarzt Dr. Senftleben hatten noch Zutritt bei ihm. So wartete er ruhig und ohne Furcht auf den Tod. Auf seinen ausgesprochenen Wunsch fand einige Wochen nach seinem Tode zu seinem Gedächtnis in der Lutherkirche in Scheitnig eine Aufführung des Brahms'schen Deutschen Requiems statt, zu der alle Freunde und Bekannten des Verstorbenen geladen waren. Es war eine der schönsten und stimmungsvollsten Aufführungen dieses herrlichen Werkes, die ich je gehört habe. Mikulicz war selbst sehr musikalisch, ein ausgezeichnete Klavierspieler, und hatte Brahms im Hause seines Lehrers Billroth in Wien persönlich kennen und verehren gelernt. Als Nachfolger von Mikulicz wurde

Garrè aus Königsberg berufen, der, wie ich schon früher erwähnt habe, als Student in Leipzig bei mir klinischer Protokollant gewesen war. Garrè, ebenfalls einer der hervorragendsten deutschen Chirurgen, war in mancher Beziehung das gerade Gegenteil von Mikulicz. Während Mikulicz in seiner Lebensweise und ärztlichen Tätigkeit immer auf die äußere Inszenierung einen gewissen Wert legte, war bei Garrè, einem geborenen Schweizer, alles viel schlichter und einfacher. Wir und unsere Frauen wurden gut befreundet miteinander, und es tat mir aufrichtig leid, daß auch dieser freundschaftliche Verkehr nur wenige Jahre dauerte, da Garrè schon 1907 nach Bonn berufen wurde. Sein Nachfolger in Breslau wurde der aus Königsberg berufene H. Küttner.

Von derselben geistigen Regeksamkeit und Arbeitskraft wie Mikulicz war mein dermatologischer Kollege Albert Neisser, mit dem mich schon von meiner Leipziger Zeit her freundschaftliche Beziehungen verbanden. Neisser war eine ungemein aktive Natur und hatte stets einen großen Stab von Mitarbeitern um sich. Da er keine Kinder hatte, konnte er neben einer weitgehenden Wohltätigkeit einen großen Teil seines bedeutenden Vermögens auch für rein wissenschaftliche Zwecke verwenden. Das Neissersche Haus, inmitten eines großen, parkartigen Gartens stehend, war eins der schönsten in Breslau, innerlich reich und mit feinstem künstlerischen Geschmack ausgestattet. Der Garten beherbergte allerlei Getier, namentlich eine große Menge von Affen, die Neisser von einer wissenschaftlichen Reise nach den Sundainseln mitgebracht hatte und die er für seine experimentellen Syphilisstudien verwendete. Neissers heißester Wunsch, den Erreger der Syphilis zu entdecken, ist ihm leider unerfüllt geblieben. So sehr ich auch Neissers unermüdliche Arbeitskraft und sein stets reges wissenschaftliches Interesse hochschätzte, so konnte ich mich doch mit der Art seiner therapeutischen Versuche

nie recht befreunden. Es war damals die Zeit vor der Entdeckung des Salvarsans, wo Ehrlich eine große Anzahl von organischen Arsenverbindungen (Atoxyl u. a.) auf ihre spezifische antisymphilitische Wirksamkeit durchprüfte. In der Neisserschen Klinik wurden die meisten dieser Präparate bei Kranken angewandt und leider nicht immer mit der nötigen Vorsicht; denn ich hatte nur zu oft Gelegenheit, die schädlichen Folgen dieser stark giftigen Mittel zu beobachten. Ich sage dies natürlich nicht, um dem verstorbenen Kollegen noch jetzt einen moralischen Vorwurf zu machen, denn Neisser handelte sicher aus reinem wissenschaftlichen Interesse. Aber ich kann bei dieser Gelegenheit doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das Streben nach wissenschaftlichen und praktischen therapeutischen Erfolgen gegenwärtig leider nicht selten dazu führt, die doch vor allem notwendige Rücksicht auf das Wohl der Kranken in gar zu leichtfertiger Weise außer acht zu lassen. Mit Neisser verbanden mich auch die gemeinsamen musikalischen Interessen. Sein Haus war ein Sammelpunkt für alle einheimischen Musiker und ebenso auch für alle auswärtigen Künstler, die nach Breslau kamen. Besonders befreundet war Neisser mit Gustav Mahler, der wiederholt zur Aufführung seiner Symphonien in Breslau weilte. Auch Maler, wie die Brüder Fritz und Erich Erler, und Dichter, wie Carl und Gerhart Hauptmann, waren häufige Gäste des Neisserschen Hauses. In dem Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ von Gerhart Hauptmann hat Neisser bei der Schilderung des Hauses und der Persönlichkeit der Romanfigur des Professor Mendel dem Dichter zum Vorbild gedient.

Mit dem ausgezeichneten Psychiater Carl Wernicke, dem berühmten Entdecker des Sprachzentrums im Gehirn, war ich leider nur kurze Zeit in Breslau zusammen, da er bald einem Rufe nach Halle folgte. In nahem

freundschaftlichen Verkehr standen wir aber während der ganzen Breslauer Zeit mit dem Direktor der Kinderklinik A. Czerny und dessen lebenswürdiger Frau. Czerny war nicht nur ein medizinischer Forscher voll origineller Gedanken, sondern ebenfalls ein sehr begabter Musiker, ein trefflicher Geiger und Bratschenspieler. Wir hatten zusammen mit zwei Berufsmusikern regelmäßige Quartettabende, in denen wir uns auch an schwierigere Aufgaben wagen konnten, und die auch wegen des fröhlichen ungezwungenen geselligen Tons, der dabei herrschte, bei mir noch jetzt in angenehmster Erinnerung stehen.

Auch mit meinem ausgezeichneten pathologisch-anatomischen Kollegen Emil Ponfick und dessen Familie herrschte bestes Einverständnis. Ich habe es an sich nie recht begreifen können, warum nicht selten zwischen dem Kliniker und dem pathologischen Anatomen derselben Fakultät ein gespanntes Verhältnis entsteht. Psychologisch ist der Grund hierzu freilich leicht zu verstehen. Der pathologische Anatom deckt die unrichtigen Diagnosen des Klinikers auf und muß zuweilen auch die Frage nach der Berechtigung oder nach der richtigen Ausführung einer an dem Verstorbenen vorgenommenen inneren oder chirurgischen Behandlung aufwerfen. Entbehrt der Pathologe des nötigen Taktes und läßt sich zu tadelnden oder gar spöttischen Bemerkungen fortreißen, so kann dies in der Tat von dem Kliniker als kränkend empfunden werden und zu persönlicher Verstimmung führen. Andererseits kann aber auch der Kliniker von übertriebener Empfindlichkeit und Selbstüberhebung sein. Es gibt Kliniker, die sich nicht leicht entschließen, einen gemachten Irrtum offen zuzugeben, und gewissermaßen den Pathologen dafür verantwortlich machen, wenn er die von ihnen gestellte Diagnose nicht bestätigen kann. So sind also zweifellos gewisse Reibungsmöglichkeiten zwischen dem Pathologen und dem Kliniker vorhanden, die aber doch leicht zu vermeiden sind, wenn sich beide

auf einen ruhigen, objektiven Standpunkt stellen. Der Pathologe muß eine Einsicht haben in die Schwierigkeiten der ärztlichen Diagnostik und in die Unmöglichkeit, all die komplizierten Veränderungen in einem erkrankten Körper schon bei Lebzeiten im einzelnen stets richtig zu erkennen. Aber auch jeder vernünftige Arzt wird sich nicht für unfehlbar halten und wird einen Irrtum in der Diagnose stets freimütig bekennen. Ist dieser Fehler der Natur der Sache nach unvermeidlich und entschuldbar gewesen, so hat der Irrtum in der Diagnose für den Arzt auch gar nichts Bedrückendes. Stellt es sich aber heraus, daß der diagnostische Irrtum vielleicht durch eine eingehendere Untersuchung oder durch eine richtigere Bewertung der gemachten Beobachtungen hätte vermieden werden können, so birgt der durch die Sektion aufgedeckte Irrtum eine Lehre für die Zukunft in sich; denn ausgelernt hat auch der erfahrenste Arzt niemals, und weiter zu lernen, ist niemals eine Schande. Genau dieselben Erwägungen treffen auch für die bei der Sektion sich herausstellende Beurteilung der eingeschlagenen Krankheitsbehandlung zu. Der pathologische Anatom soll sich niemals als Richter über den Kliniker fühlen, wohl aber als der kollegiale Mitarbeiter an den gemeinsamen wissenschaftlichen und ärztlichen Bestrebungen. Der einsichtsvolle und objektiv denkende Arzt wird in dem Pathologen stets die Verkörperung des Gewissens sehen, das ihn zu immer weiterer Vervollkommnung seiner wissenschaftlichen Diagnostik und seiner dem Wohle der Kranken gewidmeten Tätigkeit mahnt. Bei dieser Auffassung der Beziehungen zwischen Kliniker und pathologischem Anatomen sollte zwischen diesen beiden eigentlich stets ein besonders enges und kollegiales Arbeitsverhältnis bestehen, und ich freue mich, sagen zu können, daß ich mit den verschiedenen pathologischen Kollegen, mit denen das Leben mich zusammengebracht hat, wissenschaftlich stets im besten Einvernehmen gestanden habe.

Der klinische Unterricht machte mir in Breslau ebensoviel Freude wie in Erlangen. Das Krankenmaterial der Klinik und der mit ihr verbundenen ambulatorischen Poliklinik war reichhaltig und mannigfaltig und hatte nur den einen Fehler, den man bei Kliniken, die nicht zugleich städtische Krankenhäuser sind, in der Regel findet: an seltenen chronischen Krankheitsfällen ist nie Mangel, wohl aber fehlt es an der genügenden Anzahl der gewöhnlichen akuten Krankheiten, deren Kenntnis für den zukünftigen praktischen Arzt eigentlich doch wesentlich wichtiger ist, als die Kenntnis der klinischen Raritäten. In die Breslauer Klinik kamen weither aus Schlesien, Posen, Polen und Rußland, teils auf eigenen Antrieb, teils von ihren Ärzten zur Feststellung der Diagnose geschickt, zahlreiche Kranke mit seltenen und oft schwer zu deutenden Krankheitsbildern. Die Kranken mit den gewöhnlichen akuten Affektionen (Lungenentzündung, Typhus, Masern, Scharlach usw.) nahmen ihren Weg aber zum größten Teil in die Breslauer städtischen Krankenhäuser, so daß ich immer Mühe hatte, den Studierenden auch in dieser Hinsicht ein ausreichendes Lehrmaterial vorzuführen. Wie oft habe ich später hier in Leipzig den großen Vorzug der Vereinigung der medizinischen Klinik mit einem großen städtischen Krankenhause empfunden! Die Breslauer Studenten zeichneten sich im allgemeinen durch Fleiß und Eifer aus, und besonders galt dies, wie ich offen gestehen muß, von den Studierenden polnischer Nationalität aus Posen, Westpreußen und Oberschlesien. Es war damals noch die Zeit schwerer politischer Kämpfe zwischen den beiden Nationalitäten in den genannten Provinzen. Die Polen als die in der Minderheit befindliche und sich als unterdrückt fühlende Nation waren alle von dem Gedanken ihrer zu erstrebenden nationalen Selbständigkeit erfüllt. Alle besseren Elemente unter ihnen wußten, daß in diesem Kampfe persönliche Tüchtig-

keit für sie nur von Vorteil sein konnte, und arbeiteten daher nicht nur aus persönlichen Interessen, sondern auch getrieben von nationalem Ehrgeiz. Auch der Umstand, daß die polnischen Studenten weniger als die deutschen durch die Anforderungen des studentischen Verbindungswesens vom Studium abgehalten waren, erleichterte ihnen den regelmäßigen, ununterbrochenen Besuch der Vorlesungen.

Von großem Wert für mich war es, daß ich an der Breslauer Klinik mehrere jüngere ausgezeichnete Mitarbeiter vorfand, die die neueren klinischen Untersuchungsmethoden vollständig beherrschten. Dankbar erinnere ich mich hier besonders meines ersten Assistenten Paul Krause, der die klinischen Röntgenuntersuchungen schon damals in vortrefflicher Weise beherrschte, und sodann des fleißigen und hochbegabten G. Jochmann, der den bakteriologischen Arbeiten der Klinik vorstand. Krause ist jetzt Direktor der medizinischen Klinik in Münster, Jochmann wurde später der Leiter der großen Infektionsabteilung am Rudolf-Virchow-Krankenhaus in Berlin. Sein umfangreiches Lehrbuch der Infektionskrankheiten ist eine der besten klinischen Monographien, die in den letzten Jahrzehnten in Deutschland geschrieben sind. Nur zu früh wurde dieser ausgezeichnete junge Forscher der Wissenschaft durch eine Erkrankung an Fleckfieber entrissen. Von meinen Erlanger Assistenten hatte ich Eduard Müller mit mir nach Breslau mitgenommen. Er habilitierte sich in Breslau mit einer eingehenden Arbeit über die Pathologie der multiplen Sklerose, zu der er sowohl das Erlanger als auch das reiche Breslauer neurologische Material benutzt hatte. Eduard Müller ist gegenwärtig Direktor der Poliklinik in Marburg. Von meinen sonstigen Assistenten aus der Breslauer Zeit erwähne ich noch Kurt Ziegler, einen Sohn des früheren Freiburger pathologischen Anatomen, der sich namentlich mit den Krankheiten der blutbildenden

Organe eingehend beschäftigte, und den vielseitig, auch physiologisch gut ausgebildeten A. Bittorf. Ziegler ist gegenwärtig Polikliniker in Freiburg i. B., Bittorf Polikliniker in Breslau.

Obwohl ich niemals zu den Klinikern gehört habe, die eine besonders große internationale ärztliche Tätigkeit ausüben, war meine ärztliche Praxis in Breslau zeitweise doch recht umfangreich und anstrengend. Man macht oft den Klinikern, namentlich an den größeren Universitäten, den Vorwurf, daß sie ihre wissenschaftliche Arbeit und Lehrtätigkeit über der Praxis vernachlässigen. Dieser Vorwurf ist gewiß nicht immer ganz unberechtigt, aber man muß andererseits doch auch bedenken, daß die privatärztliche Tätigkeit des Klinikers zur Bereicherung seiner ärztlichen Erfahrung wesentlich mit beiträgt, und daß außerdem nur derjenige Kliniker, der selbst in der ärztlichen Praxis drinsteht, die Bedürfnisse des praktischen Arztes voll würdigen und bei seinem Unterricht der Studierenden in genügender Weise berücksichtigen kann. Außerdem muß es auch als ein berechtigtes soziales Interesse anerkannt werden, daß den Kranken die Möglichkeit geboten wird, sich in allen ernstesten Fällen an Ärzte zu wenden, die durch ein besonders eingehendes wissenschaftliches Studium und eine von dem praktischen Arzte kaum jemals in solchem Maße zu erwerbende Erfahrung in der Lage sind, auch in schwierigeren und selteneren Krankheitsfällen ein maßgebendes diagnostisches oder therapeutisches Urteil abzugeben. Ohne Überhebung darf der Kliniker es auch als einen besonderen Teil seiner beruflichen Tätigkeit betrachten, nicht nur die Studierenden zu unterrichten, sondern auch den schon im praktischen Berufe stehenden Ärzten in allen schwierigeren Fragen beratend und belehrend zur Seite zu stehen. Freilich bietet die konsultative Tätigkeit des Klinikers mit den praktischen Ärzten gewisse besondere Schwierigkeiten dar. Im allgemeinen

habe ich stets die Erfahrung gemacht, daß gerade die besten und tüchtigsten unter den praktischen Ärzten am häufigsten die konsultative Mitwirkung der klinischen Professoren in Anspruch nehmen, und daß die Konsultationen mit ihnen auch in durchaus ersprießlicher Weise verlaufen, während andererseits die in ihrem Urteil und in ihrer Tätigkeit sich unsicher fühlenden Ärzte alle Konsultationen mit anderen Ärzten nach Möglichkeit zu vermeiden suchen, in der Besorgnis, sich bei dem Konsilium eine Blöße zu geben. Es treten hier ähnliche Verhältnisse zutage, wie ich sie oben zwischen Kliniker und pathologischem Anatomen angedeutet habe. Der praktische Arzt fürchtet, durch die Hinzuziehung des Konsiliarius in seiner Autorität vor dem Kranken geschädigt zu werden. Er ist daher oft unangenehm berührt, wenn der Konsiliarius in betreff der Diagnose oder der Behandlung des Kranken eine abweichende Meinung äußert, und nicht selten entstehen auf diese Weise, namentlich wenn es an dem nötigen Takt auf einer der beiden Seiten fehlt, recht unangenehme Verstimmungen. Freilich kann der Konsiliarius diese zuweilen auch nur dadurch vermeiden, daß er seine Meinung überhaupt nicht ganz frei äußert, sondern sie, wenigstens nach Möglichkeit, dem bisherigen Verhalten des behandelnden Arztes anpaßt. Hierin liegt aber wiederum ein Umstand, der die eigentliche Bedeutung des ärztlichen Konsiliums vermindert, eine Beschränkung, die nicht immer im Interesse des Kranken ist, und die ich zuweilen unangenehm empfunden habe. Jedenfalls haben die Konsultationen in der Sprechstunde, wo der konsultierte Arzt in der Regel vollkommen frei und unbeeinflusst seine Meinung äußern kann, in dieser Hinsicht für den Kranken zuweilen einen größeren Wert. Bei den gemeinschaftlichen Konsultationen am Krankenbett kommt es vor allem auf die Persönlichkeit des behandelnden Arztes an, und mir ist es stets von Interesse gewesen, bei den Konsultationen mit

anderen Ärzten die verschiedenen Typen der Ärzte nach ihrer Denk- und Handlungsweise kennen zu lernen. Am schwierigsten sind natürlich die Konsilien mit solchen Ärzten, die von vornherein jede Möglichkeit einer abweichenden Meinung abzuschneiden suchen, die zuweilen das ganze Verhältnis zwischen Arzt und Konsiliarius geradezu umzukehren suchen, während des ganzen Konsiliums fast ausschließlich das Wort führen und den Konsiliarius zu belehren suchen. Auch andere Typen des Arztes, den allzu ängstlichen und vorsichtigen, den stets um seinen Ruf besorgten, rechthaberischen und leicht empfindlichen Arzt, den sachlich flüchtigen, aber gesellschaftlich gewandten und liebenswürdigen, den therapeutischen Enthusiasten und unkritischen Polypragmatiker und andererseits den übertrieben skeptischen Arzt, den vor allem wirtschaftlich interessierten und dadurch in seinem Handeln beeinflussten Arzt und manchen anderen Typus lernt man bei solchen Gelegenheiten kennen. Aber im ganzen habe ich in langjähriger konsultativer Tätigkeit die erfreuliche Erfahrung machen können, daß mit ganz vereinzelt Ausnahmen doch die Gewissenhaftigkeit und das ausgesprochene Gefühl der Verantwortlichkeit Kennzeichen des deutschen Arztes sind, ich glaube, in höherem Maße, als es bei manchen anderen Nationen der Fall ist. Dies ist wohl auch der Grund, daß sich allenthalben im Auslande die deutschen Ärzte des größten Ansehens erfreuen.

Die ärztlichen Sprechstunden in Breslau waren oft von recht erheblicher Dauer, zuweilen bis in die späten Abendstunden hinein. Dies lag namentlich an dem großen Zuzug auswärtiger Kranker, die von den Breslauer Professoren und Ärzten besonders guten Rat und wirksame Hilfe erhofften. Den größten Teil dieser auswärtigen Kranken bildeten Juden aus den angrenzenden Teilen Polens und Rußlands. Erst in Breslau habe ich die polnischen Juden, diese echten, unverfälschten, den ur-

sprünglichen Kindern Israels gewiß noch durchaus ähnlichen Ostjuden kennen gelernt und, wie ich offen gestehen muß, für dieses merkwürdige, an seiner Eigenart so zäh festhaltende und in mancher Hinsicht so sehr begabte Volk ein gewisses besonderes Interesse gewonnen. Schon darin zeigt sich der praktische und klare Verstand dieser Leute, daß sie in allen schwereren Krankheitsfällen, selbst unter schwierigen Verhältnissen, stets bestrebt sind, den wirklich besten und tüchtigsten Arzt aufzusuchen. Ihr unbedingter Glaube an die Autorität und das Wissen eines Universitätsprofessors hat wirklich zuweilen etwas Rührendes, ebenso ihre hingebende Liebe zu ihren Eltern und Kindern, die sie keine Mühe und keine Kosten scheuen läßt, um den erkrankten Angehörigen die denkbar beste ärztliche Hilfe zu gewähren. Niemals sucht der Jude ärztlichen Rat bei einem Kurfuscher, er ist dazu viel zu klug. Wie anders verhalten sich in dieser Hinsicht manche Kreise unserer deutschen Bevölkerung! Ich denke hier keineswegs nur an ungebildete Bauern, sondern gerade auch an manche Angehörige der sogenannten höheren Stände und insbesondere des Adels. Zuweilen bin ich in Bezug auf ärztliche Dinge wirklich in die Versuchung gekommen, zu denken: Je vornehmer, desto dümmer! Die Anhänglichkeit der Juden an ihre Ärzte, denen sie einmal ihr Vertrauen geschenkt haben, hat freilich auch ihre Unbequemlichkeiten; denn es bedarf manchmal schon eines recht großen Maßes von Geduld, um die unzähligen, sich immer wiederholenden Fragen der jüdischen Patienten immer wieder zu beantworten. Aber gerade unter den echtsten Typen der polnischen Juden habe ich manchen alten, würdigen Mann kennen gelernt, dem ich meine Sympathie nicht versagen konnte. Auch die jüdischen Patientinnen bieten mit ihrer Redseligkeit und Umständlichkeit, mit ihrer namentlich in den innersten Hüllen der Bekleidung nicht immer den

Regeln der Hygiene und der abendländischen Sitte entsprechenden Reinlichkeit dem untersuchenden Arzte zuweilen besondere Schwierigkeiten dar. Aber auch unter dem schmutzigen Hemde kann ein gutes Herz schlagen, und wenn mir auch manchmal schließlich die Geduld riß, hoffe ich doch, daß Frau Katzengold aus X., Frau Veilchenbaum aus Y. und Frau Rosenblüt aus Z. in Polen, falls sie noch leben, mir noch jetzt ein freundliches Andenken bewahren. Wer das Judentum in seiner wirklichen Eigenart mit allen seinen Fehlern und Vorzügen ernstlich studieren will, muß die echten Juden im Osten Europas kennen lernen, nicht die durch die veränderten äußeren Verhältnisse wesentlich umgewandelten Juden in den deutschen Großstädten.

Interessante Einblicke in die verschiedensten Volks- und Gesellschaftskreise gewährten die häufigen ärztlichen Konsultationsreisen. Besonders erfreulich waren mir Fahrten nach den schönen schlesischen Gütern mit ihren meist prächtigen Parks, ihren schönen herrschaftlichen Schlössern und ihren liebenswürdigen, gastfreien Bewohnern. Auch manche polnischen Güter in Posen und Westpreußen habe ich kennen gelernt mit ihren äußerlich stets liebenswürdigen Herren und eleganten Herrinnen. Hier im Osten Deutschlands habe ich auch zuerst die oft so wundersame malerische Schönheit der ebenen Landschaft verstehen und empfinden gelernt. Noch jetzt steht mir manches landschaftliche Bild deutlich vor Augen: unermessliche wogende Kornfelder, kleine Landseen, von hochstämmigen, in der Abendsonne rötlich schimmernden Föhren umgeben, weite, mit einzelnen herrlich entfalteten Bäumen bestandene Wiesenflächen, und über dem allen ein klarer, leuchtender Himmel.

Ein andersartiges Interesse boten die nicht ganz selten vorkommenden Fahrten ins benachbarte russische Polen. Hier waren es wiederum in der Regel Juden, welche die

Kosten nicht scheuten, um einem erkrankten Angehörigen eine möglichst gute ärztliche Hilfe zu verschaffen. Mit Interesse suchte ich mir bei solchen Gelegenheiten einen näheren Einblick in die Lebensweise und äußeren Lebensumstände auch der ärmeren jüdischen Bevölkerung in den kleinen polnischen Städten (Kalisch, Czenstochau, Bendzin u. a.) zu verschaffen und habe mit den dortigen Kollegen manchen Gang durch die kleinen, dichtbevölkerten Judengassen gemacht und auch das Innere manches ärmlichen Judenhauses betreten, in dem zuweilen sogar zwei kinderreiche Familien in einem Zimmer hausen und ihre Gebiete durch einen Kreidestrich auf dem Fußboden voneinander abgegrenzt haben. Grenzübergänge durch die Kinder sollen dann unter Umständen auf sehr handgreifliche Weise zurückgewiesen werden. Erstaunlich war mir immer die häufig zu beobachtende Frühreife und frühe geistige Entwicklung dieser kleinen Judenkinder, in deren immer suchend und forschend aufmerksamen Augen sich der stete Drang nach Tätigkeit, Kenntnissen und Erwerb widerspiegelt.

An dieser Stelle mag auch ein kleines spaßhaftes Erlebnis auf einer meiner Konsultationsreisen nach Polen Erwähnung finden. Eines Tages erschien gegen Mittag ein russischer Offizier bei mir und bat mich, möglichst sofort mit ihm nach Kalisch zu reisen. Der dortige russische Gouverneur sei plötzlich erkrankt und wünsche dringend meinen ärztlichen Besuch. Ich erklärte mich hierzu bereit, bemerkte aber, daß ich nicht im Besitze des nötigen Passes nach Rußland sei, worauf mir aber der Offizier erwiderte, daß dies nicht die geringsten Schwierigkeiten mache, da ich ja in seiner Begleitung die russische Grenze überschreiten würde. Wir fuhren also ab, ich gelangte durchaus unbehelligt in das russische Regierungsgebäude zu Kalisch, untersuchte den Gouverneur, dessen Leiden sich glücklicherweise als nicht sehr schlimm herausstellte, und wurde von ihm zum Abendessen in der Fa-

milie eingeladen. Als ich mich etwa um elf Uhr verab= schieden mußte und darauf hinwies, daß ich keinen Paß bei mir hätte, beruhigte mich der Gouverneur, er habe die Grenzbeamten telephonisch von meinem Kommen benachrichtigt, ich solle nur meinen Namen nennen und würde dann sicher nicht die geringsten Schwierigkeiten haben. So fuhr ich also in die dunkle Nacht hinein der deutschen Grenze zu. Gleich nach der letzten russischen Station erschienen, wie gewöhnlich, zwei unsern deutschen Augen stets etwas unheimlich aussehende russische Grenz= beamte in Uniform, um die Pässe der Reisenden ein= zusammeln. Ich nannte meinen Namen und den Zweck meiner Reise. Der betreffende Beamte sah mich etwas erstaunt an, sagte aber kein Wort. Kurz darauf öffnete sich die Tür des Abteils wieder, ein ebenfalls etwas schreck= haft aussehender Grenzzoffizier erschien und fragte: „Ist hirr Professor Schtrjumpsell?“ Ich meldete mich, er winkte mir mit den Worten: „Bitte, kommen Sie!“ Natürlich blieb mir nichts anderes übrig als ihm zu folgen. Wir durchschritten einige Wagen des D=Zuges, und immer, wenn ich etwas zu zögern schien, drehte er sich um und wiederholte sein: „Bitte, kommen Sie!“ Endlich blieben wir vor einem leeren Abteil erster Klasse stehen, mein unheimlicher Führer trat hinein, sagte wieder: „Bitte, kommen Sie!“ und schloß dann die Tür des Abteils hinter uns beiden zu. Nun wurde mir die Sache doch etwas bedenklich. Ich tastete unwillkürlich nach meiner Geldtasche und überlegte mir, ob ich mir nicht freiwillig die Gunst meines unheimlichen Ge= fährten durch einige russische Rubelscheine erkaufen sollte. Der aber sah mich freundlich an und sagte: „Jetzt werde ich Sie bitten, mich zu untersuchen, ich habe immer serr vil Säure im Magen.“ Mir fiel ein Steinchen vom Herzen. Der russische Beamte wollte offenbar nur die günstige Gelegenheit benutzen, den berühmten deut= schen Professor auf eine bequeme Weise kostenlos zu

konsultieren. Gern erledigte ich die unter so ungewöhnlichen Verhältnissen erfolgende ärztliche Untersuchung, befühlte ernsthaft das dicke Bäuchlein des Russen und verordnete ihm „Karlsbadskaja woda“ (Karlsbader Wasser), womit er auch sehr zufrieden schien. Auf der deutschen Grenzstation saßen wir noch ein Stündchen bei einem Glase guten deutschen Bieres, das der Russe jedenfalls sehr schätzte, zusammen und schieden dann als die besten Freunde. —

Unter den zeitraubenden Anforderungen der Praxis litt, wie ich leider gestehen muß, die wissenschaftliche Arbeit. Ein so ruhiges Sitzen am Mikroskop wie in Erlangen war in Breslau nicht möglich. Immerhin konnte ich während der Breslauer Zeit außer kleinen gelegentlichen klinischen Mitteilungen doch einige Arbeiten veröffentlichen, die auf die wissenschaftliche Erörterung der in ihnen behandelten Fragen nicht ganz ohne Einfluß geblieben sind. Mehrere dieser Arbeiten betrafen die Pathologie und Behandlung des Bronchialasthmas. Zum Teil angeregt durch die Anschauungen meines Kollegen A. Czerny über die „exsudative Diathese“, suchte ich auch das Bronchialasthma als Teilerscheinung einer allgemeinen konstitutionellen Anomalie darzustellen — eine jetzt wohl allgemein anerkannte Auffassung — und wies auf seine nicht seltenen Verbindungen mit anderen exsudativen Vorgängen im Körper (Haut, Darm, Gelenke) hin. Eine andere Arbeit aus der Breslauer Zeit handelte von dem Drucksinn der Haut und der tieferen Teile. Ich konnte auf zahlreiche Einzelerfahrungen hinweisen, die für das Bestehen einer besonderen Druckempfindung in den tieferen Teilen zu sprechen scheinen, und konnte namentlich auch auf die große klinische Wichtigkeit der Berücksichtigung dieses „Tiefendrucksinns“ hinweisen. Meine Arbeit ist leider etwas aphoristisch ohne genauere Angaben der Einzelheiten abgefaßt, hat aber doch vielfache Beachtung gefunden und zu weiteren

Arbeiten über die betreffenden Fragen angeregt. Wie ein roter Faden zog sich auch in Breslau die fast ununterbrochene Arbeit an meinem Lehrbuch durch mein Leben. In regelmäßigen Zwischenräumen von etwa zwei Jahren mußte immer wieder eine neue Auflage vorbereitet und bearbeitet werden.

Das gesellige Leben in Breslau gestaltete sich für uns in ganz besonders erfreulicher Weise. Die etwas abgeschiedene Lage der Stadt bringt es mit sich, daß ihre Bewohner auf einander angewiesen sind und in Ermangelung größerer äußerer Anregungen es versuchen, sich selbst einander das Leben möglichst angenehm zu machen. Dazu kommt, daß Breslau als Hauptstadt der Provinz Schlesien sozusagen eine kleine Metropole für sich darstellt. Vertreter der Universität, der höheren Verwaltungs- und Justizbehörden, des Militärs, der Geistlichkeit, des Landadels, der Kaufmannschaft traten vielfach in freundschaftliche Beziehungen zueinander. Die Breslauer Geselligkeit bekam dadurch eine größere Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit, als es sonst häufig in Universitätsstädten der Fall ist. Von meinen damaligen medizinischen Kollegen habe ich einige vorhin schon etwas näher geschildert. Von den Mitgliedern der übrigen Fakultäten trug wohl Felix Dahn, Professor der deutschen Rechtsgeschichte, der bekannte Dichter und Romanschriftsteller, den berühmtesten Namen. Er war eine äußerst liebenswürdige, gesellige Natur, und das Ehepaar Dahn wurde mit uns gut befreundet. Den Gipfel seines Ruhms hatte Felix Dahn damals wohl schon überschritten. Aber wir Älteren, auch meine Frau und ich, erinnerten uns noch gut der Zeit, wo Dahns erster Roman „Ein Kampf um Rom“ allgemeines Aufsehen erregte und von alt und jung mit Begeisterung gelesen wurde. Selbst alte Herren wie mein Vater und mein Schwiegervater, die sonst überhaupt kaum jemals einen Roman in die Hand nahmen, lasen ihn mit größtem

Interesse. Dahn erzählte uns einmal, daß er als junger Mann das fertige Manuskript dieses Romans wieder verbrennen wollte, weil er ihn für mißlungen hielt. Nur mit knapper Not blieb das Manuskript durch den Einspruch der Freunde vor dem Feuertode bewahrt und wurde die Grundsäule von Dahns Ruhm. Freilich, wie sehr haben sich die Zeiten und die Wertschätzung dieses Romans geändert! Nur unsre Jugend begeistert sich noch jetzt an den Taten und Worten der Dahnschen Gotenhelden — und das ist doch auch ein dauernder Erfolg. Wenn Dahn, eine hohe, breite Gestalt, mit regelmäßigen Gesichtszügen, schönen, lebhaften Augen und langem, weißen Barte, im wallenden Mantel, mit großem schwarzen Schlapphut (eine fast jedem Breslauer bekannte Gestalt), durch die Straßen schritt, so konnte man wohl an den Wanderer Odin erinnert werden, und wenn seine lebenswürdige, noch im Alter schöne Frau mit weißem Haar, in langem weißen Gewande auf ihrer goldenen Harfe spielte, so mochte man sie wohl für eine alte germanische Priesterin halten. Als Dahn seinen 70. Geburtstag feierte, nahm das ganze gebildete Breslau lebhaften Anteil an dieser Feier, und Dahn hatte die Freude, daß am Abend dieses Tages auch eins seiner früheren Schauspiele, „Deutsche Treue“, eine eindrucksvolle Aufführung im Stadttheater erlebte. Ein schöner Zug an Dahn war sein warmer und tief empfandener deutscher Patriotismus. Er liebte sein deutsches Volk, und es schmerzte ihn, wenn er es tadeln mußte. Gut, daß er die jetzigen Zeiten nicht mehr erlebt hat!

Eine besondere Eigenheit der Breslauer Universität liegt darin, daß sie sowohl eine protestantische als auch eine katholische theologische Fakultät besitzt. Zwischen den Mitgliedern dieser beiden Fakultäten bestand damals und besteht hoffentlich noch jetzt ein vorbildliches, durch keinerlei Streitereien gestörtes Einvernehmen. Auch ich wurde mit einigen katholischen Theologen gut be-

kannt, und es hatte stets einen besonderen Reiz für mich, wenn ich, aus ärztlicher oder sonstiger Veranlassung, zu einem von ihnen in die Wohnung kam. Die Mehrzahl von ihnen wohnte in den für die Domherren und Domgeistlichen bestimmten schönen alten Häusern, die auf der Dominsel um den Breslauer Dom herum lagen, und deren hinter den Häusern befindliche Gärten bis an die Oder reichten. Die Dominsel mit allen diesen Gebäuden, den großen prächtigen Backsteindom in der Mitte, bildet in Breslau einen durchaus abgeschlossenen Teil, bei dessen Betreten man sich sofort in eine ganz andere Welt, in die Welt des Katholizismus, versetzt fühlt. Hier unter den alten Bäumen herrscht Stille und Frieden. Jedes Gespräch ist gedämpft, jeder Schritt leise, und in der Wohnung des Geistlichen empfängt den Besucher jene eigentümliche stille Ordnung und Sauberkeit, die das Charakteristische fast aller katholischen Pfarrhäuser bildet. Die Blumen und grünen Blattgewächse am Fenster, die Vögelchen im Bauer, die frommen Bilder an den Wänden, die schweren altmodischen Möbel, der stets ordentliche Schreibtisch mit seinen gelehrten Büchern und Erbauungsschriften, der kleine Hausaltar und das Heiligenbild in der Ecke und über dem allen ein leiser kirchlicher Duft geben dem Ganzen ein stets wiederkehrendes charakteristisches Gepräge. Unwillkürlich wird man von diesem Geist festgefügtter Ordnung und Lebenssitte mitergriffen. Aber doch — wie manche schwere Seelenkämpfe sich in solchen stillen Pfarrstuben abgespielt haben mögen, wer kann es wissen? Meine Breslauer katholischen Kollegen ließen freilich von inneren Seelenkämpfen nicht viel erkennen, sie waren fast durchweg heitere, feingebildete Männer, die bei Gelegenheit einem guten Scherz auch keineswegs abgeneigt waren.

Von den nicht zur Universität gehörigen Persönlichkeiten, mit denen wir in näheren Verkehr traten, er-

wähne ich nur noch den Chefredakteur der Schlesischen Zeitung, Otto Röse, der mit Frau und zwei munteren Töchtern einen liebenswürdigen, stets fröhlichen, kleinen Familienkreis bildete, um den sich häufig ein weiterer Freundeskreis zu heiterer, anregender Geselligkeit mit allerlei musikalischen und humoristischen theatralischen Aufführungen scharte. Mit Röse zusammen nahm ich auch im Jahre 1908 an einer interessanten, an lehrreichen, schönen und heiteren Eindrücken reichen ärztlichen Studienreise nach Lissabon, Madeira und Teneriffa teil. Seitdem nannten wir uns oft scherzweise gegenseitig „Herr Kollege“.

Von den sonstigen mannigfachen Reisen, die meine Frau und ich fast stets in den Oster- und Herbstferien unternahmen, will ich hier nur noch eine besonders interessante aus dem Jahre 1905 erwähnen, die uns nach Holland führte. Die Veranlassung zu dieser Reise war eine Aufforderung des Amsterdamer Wissenschaftlichen Studentenvereins, in Amsterdam einen Vortrag zu halten. Dieser Verein hatte es sich u. a. zur Aufgabe gemacht, alljährlich bekanntere ausländische Gelehrte zu Vorträgen einzuladen, die von den besten Kreisen der Amsterdamer Gesellschaft und auch von Damen zahlreich besucht wurden und daher ein wissenschaftliches Thema in allgemeinverständlicher Weise behandeln mußten. Die Vortragenden waren während der ganzen Zeit ihres Amsterdamer Aufenthalts Gäste der Studentenschaft. So wurden auch wir, als wir am Morgen des 20. September in Amsterdam anlangten, am Bahnhof von einigen jungen Kommilitonen empfangen, die uns sogleich in unser Hotel begleiteten und während all der folgenden Tage in der aufmerksamsten und liebenswürdigsten Weise unsere Wirte machten. In der verbreitetsten Amsterdamer Zeitung erschien ein langer Begrüßungsartikel über mich, und auch die Kollegen von der medizinischen Fakultät suchten uns den Aufenthalt in Amster-

dam so angenehm wie möglich zu machen. So lernten wir die merkwürdige reiche, alte Stadt und auch mehrere andere holländische Städte auf die angenehmste Weise kennen. An manchen Tagen machten wir unter kundigster Führung Ausflüge, so namentlich nach Harlem, Zaandam, nach dem Haag, nach Scheveningen, nach Leiden, Utrecht u. a. In Utrecht und Leiden besahen wir die ehrwürdigen alten Universitätsgebäude mit ihren Hörsälen und den Bildnissen zahlreicher berühmter früherer holländischer Gelehrten. In Leiden besuchte ich auch den bekannten Kliniker Rosenstein, ursprünglich Schüler von C. Traube in Berlin, der aber seit vielen Jahren sich vollständig in die holländischen Verhältnisse eingelebt hatte. In Utrecht hatte ich die Freude, meinen alten anatomischen Lehrer Emil Rosenberg aus der Dorpater Zeit wiederzusehen, der sich freilich, wie mir schien, nicht so vollständig an die so andersartigen Verhältnisse hatte gewöhnen können. Am 24. September hielt ich vor etwa 700 Zuhörern in Amsterdam in der Aula academica meinen Vortrag über „Nervosität und Erziehung“^{*)}. Da jeder gebildete Holländer Deutsch versteht, so konnte ich auch eines vollen Verständnisses für meinen Vortrag gewiß sein. Nach dem Vortrage fand noch ein kleines geselliges Beisammensein mit zahlreichen Toasten statt, wo ich noch eine Anzahl der lebenswürdigen und feingebildeten holländischen Herren und Damen kennen lernte. Mit besonderer Dankbarkeit erinnere ich mich aber vor allem der vielen Freundlichkeiten, die meine Frau und ich im Hause meines Amsterdamer klinischen Kollegen, des Professors Pel, von ihm, seiner lebenswürdigen Gattin und seinen Töchtern erfahren haben. Wir lernten hier das in mancher Hinsicht doch vom deutschen Wesen etwas verschiedene Leben in einem alten, schmalen, aber in mehreren Stock-

^{*)} Später im Druck erschienen bei F. C. W. Vogel in Leipzig.

werken hochaufgebauten holländischen Patrizierhause mit seinen gastfreundlichen, feingebildeten Bewohnern kennen. Im Pelschen Hause und in den Häusern mancher anderen wohlhabenden alten Amsterdamer Familien hatten wir Gelegenheit, manches schöne Bild von alten holländischen Meistern zu sehen, das sonst dem Fremden nur schwer zugänglich ist. Daß wir auch die reichen Kunstschatze der öffentlichen Galerien in Amsterdam und im Haag nach Möglichkeit kennen zu lernen suchten, brauche ich wohl kaum besonders zu erwähnen. Natürlich besuchte ich auch die trefflich geleitete Klinik meines ausgezeichneten Kollegen Pel, von dem ich manche wissenschaftliche Anregung erfuhr. Die Amsterdamer klinischen Studenten baten mich, ihnen eine klinische Vorlesung zu halten, und da Kollege Pel einverstanden war, suchte ich mir in seiner Klinik zwei charakteristische Fälle von juveniler Muskeldystrophie aus und hielt den jungen holländischen Medizinern, die in großer Anzahl erschienen waren, so gut ich es vermochte, eine richtige klinische Vorlesung über die verschiedenen Formen der progressiven Muskelatrophie. Bald darauf erhielt ich ein Telegramm vom Rotterdamer Ärzteverein mit der Bitte, nach Rotterdam zu kommen und auch dort einen Vortrag zu halten. Ich hätte diesen Wunsch gern erfüllt, da wir auf diese Weise Gelegenheit gehabt hätten, die interessante große holländische Hafenstadt kennen zu lernen. Auf den dringenden Rat meines Freundes Pel lehnte ich die Aufforderung aber ab. Er meinte, die Amsterdamer, deren geladener Gast ich doch wäre, würden es gewiß übel vermerken, wenn ich nun auch noch nach Rotterdam ginge. So mußte ich meinen Wunsch der Eifersüchtelei zwischen den beiden Rivalen zum Opfer bringen.

Diese ganze kleine holländische Reise gehört mit zu meinen interessantesten Erinnerungen. Holland ist ein Land von so hoher alter bodenständiger Kultur,

die Holländer sind fast durchweg so geistig gebildete Leute von bester Lebensart, das ganze Land bietet eine solche Fülle von eigenartigen Landschaftsbildern und Kunstschätzen, daß ein Besuch Hollands stets mit den angenehmsten Eindrücken verbunden ist. Trotz aller Liebenswürdigkeit, die wir persönlich erfuhren, konnte ich übrigens im Gespräch öfter bemerken, daß sich in politischer Hinsicht doch schon damals eine gewisse Abneigung gegen Deutschland bemerklich machte. Die Holländer lebten nämlich in einer leisen Furcht, das ihrer Meinung nach so vergrößerungssüchtige Deutschland bedrohe ihre politische Selbständigkeit und könne sich eines Tages der Rheinmündungen und des kleinen Landes bemächtigen. Meine wiederholt ausgesprochene Versicherung, daß meines Wissens niemand in Deutschland daran denke, fand niemals so rechten Glauben. —

So verlebten wir sechs an Arbeit, aber auch an freundlichen Eindrücken und geistiger Anregung reiche Jahre in Breslau. Immer mehr gewöhnten wir uns an den Gedanken, daß wir hier wohl eine dauernde Heimat gefunden hätten, und daß sich auch das weitere Leben unserer Kinder zunächst hier abspielen würde. So war der Wunsch entstanden, auch in Breslau ein eigenes Heim mit Garten zu besitzen, und im Jahre 1907 bot sich die Gelegenheit, in unmittelbarer Nähe meiner Klinik im sogenannten „Birkenwäldchen“ ein zwar etwas älteres, aber malerisch an der sogenannten „Alten Oder“ gelegenes, bisher vom Kollegen Garrè bewohntes Haus mit schönem großen alten Garten zu kaufen. Rasch entschlossen griffen wir zu, und meine in Bausachen besonders talentierte Frau entwarf alsbald die Pläne zu einem beträchtlichen Umbau und Erweiterungsbau. Das ganze Haus mit seinem griechischen Giebel, seiner Säul pergola, seinem blendend weißen Anstrich bekam hierdurch das Aussehen einer südlichen Villa und wurde in

Analogie zu dem damals viel genannten „Achilleion“ Kaiser Wilhelms auf Korfu von meinen Assistenten scherzweise das „Strümpelleion“ getauft. Im Frühjahr 1908 war der Bau vollendet, und wir zogen in das neue Haus, das ganz unseren Wünschen und Bedürfnissen entsprach, und in dem wir nun viele glückliche Jahre zu verleben hoffen durften.

Doch des Geschickes Mächte hatten es anders beschlossen. Schon zu Ende des Jahres 1905 nach dem Tode Nothnagels war der Wiener Kliniker E. Neusser bei mir in Breslau gewesen, um mir mitzuteilen, die Wiener Fakultät wolle mich allein zum Nachfolger Nothnagels vorschlagen, und auch das Ministerium sei bereit, mich zu berufen, wenn ich die Annahme der Berufung in Aussicht stellen könne. Am 10. Dezember 1905 fuhr ich mit meiner Frau nach Wien. Wir wurden von den dortigen Kollegen aufs liebenswürdigste empfangen, alle lockenden Schönheiten Wiens wurden uns gezeigt, aber freilich, die alte und veraltete Klinik konnte sich nicht in günstigerem Lichte zeigen, als es der Wirklichkeit entsprach. Auch sonst mußten mich die österreichischen Verhältnisse in mancher Hinsicht bedenklich stimmen, kurzum, nach manchen inneren Zweifeln und Erwägungen sagte ich schließlich doch endgültig ab — nicht ganz leichten Herzens. Als wir im Jahre 1907 mit allen Kindern, auf einer Reise nach Berchtesgaden begriffen, einige wunderbar schöne, klare Sommertage in Wien verbrachten und alle Reize der alten Kaiserstadt an der Donau auf uns einwirken ließen, konnten wir alle doch ein gewisses wehmütiges Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß wir all dieser Herrlichkeit, in der wir dauernd hätten leben können, entsagt hatten. Da starb im Frühjahr 1908 Schrötter in Wien, so daß die Wiener medizinische Fakultät wieder eine klinische Professur neu zu besetzen hatte. Wohl im Hinblick auf einige Äußerungen von mir, daß mir meine frühere Wiener Absage doch manch-

mal etwas leid getan hätte, knüpfte die Wiener Fakultät Ende Juli 1908 wieder Verhandlungen mit mir an. Diese verliefen zwar nicht ganz glatt, da eine kleine Minorität in der Fakultät überhaupt keinen Reichsdeutschen, sondern einen Österreicher zum Nachfolger Schrötters ernannt haben wollte. Auch in mir regten sich wieder all die früheren Wünsche und Zweifel, ich dachte an all das Verlockende, aber auch an all die Schwierigkeiten der Wiener Stellung. Dazu kam, daß uns das so rasche Wiederverlassen des uns bald lieb gewordenen schönen neuen Heims im Birkenwäldchen sehr schwer werden mußte. Auch in der Stadt Breslau, die sich gerade in den letzten Jahren unter der Leitung ihres ausgezeichneten, auch mit uns befreundeten Oberbürgermeisters Bender sehr gehoben hatte, waren wir heimisch geworden und hatten einen Freundeskreis gefunden, wie wir ihn uns angenehmer nicht wünschen konnten. Im beruflichen Leben fehlte es freilich auch nicht an kleinen Unannehmlichkeiten, und namentlich die nicht selten kleinliche Sparsamkeit und Engherzigkeit der preussischen Regierung hatte mir manchen Ärger bereitet. So senkte sich die Wagschale doch allmählich immer mehr und mehr zugunsten Wiens, und als kurz vor Weihnachten bei einem Besuch in Wien das Ministerium auf alle meine Wünsche einging, die besonders auf die Ausgestaltung des klinischen Unterrichts und auf eine gewisse Bevorzugung der Neurologie in meiner Klinik hinzielten, sagte ich, wenn auch wiederum nicht leichten Herzens, endgültig zu und erhielt am 2. Januar 1909 die Nachricht meiner Wiener Ernennung. Unter den zahlreichen Glückwunschschriften, die mir damals von befreundeter Seite zugesandt wurden, lautete ein poetischer Gruß, den mir eine musikalische Freundin, Frau Auguste Seidelmann, die Musiklehrerin der damaligen jungen kaiserlichen Prinzessin, aus Berlin zuschickte, folgendermaßen:

Glück auf, mein Freund! Du wähltest gut,
Dein Schicksal hat dich wohl beraten.
Es führte dich zu neuem Tun
Ins Land der Schubertlieder und der Brahms=
sonaten.

Unser liebes Haus im Breslauer Birkenwäldchen ver=
kauften wir nicht. Es sollte uns, wenn auch vielleicht
erst für die Jahre des Alters und der Ruhe, doch als
sicheres deutsches Buenretiro erhalten bleiben. Es kam
freilich ganz anders.

11. Wien — ein Intermezzo.

Meine Anstellung in Wien als k. k. Professor lautete auf den 1. April 1909. Am 30. März kam ich mit meiner Frau in Wien an, auf dem Bahnhof empfangen von meinem lieben Freunde, dem Professor der Germanistik J. Seemüller, dessen schwer nervenranke Frau ich schon seit mehreren Jahren wiederholt behandelt hatte, und der mir während meines ganzen Wiener Aufenthalts wiederholt mit Rat und Tat freundschaftlich zur Seite stand. Als ich am Morgen des 31. ins Frühstückszimmer des Hotels hinunter kam, erwartete mich dort schon ein Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“ und begann mit mir ein längeres Gespräch über meine Absichten und Pläne in betreff des klinischen Unterrichts, eines etwaigen Neubaus der Klinik u. a. Schon am Abend desselben Tages stand in der „Neuen Freien Presse“ ein größerer Artikel über mich und über den wesentlichen Inhalt des erwähnten Gesprächs am Morgen. So merkte ich sogleich, daß der Kliniker in Wien wie kaum in einer anderen Stadt eine Persönlichkeit von allgemeinem öffentlichen Interesse ist. Ich habe später oft im Scherz gesagt, daß in Wien niemand so populär ist, wie ein klinischer Professor oder ein guter Hofschauspieler. Als neu aus Deutschland berufener Kliniker war ich schon von vornherein ein Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit für die Wiener, und auch die Wiener Zeitungen ließen keine Gelegenheit vorüber, ihren Lesern von mir zu berichten. Sogar unsere brave, freilich recht schlampige „Bedienerin“, die bei den gröbereren häuslichen Arbeiten behilflich war, nahm an diesem Ruhm verständnisvollen

Anteil und sagte voll Bewunderung: „Nein, unser Herr Geheimrat! Erst vier Wochen in Wien und schon in der Zeitung!“ Es war auch wirklich auffallend, wie rasch mein Name in weiten Kreisen der Wiener Bevölkerung bekannt wurde, was auch meiner Frau bei ihren Einkäufen in den Geschäften zustatten kam, und nicht selten, wenn ich etwa durch einen gefüllten Konzertsaal auf meinen Platz ging, hörte ich es hinter mir flüstern: Das ist „der“ Strümpell! Nicht wenig trug, glaube ich, zu meinem Populärwerden in Wien mein Musikinteresse und mein bißchen eigenes Geigenspiel bei. Wien ist eine der kunstliebendsten und kunstverständigsten Städte der Welt, und es wird wohl auch kaum irgendwo anders in Dilettantenkreisen so viel und so gute Musik gemacht wie in Wien. Ich habe in mehreren Quartettvereinigungen in Wien mitgespielt und war immer wieder erstaunt, wie viele ausgezeichnete Geiger und Klavierspieler namentlich auch unter den Wiener Ärzten zu finden waren. Ich wurde auch Mitglied des Wiener Ärzteorchesters, das etwa 60 Mitglieder hatte und unter der Leitung des als Mensch, Arzt und Musiker gleich vortrefflichen Professor Dr. Jagič recht Tüchtiges leistete und von Zeit zu Zeit vielbesuchte und stets beifällig aufgenommene öffentliche Konzertaufführungen veranstaltete. So wurde meine Kunstliebe in Wien bald bekannt und mir von den Wienerern noch besonders hoch angerechnet.

Nicht dankbar genug kann ich die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit anerkennen, mit denen die Wiener aus akademischen und nichtakademischen Kreisen mir und den Meinigen von Anfang an entgegenkamen. Sogar meine Kinder, von denen die zwei jüngsten noch die Schule besuchen mußten und daher nach ihrer Ankunft in Wien ins Beamtentöchter=Lyzeum aufgenommen wurden, konnten nicht genug rühmen, wie freundlich sie von allen ihren Kameradinnen in der Schule empfangen wurden, wie die kleinen Wienerinnen sich geradezu um

ihre Gunst bewarben und ihnen sogar Komplimente über ihre „herzige preußische Sprach“ machten. Welch andere Erfahrungen haben unsere Kinder öfter beim Eintritt in eine neue Schule in Deutschland gemacht, wo die Schulkinder die „Neuen“ zunächst stets gleichgültig und zurückhaltend behandelten und es mehrere Wochen dauerte, bis die Neulinge in den Kreis der Klasse als vollberechtigte Mitglieder aufgenommen wurden. So zeigte sich „das gute Wiener Herz“ schon bei den kleinen Wiener Schulmädchen. Die Wiener lieben alle ihr Wien, es gibt für sie „nur a Kaiserstadt, nur a Wien“. Und doch sind sie dem Reichsdeutschen gegenüber meist etwas besorgt, ob dieser ihr geliebtes Wien auch gehörig anerkennen und schätzen würde; denn sie kennen auch ganz gut ihre eigenen kleinen Schwächen und ebenso manche großen Schwächen im öffentlichen Leben und in der Verwaltung. Sie sind von vornherein geneigt anzunehmen, daß „draußen im Reich“ vieles besser sei, und fürchten, von dem nach Wien versetzten Reichsdeutschen in dieser Hinsicht eine tadelnde Kritik zu hören. Das freundliche Entgegenkommen, das wir, wie gesagt, von allen Seiten fanden, brachte uns in eine gute und gehobene Stimmung, und wir waren bemüht, auch uns, so weit wie möglich, von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen und die Wiener durch die herzliche Anerkennung all des Schönen, was Wien uns bot, zu erfreuen.

Nur in einem Punkte konnten wir Wien nicht unbedingt loben, worin auch die Wiener selbst uns nicht widersprechen konnten: in bezug auf die Wohnungsverhältnisse. Man ißt im allgemeinen in Wien viel besser als in Deutschland, die Wiener Damen kleiden sich meist viel geschmackvoller, als die deutschen Damen, aber — man wohnt in Deutschland durchschnittlich ganz erheblich besser als in Wien. Meine Frau war eigentlich während der ganzen Zeit unseres Wiener Aufenthalts beständig auf der Wohnungssuche; sie unternahm zahlreiche Fahrten in

die verschiedensten Stadtteile Wiens, wo zu vermietende Wohnungen angekündigt waren, trat in freundschaftlichste Beziehungen zu mehreren Wiener Wohnungsagenten, kehrte aber immer wieder enttäuscht von ihren Expeditionen zurück. Auch die großen und teuren Wohnungen hatten meist ganz unglaubliche Fehler. Neben einigen schönen und eleganten Vorderräumen fanden wir die Wirtschaftsräumlichkeiten, die Zimmer für die Kinder und das Dienstpersonal meist ganz auffallend dürftig und unpraktisch angeordnet. Wir dachten sogar daran, uns auch in Wien ein eigenes Wohnhaus zu kaufen, und wurden im Hinblick hierauf hauptsächlich auf das Cottage-Viertel, diesen größten Stolz der Wiener, hingewiesen. Wir machten auch hier die eingehendsten Nachforschungen, waren aber immer wieder verwundert über die verhältnismäßige Dürftigkeit so manches uns angepriesenen Eigenwohnhauses. Selbstverständlich gibt es auch in Wien elegante und prachtvoll eingerichtete Villen, die von ihren reichen Besitzern selbst bewohnt werden und nur ausnahmsweise verkäuflich sind; doch wenn wir den allgemeinen Charakter der Villenviertel Wiens mit den Villenvierteln Berlins, Hamburgs, Frankfurts und anderer großen deutschen Städte Deutschlands verglichen, so fiel uns damals immer wieder die Rückständigkeit Wiens in dieser Hinsicht auf. Ob sich die Verhältnisse seitdem geändert haben, weiß ich nicht. Ich glaube es deshalb nicht, weil die Wiener sich an ihre engen und unpraktischen Wohnungen gewöhnt haben und in dieser Beziehung überhaupt wenig Ansprüche machen.

So kam es, daß wir bei meinem Eintritt in die neue Wiener Tätigkeit überhaupt noch keine einigermaßen passende Familienwohnung gefunden hatten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns zu trennen. Ich selbst mietete einige recht wenig freundliche möblierte Zimmer in der Nähe des Allgemeinen Krankenhauses; meine Frau blieb mit den Kindern den Sommer 1909 noch in

unserm lieben Birkenwäldchen in Breslau. Erst zum Herbst fanden wir am Schottenring in einem äußerlich sehr schönen Hause eine passende Wohnung, schöne, elegante Vorderzimmer, aber nach hinten hinaus ein verbautes Durcheinander von unpraktischen Räumen.

Meine Unterrichtstätigkeit an der Klinik machte mir von vornherein Freude. Ich war Vorstand der III. medizinischen Klinik geworden, die, wie gesagt, neben allen übrigen klinischen Spezialfächern die Neurologie besonders betonen sollte. Meine beiden klinischen Kollegen, mit denen ich stets auf bestem Fuße stand, waren Karl v. Noorden und Edmund Neusser. Wir drei ergänzten uns gegenseitig aufs beste, indem jeder von uns dreien neben dem Gesamtgebiete der klinischen Medizin auch noch ein Spezialgebiet besonders bevorzugte, Noorden die Stoffwechselkrankheiten, Neusser die Krankheiten des Herzens und der blutbereitenden Organe, ich die Neurologie. Der leider bereits vor einigen Jahren verstorbene Neusser war ein Arzt von ungewöhnlicher Begabung. Seine wissenschaftlichen Anschauungen schienen oft absonderlich und gesucht, aber ich muß gestehen, daß Neusser mit ahnendem Geist intuitiv manches vorhergesehen hat, was die langsam nachfolgende Forschung erst viel später bestätigen konnte. Neusser war, wenn ich nicht irre, von polnischer Abstammung. Er war ein stiller, zurückhaltender Mensch, sehr musikalisch, ein ausgezeichneter Klavierspieler. Er soll manchmal bei Konsilien, wenn er im Hause des Patienten einen schönen Flügel bemerkte, sich an diesen gesetzt und über seinem Spiel Patient und Konsilium vergessen haben.

Am 17. Mai hielt ich im überfüllten Hörsaal meiner Klinik meine Antrittsvorlesung über die allgemeinen Aufgaben des klinischen Unterrichts und die Beziehungen der klinischen Medizin zu den anderen medizinischen Fächern. Mein Auditorium blieb auch in der Folgezeit stets vollbesetzt, und ich kann den Fleiß, den dankbaren Eifer

und die stets rege Aufmerksamkeit meiner Wiener Zuhörer, unter denen sich freilich auch viele ältere Ärzte befanden, nicht genug rühmen. Ich hatte überhaupt den Eindruck, daß die Wiener Studenten durchschnittlich fleißiger sind als unsere deutschen, zum Teil wohl auch deshalb, weil sie weniger von allgemeinen studentischen Angelegenheiten und korporellen Vergnügungen abgehalten werden. In Wien studierten damals, — wie wahrscheinlich auch noch jetzt — zahlreiche Angehörige der östlichen Nationen, Ungarn, Serben, Rumänen, Griechen u. a., die nur des Studiums wegen nach Wien gekommen waren und ihre Zeit natürlich gut ausnützen wollten. Auch bei den Staatsprüfungen, den sogenannten Rigososen, war ich angenehm überrascht über die guten Kenntnisse der meisten Kandidaten.

Das Krankenmaterial in der Klinik war sehr reichhaltig. Beim Unterricht habe ich es sogar manchmal störend empfunden, daß ich zwar seltene und diagnostisch schwierige Fälle stets in Menge zur Verfügung hatte, während es gerade an den einfachen und für die gewöhnliche ärztliche Praxis wichtigen Krankheitsformen fehlte. Dies ist aber ein häufiger Übelstand an den Kliniken, die nicht zugleich städtische Krankenhäuser sind, ein Übelstand, den ich schon in Breslau empfunden hatte, und der in Wien fast noch stärker hervortrat, namentlich in bezug auf die akuten Infektionskrankheiten. Besonders groß wurde, meinem Wunsche entsprechend, die Zahl der in meine Klinik aufgenommenen Nervenkranken, und auch das mit der Klinik verbundene Ambulatorium wurde allmählich immer mehr und mehr von Nervenkranken aufgesucht. Eines Umstandes möchte ich noch besonders erwähnen, weil er zur Charakterisierung der Wiener Bevölkerung dienen kann. Bekanntlich bedarf der Arzt zur Stellung seiner Diagnose vor der Vornahme der objektiven Untersuchung der ihm von dem Kranken selbst gemachten, möglichst genauen Angaben über das,

was der Kranke selbst in bezug auf sein Leiden an sich beobachtet hat. Man nennt dieses Befragen des Kranken die Anamnese. Sie setzt natürlich nicht nur guten Willen, sondern auch eine gewisse Intelligenz von seiten des Kranken voraus. Ich war nun immer wieder erfreut, wie klare, sichere und vortreffliche anamnestiche Angaben mir meine Wiener Patienten fast immer machten. Oft war ich geradezu überrascht, wie die Kranken selbst das Wichtige vom Unwichtigen unterschieden und präzise das angaben, worauf es ankam, sehr im Gegensatz z. B. zu meinen recht stumpfsinnigen mittelfränkischen Bauern in Erlangen, aus denen oft überhaupt nichts herauszukriegen war, oder auch zu meinen guten Sachsen, die oft mit vielen Worten in ermüdender Breite die gleichgültigsten Nebendinge erzählen, aber häufig nicht imstande sind, auf eine klare Frage eine kurze, klare Antwort zu geben und z. B. auf die Frage „Wie lange sind Sie krank?“ antworten: „Herr Dr. N. hat gesagt, ich hätte Rheumatismus.“

Die Führung der Klinik wurde mir wesentlich erleichtert durch eine Anzahl tüchtiger und fleißiger Assistenten. Bei der kurzen Zeit meines Wiener Aufenthalts war es mir freilich nicht vergönnt, einen wesentlichen Einfluß auf die wissenschaftliche Entwicklung einzelner Schüler zu gewinnen. Die treue Anhänglichkeit und das Vertrauen, die mir die meisten meiner Wiener Assistenten schenkten, muß ich aber dankbar anerkennen. Namentlich in meinem ersten Assistenten, dem Dozenten Dr. Karl Reitter, jetzt Primarius am Wiener Kaiser-Franz-Josef-Jubiläums-Krankenhaus, hatte ich einen lieben, zuverlässigen, stets hilfsbereiten Mitarbeiter.

Zu dem engeren Kollegenkreis, in den ich in Wien eintrat, gehörte eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten und Forscher. Schon die Erwähnung einiger berühmter Namen wie Neusser, v. Noorden, v. Eisselsberg, Chrobak, Riehl, Escherich, Fuchs,

S. Exner, H. H. Meyer, v. Ebner, Weichselbaum, Paltauf, Obersteiner — sie alle aufzuzählen ist unmöglich — zeigt, welche Fülle von Gelehrten allerersten Ranges die medizinische Fakultät in sich vereinigte. Sie alle kamen uns mit der denkbar größten Liebeshwürdigkeit und Freundlichkeit entgegen, und mit manchen von ihnen bahnten sich auch schon nähere freundschaftliche Beziehungen an. Die Kürze meiner Wiener Professorenzeit und die starke Inanspruchnahme durch die berufliche Arbeit brachten es mit sich, daß ich mit Kollegen aus andern Fakultäten verhältnismäßig wenig in Berührung kam. Nur mit meinem alten lieben Jugendfreunde Leopold von Schroeder blieb ich in dauerndem nahen Verkehr. Er hatte seine Frau verloren, mehrere Stiefkinder waren fern von Wien. So lebte er allein mit einer alten treuen Haushälterin, stets beschäftigt mit seinen wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten. Er war eine durch und durch ideale Natur, hatte sich allmählich auf einen vollständig positiven kirchlichen Standpunkt gestellt und war in enger Fühlung mit allen protestantisch-kirchlichen Kreisen Wiens. Die zahlreichen gemeinsamen Jugenderinnerungen waren ein enges und unzerreißbares Band zwischen uns. Er war ein häufiger Gast in unserem Hause und lud auch uns und unsere Kinder manchmal in sein stilles, aber gemütliches Gelehrtenheim ein, wo er uns mit nach livländischer Art zubereiteten Speisen bewirtete. Die Unterhaltung mit ihm war stets anregend. Er erzählte gern von seinen indischen Forschungen, hatte für alles Interesse und war in Kunst und Literatur zu Hause. Leider machten sich schon damals die ersten Anfänge eines Herzleidens bemerkbar, dem er im Jahre 1920 erlag. Mit ihm verlor ich meinen letzten Freund und Genossen aus der Kinder- und Schulzeit.

Von den mancherlei interessanten Wiener Persönlichkeiten, mit denen mich die gastfreie Liebeshwürdig-

keit der Wiener zusammenbrachte, will ich hier nur eine erwähnen, mit der ich zwar leider nur in kurze Berührung kam, die aber doch einen tiefen Eindruck auf mich machte — Frau Marie von Ebner-Eschenbach. Der Wunsch, die große Dichterin, deren Werke wir seit langer Zeit kannten und liebten, persönlich kennen zu lernen, konnte leicht erfüllt werden, da eine gemeinsame Freundin von uns die Bekanntschaft gern vermittelte. So erhielten wir, meine Frau und ich, eines Tages eine freundliche Einladung, Frau von Ebner am folgenden Nachmittage zu besuchen. Wir wurden aufs liebenswürdigste begrüßt, und als ich mich etwas im Zimmer der Dichterin umsah, fiel mir sofort ein kleines Bild von Gustav Theodor Fechner auf, das eingerahmt auf ihrem Schreibtische stand. Etwas verwundert, dieses Bild gerade hier zu finden, fragte ich Frau von Ebner, welche Bewandnis es damit habe. Sie erzählte mir, daß sie den Philosophen nie persönlich gekannt und von seinen Werken auch nur wenig gelesen habe. Aber eine kleine Schrift von Fechner, „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode“, habe einen nachhaltigen Eindruck auf sie gemacht und habe ihr in ihren religiösen Anschauungen so viel beruhigende Klarheit gebracht, daß sie seitdem die größte Verehrung für Fechner hege, sich sein Bild verschafft und es auf ihrem Schreibtisch aufgestellt habe. Sie freute sich, als ich ihr manches Nähere und Persönliche von Fechner erzählen konnte. Ich schickte ihr kurze Zeit darauf auch noch einige andere Schriften von Fechner, die sie auch mit Interesse las. Im Verlaufe des Gesprächs kam die Rede auch auf die bekannte Vorliebe der Frau von Ebner für künstlerisch wertvolle oder in historischer Hinsicht besonders interessante Uhren. Frau von Ebner besaß nicht nur ein feines Verständnis für äußere Ausstattung der Uhren, sondern auch beinah fachmännische Kenntnisse über alle die verschiedenen Einrichtungen und Mechanismen der Uhr-

werke. Diese Vorliebe für die edle Uhrmacherkunst hat sie bekanntlich in ihrer schönen Novelle „Lotti, die Uhrmacherin“ dichterisch verwertet, einer Dichtung, die ihr die Ehrenmitgliedschaft der Wiener Uhrmacherinnung verschafft hat. Sie besaß, in einem schönen Glasschrank geordnet und aufgestellt, eine sehr umfassende Sammlung aller möglichen interessanten Uhren, von denen sie uns die bemerkenswertesten Stücke zeigte und in ihren Besonderheiten erklärte. Auch auf allerlei Fragen über Literatur kam das Gespräch, und wir konnten uns über das feine, stets unparteiische und objektive Urteil der großen Dichterin über die Leistungen anderer freuen. Ihre Lieblingsbücher hatte Frau von Ebner auf einem besonderen Bücherbrettchen zusammengestellt, und lächelnd sagte sie: „Hier kann ich auch in der Dunkelheit nach irgendeinem Bande greifen und bin stets sicher, etwas Gutes in die Hand zu bekommen.“ Schade, daß unser Verkehr mit Frau von Ebner bei der kurzen Dauer meiner Wiener Lehrtätigkeit so bald wieder abgebrochen werden mußte. Wir hätten der edlen und klugen Frau sonst gewiß noch manche schöne und wertvolle Stunde zu verdanken gehabt.

Auch meine rasch ziemlich umfangreich werdende praktisch=ärztliche Tätigkeit brachte mich mit manchen interessanten Persönlichkeiten in Berührung. Von diesen will ich zunächst über eine etwas näher berichten, weil sie damals in weiten Kreisen bekannt war und einen für mich noch ganz neuen Persönlichkeits=Typus darstellte. Es war dies der amerikanische „Eisenbahnkönig“ E. H. Harriman.

Harriman litt seit vielen Jahren an einer langsam zunehmenden Versteifung seiner ganzen Wirbelsäule, einer eigentümlichen Erkrankung, die ich zuerst beschrieben habe, und die daher häufig auch nach meinem Namen benannt wird. Diesem Umstande verdanke ich es, daß die amerikanischen Ärzte Harriman zur weiteren

Beratung und Behandlung zu mir schickten. Er gewann bald großes Zutrauen zu mir, und ich blieb während seines ganzen Aufenthaltes in Europa mit ihm in beständiger Verbindung. In Harrimans Begleitung befanden sich seine Frau, eine liebenswürdige und gebildete Amerikanerin, sein Sekretär und ein junger amerikanischer Arzt, der ständig bei ihm war und die Ausführung der ärztlichen Behandlung zu überwachen hatte. Harriman reiste auf der Eisenbahn fast immer in einem kleinen Sonderzuge mit Salon- und Speisewagen. Auf so feudale Weise bin ich mit ihm von Wien nach Gastein gereist, wo er in einem der ersten Hotels eine Reihe von Zimmern gemietet hatte, um mehrere Wochen dort die Kur zu gebrauchen. Ich blieb mehrere Tage bei ihm, und er erzählte mir manche interessante Einzelheiten aus seinem Leben. Seine geschäftliche Laufbahn begann er als junger, völlig unbemittelter Mann. Zu jener Zeit war eine private amerikanische Eisenbahn, die hauptsächlich dem Frachtverkehr diente, in eine sehr mißliche finanzielle Lage geraten. Ihr Betrieb rentierte sich gar nicht; ihre Aktien sanken auf einen minimalen Wert herab. Harriman erkannte mit klugem Blick, welche Fehler in dem Bau und dem Betriebe der Bahn zu diesem ungünstigen Ergebnis geführt hatten. Er legte seine Ansicht einem wohlhabenden Mann dar, überredete diesen, die gesamten Aktien der Bahn für eine geringe Summe zu kaufen und den ganzen betreffenden Bahnbetrieb nach Harrimans Vorschlägen neu zu gestalten. In kurzer Zeit änderte sich die ganze Sachlage, die Einkünfte der Bahn vermehrten sich in immer steigendem Maße, und Harrimans Ruf war befestigt. Von diesem Beginn aus entwickelte sich seine immer umfassender werdende Tätigkeit auf dem Gebiete des amerikanischen Eisenbahnwesens, und ich glaube, Harrimans letzter und geheimster Wunsch ging dahin, die gesamten nordamerikanischen Eisenbahnen ein-

heitlich in seine Hand zu bekommen. Ich glaube, daß sein Geist sich überhaupt mit wenig anderen Dingen beschäftigte. In jedem Hotelzimmer, in dem Harriman schlief, befestigte er sofort an der Wand neben seinem Bett eine große Eisenbahnkarte der United States, die er stets bei sich führte. Auf diese Karte hefteten sich immer wieder seine Blicke, sie regte ihn zu immer neuen Gedanken, Plänen und Entwürfen an. Er sprach mir öfter davon, daß er schließlich das gesamte Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten ähnlich ausbauen wolle wie das Straßenbahnnetz einer großen Stadt. Man müsse auf die bequemste und kürzeste Weise von jeder Stadt in jede andere Stadt kommen können. Auch während unserer gemeinsamen Bahnfahrten hatte Harriman kaum für etwas anderes Interesse als für den Bahnbetrieb, und jedenfalls erregte der Bahnkörper sein Interesse mindestens eben so sehr wie die schönste Alpenlandschaft. Als wir vor der Gasteiner Reise öfter zusammen auf dem Semmering waren und dort kleine gemeinschaftliche Spaziergänge machten, schaute er meist sinnend auf die weithin sichtbaren Schienenwege der schönen Gebirgsbahn und die darauf rollenden Bahnzüge. Es war damals eine Zeit, wo die Südbahn, was man allgemein wußte, recht schlechte Geschäfte machte und ihre Aktien niedrig im Kurs standen. Wiederholt sagte Harriman zu mir: „Das ist kein Wunder, die Bahn ist ja von vornherein falsch angelegt, der Betrieb muß zu kostspielig sein. Eine durchgreifende Änderung der ganzen Bahn würde da unzweifelhaft Abhilfe schaffen.“ Psychologisch interessant, aber freilich auch wohlverständlich war es mir, daß dieser reiche Mann, dem offenbar keine Ausgabe zu groß sein konnte, doch beständig in einer gewissen Sorge lebte, übervorteilt zu werden. Selbst bei kleinen Einkäufen fragte er mich wiederholt, ob der geforderte Preis nicht zu hoch sei. Sicher entsprang diese Vorsicht nicht einer Anlage zum Geiz, sondern

nur dem eigentlich ganz berechtigten Wunsche, nicht mehr bezahlen zu wollen, als allgemein üblich und nötig.

Leider stellte es sich allmählich immer deutlicher heraus, daß die Beschwerden, die Harriman zur Reise nach Europa veranlaßt hatten, nicht von der Erkrankung seiner Wirbelsäule, sondern von einem sich entwickelnden Magenkarzinom abhingen. Sein Befinden verschlechterte sich langsam, und da er den Vorschlag eines in Europa vorzunehmenden operativen Eingriffs ablehnte, kehrte er in einem leider schon recht hinfälligen Zustande nach Amerika zurück, wo er nicht lange darauf starb. Er hatte mich sogar aufgefordert, ihn nach Amerika zu begleiten, wo er mir einen eigenen Salonwagen zur Verfügung stellen wollte, mit dem ich in ganz Amerika hätte herumreisen können. Dieser echt amerikanische Vorschlag schien mir, meinem Naturell entsprechend, aber doch nicht recht annehmbar. Welche Bedeutung mein Patient in dem amerikanischen Geschäftsleben einnahm, konnte ich aus den häufigen Anfragen entnehmen, mit denen die amerikanischen Zeitungsreporter mich belästigten. Als ich einmal während der Harrimanzeit bei meiner noch in Breslau wohnenden Familie weilte, wo ich mich vor jedem amerikanischen Reporterangriff sicher wähnte, stand plötzlich ein vorher an der Tür abgewiesener junger Mann in meinem Arbeitszimmer neben mir. Er hatte sich durch den Garten und die Verandatür bei mir eingeschlichen und sagte freundlich lächelnd: „Ich wollte mich nur nach dem Befinden von Mr. Harriman erkundigen.“ Übrigens hatte mich schon der Sekretär Harrimans dringend gebeten, in meinen Angaben möglichst zurückhaltend zu sein, weil alle solche Angaben sofort zu Spekulationszwecken ausgenützt würden.

Da die Wiener medizinischen Professoren besonders häufig von Angehörigen der osteuropäischen Nationen um ärztlichen Rat gebeten werden, so gab mir mein

Beruf auch vielfach Gelegenheit, Serben, Rumänen, Kroaten, Griechen, Polen, Russen u. a. kennen zu lernen. Ich war häufig erstaunt über die Intelligenz dieser Leute und über die präzise Genauigkeit, mit der sie dem Arzt über ihr Leiden und die bisherigen Behandlungsversuche berichteten. Hatte ich zufällig anlässlich auswärtiger Konsultationen auch mit Ärzten jener Nationen zu tun, so fiel mir meist auf, wie diese über die neuesten therapeutischen Methoden und Anschauungen eingehend unterrichtet waren und für sie das größte Interesse hatten, während freilich manchmal die grundlegende Kenntnis der altbewährten medizinischen Tatsachen nicht so ganz sicher zu sein schien. Ich habe überhaupt häufig die freilich leicht verständliche Beobachtung gemacht, daß die erst spät in höhere Kultur und wissenschaftliche Forschung eintretenden Völker gleich von vornherein mit dem Letzten und Neuesten anfangen, während der Sinn für die allmähliche Ausbildung der Wissenschaft und für die festen alten Grundlagen unseres Wissens bei ihnen weniger entwickelt ist. Alle neu erfundenen Heilmethoden, die Serum- und Vaccinetherapie, die intravenösen Einspritzungen aller möglichen chemischen Stoffe, die Strahlungstherapie u. a. fanden daher zum Teil bei den weniger zivilisierten Nationen raschere und allgemeinere Verbreitung als in den alten Kulturländern.

Unter allen östlichen Nachbarvölkern waren die Ungarn fast meine liebsten und anhänglichsten Patienten. Dem Arzt, dem sie einmal ihr Vertrauen geschenkt haben, bleiben sie meist treu ergeben. Sie sind stets höflich, liebenswürdig, willig und dankbar. Mit manchen meiner ungarischen Patienten führten die anfänglich rein ärztlichen Beziehungen schließlich zu freundschaftlichen. Erwähnen muß ich hier namentlich meinen lieben Freund Rudolf Meller und dessen ideal gesinnte Frau Henny Meller. Meller suchte mich in Wien auf wegen langjähriger, qualvoller und bisher

stets ohne Erfolg behandelter Interkostalschmerzen und Gangstörung. Die genauere Untersuchung und Beobachtung führte schließlich zur Diagnose einer Geschwulstbildung in der Umhüllung des Rückenmarks. Die Geschwulst wurde von meinem Kollegen Eiselsberg operativ entfernt und Meller wieder vollständig gesund. Der sich hiernach zwischen uns entwickelnden Freundschaft verdanke ich die Gelegenheit zu längeren Besuchen mit meiner Familie in Budapest und auf das Mellersche, in der Nähe von Budapest gelegene Landgut und später auch einmal ins südliche Ungarn, wo Meller, einer der hervorragendsten ungarischen Landwirte, ausgedehnte, dem ungarischen Großindustriellen Manfred Weiß gehörige Ländereien zu verwalten hatte. Namentlich dieser Aufenthalt in Südungarn, im echt ungarischen Tiefland, wo wir die unendliche Dürre und Hitze des ungarischen Sommers, aber auch vieles Interessante, die weiten, von Trappen und anderem Geflügel bevölkerten Feldflächen, das Leben der Zigeuner und ihre merkwürdige Musik, das Baden in den weichen, warmen Fluten der Theiß, die großen Schaf- und Schweineherden, die mannigfaltigen materiellen Genüsse, die ungarischen Volksvergünstigungen, die seltsamen Luftspiegelungen der Fata Morgana und manches andere kennen lernten, ist uns allen unvergeßlich. Mellers haben uns später als stets willkommene Gäste auch häufig in Leipzig besucht. Als ich Rektor in Leipzig wurde, schenkte Meller der Universität unter dem Namen „Adolf-Strümpell-Stiftung“ eine namhafte Summe, deren Zinsen sowohl den Kranken als auch mancherlei Bedürfnissen der medizinischen Klinik zugute kommen sollten. Durch die unglückselige Zerrüttung aller finanziellen Verhältnisse hat diese Stiftung freilich jetzt leider an Wert verloren. Ein Zeichen der hochherzigen und edlen Gesinnung ihres Stifters wird sie aber dauernd bleiben. Zwölf Jahre lang erfreute sich

unser lieber Freund noch der wiedergewonnenen Gesundheit. Dann erlag er plötzlich und unerwartet einem heimtückisch entstandenen Nierenleiden. Frau Henny bewahrt uns noch jetzt die treueste Freundschaft.

So lebten wir uns also rasch in die Wiener Verhältnisse ein, die sich in vieler Hinsicht für uns aufs erfreulichste gestalteten, so daß ich noch jetzt meine Wiener Zeit in gewissem Sinne als den Höhepunkt meiner klinischen Laufbahn bezeichnen kann. Wir alle dachten nicht anders, als daß ich wohl voraussichtlich bis zur vorgeschriebenen Altersgrenze in Wien bleiben würde. Schon trug ich mich wieder mit dem Gedanken, uns auch in Wien ein eigenes Heim zu erwerben und Wiener Bürger zu werden. Schon hatte ich mir die vorgeschriebene Galauniform machen lassen, um eine Audienz beim alten Kaiser Franz Josef nachsuchen zu können, als mein Lebensschifflein ganz unerwartet mit einemmal wieder einen neuen Kurs einschlug. Anfang Mai 1910 starb unerwartet in Leipzig Curschmann, der Nachfolger meines einstigen klinischen Lehrers E. Wagner. Obwohl dieses Ereignis in mir allerlei Gedanken und stille Wünsche wachrief, so regten mich diese doch nicht sehr auf, da ich nicht daran zweifelte, daß die Leipziger medizinische Fakultät Curschmanns berühmtesten Schüler, den auch mir freundschaftlich nahestehenden Ludolf Krehl, zu dessen Nachfolger berufen würde. So geschah es auch. Aber Krehl zog es vor, in dem schönen Heidelberg zu bleiben, und lehnte die Berufung nach Leipzig ab, und nun trat ernstlich an mich die Frage heran, ob ich wieder nach Leipzig zurückkehren wollte als Leiter derselben schönen, mir so vertrauten Klinik, an der ich als Student meine erste klinische Ausbildung erhalten hatte, in dieselbe Stadt, in der Eltern und Schwiegereltern lange Jahre gelebt hatten, und mit der mich noch immer zahlreiche Fäden der Freundschaft verbanden. Als ich am ersten Juli die offizielle ministerielle Berufung erhielt, war ich

alsbald entschlossen, allen Glanz Wiens zu verlassen und in die deutsche Heimat zurückzukehren. Meiner Frau wurde der Entschluß weit schwerer als mir, und ich glaube, sie hat mir im Stillen sogar ernste Vorwürfe über dieses leichtfertige Aufgeben von soviel Gutem und Schönem gemacht. In weiten Kreisen der Wiener Bevölkerung und besonders der Wiener Kollegen- und Ärzteschaft machte mein rasch bekannt gewordener Entschluß, Wien schon so bald wieder zu verlassen, großes Aufsehen. Mir selbst wurde es nicht leicht, den vielfachen in freundlichster Form gemachten Versuchen, mich in Wien zurückzuhalten, immer von neuem Widerstand zu leisten. Begreiflicherweise konnten die Wiener, die ihre Stadt über alles lieben, die eigentlichen Motive meines Handelns nicht recht verstehen und suchten daher den Grund für mein Scheiden in allerlei Schwierigkeiten und Enttäuschungen, die mir das österreichische Ministerium bereitet haben sollte. In den Zeitungen erschienen zahlreiche Artikel über die Angelegenheit, in denen es an Klagen über die Regierung und gewisse Wiener Verhältnisse nicht fehlte, und sogar die Witzblätter bemächtigten sich der Sache, die ihnen zu allerlei satirischen Ausfällen willkommenen Anlaß gab. Die Wiener erschöpften sich in Mutmaßungen, welches wohl der eigentliche Grund des sonst unbegreiflichen Scheidens aus meiner hervorragenden Stellung sein könnte, und ich hörte darüber die sonderbarsten Dinge. Ja, einmal wurde sogar, wenn auch halb im Scherz, behauptet, ich ginge von Wien fort, weil mir die Wiener „Möhl-speisen“ nicht schmeckten. Der eigentliche Grund meines Scheidens lag eben doch in meiner persönlichen Eigenart. Durch Zufall in Rußland geboren, durch glückliche Umstände nach Deutschland zurückgekehrt, sollte ich nun mein Leben vielleicht wieder in der Fremde und nicht im deutschen Vaterlande beschließen, sollte auch das Schicksal meiner Kinder vielleicht dauernd an

Oesterreich und österreichische Verhältnisse gebunden werden, und, mit wieviel Frohsinn und Dankbarkeit ich all die Vorzüge und Annehmlichkeiten des Wiener Lebens auch genossen hatte, ein gewisses Gefühl der Fremdheit und der nicht völligen Hinzugehörigkeit hatte ich doch noch nicht verloren und hätte ich vielleicht auch nie überwinden können. Ich weiß nicht, ob andere Deutsche, die in Wien leben, ähnlich urteilen und empfinden; mir aber hat sich oft der Gedanke aufgedrängt, daß Oesterreich und Wien doch im Grunde etwas von Deutschland und Deutschtum Verschiedenes darstellen. Hier zeigt sich wieder, daß die abgesonderte politische und staatliche Entwicklung auch gewisse besondere nationale Eigenheiten mit der Zeit hervorbringen müssen.

Wenn ich, meiner persönlichen Erfahrung gemäß, meine Eindrücke im folgenden nur auf die Hauptstadt Oesterreichs, Wien, allein beziehen darf, so möchte ich hervorheben, daß meines Erachtens eigentlich nur das kleine und mittlere Bürgertum, die echten Urwiener, noch als rein deutsch aufzufassen sind. Sie gehören noch eng mit der Tiroler und altpbayrischen Bevölkerung zusammen, wenn sie auch gewisse Eigenheiten, namentlich ihre lebenswürdige Fröhlichkeit und Gutherzigkeit, ihren klaren Verstand und ihre geistige Regsamkeit, den genannten Stammesgenossen gegenüber besonders ausgebildet haben. Über dieser rein deutschen Unterschicht erhebt sich nun aber ein Teil der Wiener Bevölkerung, zusammengesetzt aus Kaufleuten, Beamten, Angehörigen der künstlerischen und gelehrten Berufe, die in dem öffentlichen Wiener Leben am meisten hervortreten und daher häufig als der eigentliche Wiener Typ betrachtet werden. In dieser Gesellschaftsschicht, zu der insbesondere auch größtenteils die für Wien so charakteristische und jedem Fremden sofort als etwas Eigenes auffallende Kaffeehausbevölkerung gehört, hat sich, zum Teil wohl auch durch die zahlreichen jüdischen, slawischen, unga-

rischen und andere Einschläge bedingt, derjenige Wiener Typus herausgebildet, der mir stets als der vom eigentlichen Deutschtum am meisten abweichende erschienen ist. Schon der Dialekt, den diese Kreise der Wiener Bevölkerung sprechen, hat für mein Ohr im Gegensatz zu dem echten Altwienerischen, stets etwas nicht mehr rein Deutsches. Nicht nur die Lautbildung, auch manche spezifisch österreichische Ausdrucksformen kommen dem Deutschen stets fremdartig vor. Aber auch, was sich freilich schwer im einzelnen ausdrücken läßt, die ganze Denkweise, die Art des Aburteilens über alle möglichen Dinge, die Neigung zu Verallgemeinerungen und zu gewissen Formen des geistreichelnden Witzes, dazu eine gewisse Lässigkeit in der Lebensführung und ein zuweilen bemerkbarer Mangel strammer Berufs- und Arbeitseinstellung sind Eigenheiten, die in den entsprechenden deutschen Bevölkerungskreisen gewiß zuweilen auch in ähnlicher Weise hervortreten, in ihrer Vereinigung aber doch einen besonderen, spezifisch österreichischen Gesamtcharakter darstellen.

Über das österreichische Militär und den österreichischen Adel will ich kein charakterisierendes Urteil fällen, weil mir hierzu doch die notwendigen ausgedehnten eigenen Beobachtungen fehlen. Über das Verhältnis des österreichischen zum deutschen Militär ist in den letzten Jahren schon sowieso viel geredet und geschrieben worden, und wer den früheren österreichischen Adel aus Büchern kennen lernen will, findet hierzu bei den österreichischen Schriftstellern und Dichtern — ich nenne hier nur noch einmal Marie von Ebner-Eschenbach — reichlichste Gelegenheit. Wohl aber mag es mir gestattet sein, hier noch einige Bemerkungen einzufügen über die Kreise, mit denen ich selbst während meines Wiener Aufenthalts in häufige Berührung kam, über die Kreise wissenschaftlicher, insbesondere medizinisch-wissenschaftlicher Forschung und Tätigkeit, sowie über

gewisse Kreise der österreichischen Regierung, zu deren Ressort die Verwaltung des Universitätswesens gehört.

Wenn ich zunächst hier einiges über das gelehrte und wissenschaftliche Wien sagen will, so versteht es sich von selbst, daß sich meine Bemerkungen nicht auf die vielen hervorragenden und ausgezeichneten Männer beziehen können, die Wien und insbesondere die Wiener Hochschule auf fast allen Gebieten besitzt. Diese, von denen ich oben wenigstens einige große medizinische Namen genannt habe, stehen selbstverständlich mit den großen Männern der Wissenschaft Deutschlands und der anderen Kulturländer durchaus in einer Reihe, und nur hier und da treten vielleicht auch manchmal bei ihnen einzelne der Züge hervor, die mir als bis zu einem gewissen Grade charakteristisch für die Eigenart des Durchschnittstypus namentlich der noch jugendlichen Wiener Vertreter der Wissenschaft erschienen sind. Anerkennend hervorheben muß ich zunächst wiederum die Begabung und große geistige Beweglichkeit und Regsamkeit des jungen Wiener Gelehrten. Hierin ist er sogar oft seinen deutschen Kollegen überlegen. Auch den Fleiß und die oft bewunderungswürdigen Arbeitsleistungen vieler jüngeren wissenschaftlichen Kräfte kann ich nur rühmend hervorheben. Aber andererseits kann ich auch nicht verschweigen, daß die geistige Lebhaftigkeit nicht immer mit der nötigen kritischen Vorsicht gepaart ist. Der junge Wiener Forscher hat oft die Neigung zu vorzeitiger Theorienbildung, zur Aufstellung blendender Hypothesen, zur raschen Verallgemeinerung. Dem Wiener imponiert besonders das Neuartige, das Interessante, das Sensationelle. Der geistreiche Irrtum zieht ihn oft mehr an als die schlichte Wahrheit. Auch in der wissenschaftlichen Schreib- und Rede-weise macht sich das Suchen nach besonderen effektvollen, „schlagenden“, zuweilen selbst auf Kosten der Wahrheit gebrauchten Ausdrücken, Wendungen und Ver-

gleichen bemerkbar. Ich möchte dies als einen Hang zum journalistischen Feuilletonismus bezeichnen. Es ist nicht Zufall, daß manche wissenschaftliche Theorien und Ausdrucksformen gerade auf Wiener Boden entsprossen sind. Auch der vorhin gerühmte Fleiß kann zuweilen in eine gewisse Betriebsamkeit ausarten, was wiederum in gewissem Sinne ein journalistischer Zug ist. Auch der Hang zum augenblicklichen Erfolge und die damit zusammenhängende Neigung zu unkritischen Übertreibungen, sind, wie mir scheint, dem Wiener mehr eigen als seinem entschieden oft in Denken und Ausdruck schwerfälligeren, dabei aber bedächtigeren und kritischeren deutschen Kollegen. Auch in dem praktisch-ärztlichen Handeln macht sich das Streben nach Erfolg und Effekt zuweilen etwas zu auffallend bemerkbar. Ich habe der Wiener Ärzteschaft so oft ein wohlverdientes, aufrichtiges Lob gezollt, daß man diese Worte nicht mißverständlich verallgemeinern wird. Sie gelten natürlich nur für einen besonderen Teil der Wiener Ärzteschaft, der auch in der wirtschaftlichen Betriebsamkeit nicht immer die nötige Grenze bewahrt. Ich bin freilich weit entfernt, zu verkennen, daß man ähnliches auch von gewissen ärztlichen Kreisen anderer Großstädte mit demselben Recht sagen kann. Noch einen Punkt will ich aber nicht ganz unerwähnt lassen, weil er mir gerade während meiner Wiener Zeit zum erstenmal in besonders greller Weise entgegentrat. Daß der erotisch=sexuelle Faktor in der gesamten Gleichung des Wiener Lebens keine ganz kleine Rolle spielt, und daß sich in dieser Hinsicht schon gewisse Einflüsse des weiteren Ostens geltend machen, kann wohl nicht in Abrede gestellt werden. Darum ist es auch nicht Zufall, daß wiederum gerade von Wien aus sich in jener Zeit eine ärztliche Strömung verbreitete, die zwar mit viel Geist und in glänzender Form, aber in maßlos einseitiger Übertreibung die sexuellen Momente in die psychische Behandlung der Nerven=

kranken einführen wollte. Der wissenschaftliche Schaden, den diese Theorien hervorgerufen haben, und der wenigstens zu einem Teil durch gewisse, nicht in Abrede zu stellende neue wissenschaftliche Anregungen ausgeglichen wird, tritt weit zurück hinter den vielfachen traurigen praktischen Verwüstungen, den diese sogenannte psychoanalytische Behandlung in vielen ihrer armen Opfer angerichtet hat. Ich habe schon damals die ersten erschreckenden Beispiele in Wien selbst erfahren, denen sich später noch manche andere angereihet haben.

Vielfach nahm man in Wien an, daß ich meine dortige Stellung verlasse, weil die Regierung meinen Wünschen nicht in genügender Weise entgegengekommen sei. Dies ist jedoch nicht der Fall, obwohl auch ich unter der bekannten Langsamkeit und dem schleppenden Geschäftsgange in den damaligen Wiener Behörden zu leiden hatte. War in Wien damals irgendeine Forderung bewilligt, so bedurfte es stets noch vielfacher weiterer Eingaben und Laufereien, um das Gewünschte auch wirklich zu erhalten. Die Wiener Regierungskreise waren sich dieses Mißstandes sehr wohl bewußt, und mir selbst sagte einmal einer der tüchtigsten höheren Beamten im Kultusministerium: „Ja, bei uns ist immer eine Behörde dazu da, um die Intentionen der andern zu durchkreuzen.“ Man kann überhaupt sagen, daß die Regierung sich damals in weiten Volkskreisen keines besonderen Ansehens erfreute, und man erzählte sich oft allerlei Witzworte, die den österreichischen Schlendrian charakterisieren sollten. So soll ein Ministerialrat einmal gesagt haben: „Die beste Art der Erledigung einer Sache ist das Liegenlassen.“ Und für das Vertrauen, das die Regierten ihrer Regierung schenkten, spricht nicht gerade sehr das damals oft gehörte Wort: „Unser Ministerium schwankt immer so lange, bis es auf die verkehrte Seite fällt.“ Diese Lässigkeit in der Geschäftsführung der Regierung wirkte natürlich als übles Beispiel auch auf manche andere Behörden

ein. Sogar in unserer medizinischen Fakultät fiel mir die Langsamkeit auf, mit der manche Dinge erledigt wurden. Es konnte vorkommen, daß Gesuche um Zulassung zur Habilitation zwei Jahre liegen blieben, bis sie zur Erledigung kamen.

Übrigens, meine ich, soll man die alte Wiener Regierung auch nicht einseitig ungerecht verurteilen. Sie hat doch auch Großes geschaffen, und wenn es auch langsam kam, so kam doch schließlich manches Gute. Die letzten großen klinischen Neubauten in Wien sind einzig in ihrer Art und legen ein erneutes Zeugnis dafür ab, daß Wien noch immer eine der ersten medizinischen Forschungsstätten der Welt ist.

Also, alles in allem, waren es nicht etwa üble Erfahrungen in Wien, sondern doch nur die Sehnsucht, nach Deutschland zurückzukehren, die mich bewogen, die so gänzlich unerwartete Gelegenheit, wieder in meine zweite Heimatsstadt Leipzig übersiedeln zu können, nicht unbe-nutzt vorübergehen zu lassen. Jedesmal, wenn bei offiziellen Gelegenheiten neben mir die österreichische Nationalhymne „Gott erhalte Franz den Kaiser“ erklingen war, hatte meine Seele leise die zu derselben schönen Haydn-schen Melodie gedichteten Worte mitgesungen: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Wohl wußte ich, daß ich mit dem Verlassen Wiens vieles aufgab, was ich in dieser Weise in Leipzig nicht zu erwarten hatte: die herrliche Umgebung der alten Donaustadt mit allen ihren Erinnerungen, den Ruhm der großen Stellung, die reichen Einkünfte und vor allem die warmherzige Liebenswürdigkeit und das entgegenkommende Vertrauen der Wiener Bevölkerung. Aber dies alles konnte meinen Entschluß doch nicht ändern, zumal ich auch daran denken mußte, daß die großen Erfolge auch nur mit einer großen Anspannung aller Lebenskräfte erkaufte werden konnten. Als wenige Jahre später der Weltkrieg entstand und Deutschland und Österreich zusammenbrachen, da war

ich erst recht froh, in jener schwersten Zeit unseres Volkes nicht in der Fremde, sondern in der Heimat zu sein und selbst unter der allgemeinen Not des Vaterlandes mitleiden und ebenso selbst an seinem Wiederaufbau mitarbeiten zu können.

So fuhr ich also am 5. Juli 1910 nach Dresden, um die Einzelheiten der Berufung nach Leipzig im dortigen Ministerium zu erledigen. Mein Herz schlug der alten Heimat entgegen; aber ein Stück von meinem Herzen blieb doch in der schönen Donaustadt zurück und ist auch bis jetzt noch darin geblieben. Die Verhandlungen in Dresden nahmen einen glatten Verlauf, und als ich am Nachmittag des 6. Juli in Leipzig eintraf, wurde ich am Bahnhof von den Kollegen Rabl und Zweifel erwartet, von demselben lieben Kollegen Zweifel, der mich vor 24 Jahren auch am kleinen Erlanger Bahnhof empfangen hatte, als ich damals als junger Professor zum erstenmal das kleine Universitätsstädtchen betrat. Welch merkwürdiger Zufall, und was lag alles zwischen diesen beiden Bahnhofsbegegnungen!

Am Abend desselben Tages war ich beim Dekan, dem Anatomen Rabl, und dessen liebenswürdiger Gattin, einer Tochter Rudolfj Virchows, wo ich, auch dem Alter nach das jüngste Mitglied, meinen neuen Fakultätskollegen präsentiert wurde.

Bis zum Herbst blieb ich noch mit meiner Familie in Wien, und erst im Oktober konnten wir alle in unsere Leipziger Wohnung einziehen. Als wir zum erstenmal das neue Heim betraten, prangte auf dem Esstisch eine schöne Schokoladentorte, auf die eine dichterisch veranlagte Schwägerin mit weißem Zuckerguß die sinnigen Verse hatte aufträufeln lassen:

Leipzig
Bleibt sich
Immer schön
Zum Wiedersehn.

12. Wieder in Leipzig. Finale.

So hatte mich das Schicksal also wieder in die altvertraute Stadt zurückgebracht, und als Direktor der medizinischen Klinik durchschritt ich dieselben Gänge und Krankensäle, die ich einst vor 38 Jahren als junger schüchtern Student betreten hatte. Vieles hatte sich in dem mit der Klinik vereinigten großen städtischen Krankenhause St. Jakob verändert. Mein Vorgänger Curschmann hatte die Laboratoriumsräume der Klinik erweitert, hatte vier große schöne neue Baracken im Eppendorfer Stil gebaut, ein besonderes Haus für die Privatkranken und ein umfangreiches Gebäude für chronische Kranke errichtet. Die mir unterstellte innere Abteilung des Krankenhauses hatte damals noch gegen 800 Betten, bot somit ein Krankenmaterial der Beobachtung dar, wie es nur wenigen Klinikern gewährt ist*). Die zu meiner Assistentenzeit noch niedrigen jungen Baumstämmchen des schönen großen Krankenhausesgartens waren zu hohen schattigen Bäumen herangewachsen. Aber doch war das ganze mir ein vertrauter Boden. Allenthalben schauten mich bekannte Wände und Winkelchen an, die mich an alte Zeiten und alte Genossen erinnerten. Und als mir zum ersten Male in mein Direktorialzimmer das mir von Rechts und Rats wegen zukommende Frühstück auf den Tisch gestellt war, schmeckten die „Bemmchen“ noch genau ebenso wie vor 30 Jahren.

*) Erst nach der Eröffnung des zweiten großen städtischen Krankenhauses St. Georg ist die Zahl der Betten auf etwa 400—500 gesunken.

Auch die Stadt Leipzig war in den letzten Jahrzehnten in vieler Hinsicht eine andere geworden. Die Dörfer in der Umgebung, das Ziel früherer Spaziergänge, waren in große, einförmige Fabrikvorstädte verwandelt, und auch im Inneren der Stadt hatte manches alte schöne Straßenbild prunkvollen Neubauten weichen müssen. Doch auch der Geist der Stadt, so kam es mir vor, hatte sich geändert. In meiner Jugendzeit war Leipzig die berühmte Universitäts- und Buchhändlerstadt, die zugleich auch eine große alte Handelsstadt war. Die Universität Leipzig war damals wohl die erste Deutschlands. Ausländer, die ihrer Studien wegen nach Deutschland kommen wollten, dachten wohl in erster Linie fast immer daran, Leipzig zum Ort ihrer Studien zu wählen. Jetzt hatte sich dies deutlich geändert. Die Universität Leipzig war nicht schlechter geworden, aber andere Universitäten, namentlich Berlin und München, hatten sich gehoben, waren gewachsen und hatten Leipzig überflügelt. Andere Universitäten, wie Kiel, Freiburg und Bonn, hatten sich durch besondere Verhältnisse die Gunst der Studierenden erworben. So nahm Leipzig nicht mehr die unbestritten herrschende Stellung ein wie früher. Auch das Verhältnis zur Stadt hatte sich, wenn ich nicht irre, ein wenig verschoben. Jetzt war Leipzig nicht mehr die gelehrte Universitätsstadt, die zugleich Handelsstadt war, sondern vor allem die große, unaufhaltsam wachsende Industrie- und Welthandelsstadt, die zugleich Sitz einer Universität ist. Auch für das künstlerische, insbesondere musikalische Leben Leipzigs ließe sich eine ähnliche Betrachtung anstellen.

In Leipzig trat ich wieder in einen Kreis trefflicher und hervorragender Kollegen ein; aber es kommt mir nicht zu, Persönlichkeiten und Ereignisse aus einer noch so nahe zurückliegenden Vergangenheit im einzelnen näher vorzuführen. Von meinen alten Lehrern aus der Studienzeit fand ich nur noch zwei vor, den Psychiater

und Gehirnanatomen Paul Flechsig und Franz Hofmann, der inzwischen Direktor des neuerrichteten hygienischen Instituts geworden war. Mit Zweifel und dem ausgezeichneten Ophthalmologen Sattler war ich schon in Erlangen zusammen gewesen. Auch meinen alten Freund Hermann Heineke, der als Knabe mir in Erlangen so viel Anhänglichkeit erwiesen hatte, traf ich in Leipzig wieder. Er war hier Direktor der chirurgischen Poliklinik geworden. Manche Züge an ihm erinnerten mich an seinen Vater. Dieselbe lautere Persönlichkeit, dasselbe bescheidene, stets etwas zurückhaltende Wesen und dabei dasselbe gründliche Wissen und dieselbe berufliche Tüchtigkeit kennzeichneten auch ihn. Leider ist Hermann Heineke an den Folgen eines Zwölffingerdarm-Geschwürs jung gestorben, ohne das sehnüchsig erstrebte Ziel einer selbständigen chirurgischen Krankenhausstellung erreicht zu haben. — Die zu mir als dem inneren Kliniker in besonders naher beruflicher Beziehung stehenden Fakultätskollegen waren zunächst der hervorragende Chirurg Friedrich Trendelenburg und der pathologische Anatom Felix Marchand, beide jetzt im Ruhestande befindlich. Daß ich mit Felix Marchand, diesem durch ein selten umfassendes Wissen, durch unermüdlchen Forschertrieb, unbestechliche Wahrheitsliebe und schärfstes kritisches Urteil ausgezeichneten, dabei so bescheidenen und wohlwollenden Manne, noch viele Jahre zusammen wirken und ihm auch freundschaftlich persönlich nähertreten durfte, war mir eine besondere Freude.

An interessanten Begegnungen und Erlebnissen waren auch die Jahre meiner klinischen Tätigkeit in Leipzig nicht arm. Ich denke namentlich an mein Rektorat während des Kriegsjahres 1916, an die Hundertjahrfeier der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, die ich als erster Geschäftsführer zu eröffnen und mit zu leiten hatte, an meine Berufung mit mehreren anderen deut-

schen Ärzten nach Moskau ans Krankenbett Lenins. Aber, wie gesagt, alles dies liegt noch zu nahe hinter mir und kann später von anderen ebensogut oder noch besser als von mir erzählt werden.

Und nun sind wiederum 14 Jahre vergangen, und ich werde in kurzem mein [klinisches Lehramt niederlegen. Wenn ich auf mein ganzes Leben zurückblicke, so kann ich wohl sagen, daß ich viel Glück gehabt, vielleicht mehr, als ich verdient habe. Zwar hat es auch meinem Leben an Traurigem und an Enttäuschungen nicht gefehlt, und wie das Ende sein wird, weiß niemand. Aber im Ganzen haben doch gütige Götter meinen Lebensweg begleitet und mich zu guten Zielen geführt. Freude an meinem Beruf habe ich stets gehabt, und könnte ich noch einmal jung werden, ich würde mir keinen andern wählen. Als Forscher habe ich einige neue klinische Tatsachen gefunden und auch drei oder vier gute, eigene fruchtbringende Gedanken gehabt; aber dies hätte vielleicht mehr sein können, wenn ich noch mehr ausdauernden und eindringlicheren Fleiß besessen hätte. Aber als Arzt und namentlich als klinischer Lehrer habe ich meinen Beruf, wie ich glaube, stets voll und freudig erfüllt, und das oft gehörte Mahnwort meines alten Vaters, daß jedermann bemüht sein müsse, Gutes und Nützliches für seine Mitmenschen zu schaffen, hat mir immer vor Augen gestanden. Während einer Reise durch Norwegen machte ich auf dem Dampfschiff im Sognefjord die Bekanntschaft eines Herren, der sich schließlich als Kollege zu erkennen gab und hochofret war, als er meinen Namen erfuhr. Er erzählte mir, daß er Arzt in Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas sei, und daß er während der letzten dunklen Wintermonate mein Lehrbuch studiert und daraus mancherlei Anregung und geistigen Gewinn gezogen hätte. Es war mir ein eigentümliches Gefühl, zu denken, daß das, was ich in meiner Leipziger Studierstube gedacht und ge-

schrieben hatte, während der dunklen Polarnacht in so weiter Ferne die Seele eines anderen Menschen beschäftigt und beeinflusst hatte. Und so mag es in der weiten Welt noch manch anderen Unbekannten geben, auf dessen Denken und Handeln ich irgendwie bestimmend eingewirkt habe. Auch unter den vielen früheren Studenten, deren Lehrer ich im Laufe der Jahre gewesen bin, und die jetzt längst in ihrem Berufe tätig und zum Teil auch schon zu älteren Männern herangereift sind, mag gewiß mancher, wie ich hoffe, sich noch jetzt zuweilen an seinen alten Lehrer und an ein Wort oder eine Mahnung von ihm erinnern und dadurch in seinem Tun beeinflusst werden. Ich habe mich stets bemüht, den jungen Medizinern die Freude an ihrem Beruf zu erhöhen, und ihnen immer wieder gesagt, wie all das viele Schwere und Enttäuschende dieses Berufs nur dann von ihnen überwunden werden könne, wenn sie sich stets auch der humanen, der wissenschaftlichen und der sozialen Pflichten des Arztes bewußt blieben. Manches Dankeswort von alten Schülern hat mir gezeigt, daß mein Streben nicht ganz vergeblich war.

Von dem Guten, das man hat, anderen mitzuteilen, ist das Beste, was der Mensch im Leben tun kann.

Namenverzeichnis.

- Abert, H., Prof. der Musikwissenschaft 36.
Abert, J., Musikdirektor in Stuttgart 36.
Allfeld, Prof. der Jurisprudenz in Erlangen 196.
Althoff, Ministerialdirektor 227 ff.
Ambros, Prof. der Musikgeschichte in Prag 40.
Angerer, Prof. der Chirurgie 203.
Arlberg, H., Musiker 198.
Arlt, Prof. der Augenheilkunde 103.
v. Asten, Julie, Pianistin 49.
Auber 32.
- Bacelli, Kliniker in Rom 191.
Bach, Joh. Seb. 201.
Baelz, E., Prof. der Medizin in Tokio 97. 101.
Bahrdt, Robert, Arzt in Leipzig 76.
Baierlacher, Arzt in Nürnberg 180.
Bamberger, Kliniker in Wien 103.
Bardeleben, Prof. der Chirurgie 175.
Bäumler, Kliniker in Freiburg i. B. 224.
Baur, Mathematiker in Stuttgart 36.
Baur, Gustav, Prof. der Theologie in Leipzig 149.
Beethoven 32. 152. 154. 157. 201.
Bellini 32.
Bender, Oberbürgermeister von Breslau 256.
Benedikt, M., Neurologe in Wien 107 ff.
v. Bergmann, Ernst, Prof. der Chirurgie 14. 44. 48. 199.
Bethe, Prof. der Physiologie 224.
Beyer, Prof. der Chemie in München 203.
Bidder, Prof. der Physiologie in Dorpat 47.
Bielenstein, August, Pastor in Kurland 8. 25 ff. 59.
Bielenstein, Gottfried, Pastor in Neu-Autz 7 f.
Billroth, Th., Prof. der Chirurgie in Wien 103. 233.
Birch-Hirschfeld, Prof. der path. Anatomie in Leipzig 145.
Bittorf, A., Polikliniker in Breslau 240.
Blumberg, G., Lehrer in Dorpat 14.
Bock, C., Prof. der Medizin in Leipzig 84.
Boehm, Prof. der Pharmakologie in Leipzig 44.
Boieldieu 32.
Brahms, Joh. 110 ff. 150. 153. 195. 198. 201. 225. 233.
Braune, Wilhelm, Prof. der Anatomie in Leipzig 79.

- Brenner, F., Organist in Dorpat 20 f.
 Brockhaus, Verlagsbuchhändler in Leipzig 150.
 Brodsky, A., Musiker 153.
 Brücke, E., Prof. der Physiologie in Wien 103.
 Buchner, H., Prof. der Hygiene in München 92.
 Bumm, Ministerialrat in München 207.
 Bunge, Alexander, russ. Marinearzt 53 f.
 Bunge, Gustav, Prof. der Physiologie in Basel 17 f. 53.
- Caspari, W., Prof. der Theologie in Erlangen 159 f. 181 f. 192.
 Catti, G., Arzt in Fiume 104 f.
 Chamberlain, H. St., Schriftsteller 202.
 Charcôt, J. M., Prof. in Paris 89. 102. 199 f.
 Chopin 152.
 Chrobak, Prof. in Wien 264.
 Coccius, Prof. der Augenheilkunde in Leipzig 78 f.
 Cohn, F., Prof. der Botanik in Breslau 118.
 Cohnheim, J., Prof. der path. Anatomie 116 ff. 124. 127. 132 f.
 144 f.
 Cohnheim, Frau Martha 132 f.
 Credé, Prof. der Gynäkologie 77.
 Curschmann, Kliniker in Leipzig 273. 282.
 Czermak, J. N., Physiologe in Leipzig 80 f.
 Czerny, A., Prof. der Kinderheilkunde 230. 236. 247.
- Dahn, Felix, Professor in Breslau 248 f.
 Dinkler, Prof. in Aachen 224.
 Dippe, H., Arzt in Leipzig 137 ff. 141. 158.
 Donizetti 32.
 Drobisch, Prof. der Philosophie in Leipzig 42.
 Dubois-Reymond, Physiologe in Berlin 79. 173.
 Dürr, A., Verlagsbuchhändler 150.
- Ebert, H., Prof. der Physik 182.
 v. Ebner, Prof. der Anatomie in Wien 265.
 v. Ebner-Eschenbach, Marie 266 f. 276.
 Edinger, Neurologe in Frankfurt a. M. 224.
 Ehrlich, P. (Frankfurt a. M.) 121 f. 235.
 v. Eiselsberg, Prof. der Chirurgie in Wien 264. 272.
 Eisenlohr, Neurologe in Hamburg 224.
 Erb, Kliniker in Heidelberg 102. 116. 123 ff. 128 f. 133. 135.
 137. 143. 199. 221. 223. 224.
 Erb, Frau Anna 133.
 Erler, Erich, Maler 235.
 Erler, Fritz, Maler 235.
 Escherich, Prof. der Kinderheilkunde in Wien 264.
 Exner, S., Prof. der Physiologie in Wien 265.

- Falckenberg, Richard, Prof. der Philosophie in Erlangen 194 ff.
 Fechner, G. Th. 24. 81 f. 266.
 Federici, Kliniker in Florenz 191.
 Feska, Musiker 19.
 Flasch, Prof. der Archäologie in Erlangen 183.
 Flechsig, Prof. der Psychiatrie in Leipzig 123 f. 284.
 Flotow 32.
 Flügge, Prof. der Hygiene 94. 226 f.
 Fournier, Prof. in Paris 128.
 Fraenkel, Gymnasialoberlehrer in Dorpat 15 f.
 Franck, Prof. der Theologie in Erlangen 181.
 Frerichs, Kliniker in Berlin 48. 122.
 v. Frey, M., Prof. der Physiologie in Würzburg 91.
 Freytag, Gustav 148.
 Friedreich, Kliniker in Heidelberg 135.
 Fuchs, Prof. der Augenheilkunde in Wien 264.

 Gall, F. J. 141.
 Garrè, Prof. der Chirurgie 99. 234. 254.
 Gaule, Justus, Prof. der Physiologie in Zürich 92.
 Gegenbaur, Prof. der Anatomie in Heidelberg 45.
 Geibel, Frau Eleonore 150.
 Gerlach, J., Prof. der Anatomie in Erlangen 171.
 Gräfe, Prof. der Augenheilkunde in Halle 86.
 Graser, E., Prof. der Chirurgie in Erlangen 195.
 Grieg, E. 195.
 Griepenkerl, F. K., Prof. in Braunschweig 5.
 Griepenkerl, Robert, Dichter 5.
 Griesinger, Prof. der Psychiatrie in Berlin 66. 223.
 Grillparzer 178. 197.
 Grün, Karl, Kulturhistoriker 107. 110 f.
 Grün, Frau Marie 110 f.

 Händel 154. 201.
 Harnack, Adolf, Prof. der Theologie in Berlin 52.
 Harnack, Axel, Prof. der Mathematik in Dresden 52.
 Harnack, Erich, Prof. der Pharmakologie in Halle 52.
 Harriman, E. H. 267 ff.
 Härtel, Raymund (Leipzig) 151.
 Hauck, A., Kirchenhistoriker 181.
 Hauptmann, Carl 235.
 Hauptmann, Gerhart 235.
 Hausmann, Robert, Cellist 31 f. 112.
 Haydn 153. 201.
 Hebbel 197.
 Hebra, Prof. der Dermatologie in Wien 106.
 Hegel, Karl, Prof. der Geschichte in Erlangen 183.
 Heineke, H., Prof. der Chirurgie in Leipzig 284.
 Heineke, Frau Sophie 176 ff.

- Heineke, W., Prof. der Chirurgie in Erlangen 156. 175 ff.
 Helferich, Prof. der Chirurgie in Kiel 101.
 Helmholtz, H. 24 f. 78. 199.
 Hennig, Prof. der Medizin in Leipzig 75. 83.
 Henoch, Prof. der Kinderheilkunde in Berlin 136.
 Henschen, A. E., Kliniker in Upsala 92.
 Herbart, Philosoph 5 ff. 39.
 Herz, Prof. der Physik 199.
 Heubner, O., Prof. der Kinderheilkunde 76. 135 f.
 Hilger, A., Prof. in Erlangen 182.
 His, W., Prof. der Anatomie in Leipzig 123 f. 149.
 Hoche, Prof. der Psychiatrie in Freiburg i. B. 224.
 Hoffmann, Albin, Polikliniker in Leipzig 44.
 Hoffmann, August, Kliniker in Düsseldorf 162. 224.
 Hoffmann, J., Neurologe in Heidelberg 224.
 Hofmann, Franz, Hygieniker in Leipzig 89. 92 ff. 284.
 Hölder, E., Prof. der Jurisprudenz 182.
 Hopfen, Hans, Schriftsteller 49.
 Huber, C., Assistent am path. Institut in Leipzig 122 f.
 v. Humboldt, A. 23.
- Jagič, Prof. in Wien 259.
 Jakob, Chr., Prof. in Buenos Aires 220.
 Jamin, F., Polikliniker in Erlangen 221.
 Janitschek, H., Kunsthistoriker 113.
 Joachim, Jos. 32. 49. 154.
 Jochmann, G., Prof. in Berlin 239.
 Johne, Prof. in Dresden 127.
 Jolly, Prof. der Psychiatrie 222. 224.
- Kast, A., Kliniker in Breslau 126 f. 224. 226.
 Keller, Gottfried 62. 178.
 Keyserlingk, Graf Alexander 81 f.
 Kiesselbach, W., Prof. der Ohrenheilkunde in Erlangen 195.
 Kneipp, Seb., Pfarrer 203 ff.
 Koch, Robert 118. 121. 217 ff.
 Köhler, Prof. der Theologie in Erlangen 181.
 Kolbe, Prof. der Chemie in Leipzig 71. 99.
 Kollmann, Gymnasialoberlehrer in Dorpat 15.
 Köster, Albert, Prof. in Leipzig 198.
 Kraepelin, Prof. der Psychiatrie in München 44.
 Krause, Paul, Kliniker in Münster 239.
 Krecke, Chirurg in München 160.
 Krehl, L., Kliniker in Heidelberg 273.
 v. Kries, Johannes, Prof. der Physiologie in Freiburg i. B.
 86. 91.
 v. Kries, Nathanael 86.
 Kronecker, H., Prof. der Physiologie in Bern 91. 128. 144.
 Kühner, G., Musiklehrer 35. 200.

- Kupfer, C., Prof. der Anatomie in München 44.
 Kußmaul, Kliniker 155. 170. 214. 222.
 Küstner, Prof. der Gynäkologie in Breslau 230.
 Küttner, Prof. der Chirurgie in Breslau 234.

 Laache, Kliniker in Christiania 145.
 Lampe=Vischer, Carl, Verlagsbuchhändler in Leipzig 150.
 Lazarus, Philosoph 18.
 Lenin 285.
 Lenk, H., Prof. der Geologie in Erlangen 195.
 Lenz, H. O. 23.
 Lerche, Rektor in Schöppenstedt 3 f.
 Lerche, Karl 4 f.
 Leskien, Prof. in Leipzig 28.
 Lesser, E., Prof. der Dermatologie 142.
 v. Lesser, L., Chirurg in Leipzig 92.
 Leube, Kliniker 102. 155. 158. 170.
 Leuckart, R., Prof. der Zoologie in Leipzig 149.
 Leyden, Kliniker in Berlin 129. 147. 222.
 Lichtheim, L., Kliniker in Königsberg 221.
 Liebermeister, Kliniker in Tübingen 67.
 Liszt, Franz 19. 152. 202.
 Lister, Chirurg 70.
 Lotze, Prof. der Philosophie 197.
 Löwe, C., Komponist 178.
 Ludwig, C., Prof. der Physiologie in Leipzig 47. 79 f. 82.
 86. 89 ff.
 Luitpold, Prinzregent von Bayern 203 ff.

 Mach, E. 39.
 Mahler, Gustav 235.
 Marchand, F., Prof. der path. Anatomie in Leipzig 284.
 Mattiesen, E. (Dorpat) 42. 57.
 Meller, Rudolf (Budapest) 271 ff.
 Mendelssohn, Felix 151. 201.
 Merkel, G., Arzt in Nürnberg 179.
 Meyer, H. H., Prof. der Pharmakologie in Wien 44. 265.
 Meynert, Th., Prof. der Psychiatrie in Wien 107 f.
 Mikulicz, Prof. der Chirurgie in Breslau 230 ff.
 Minckwitz, Joh., Prof. in Leipzig 84.
 Möbius, P. J., Neurologe in Leipzig 125. 138 ff.
 Moscheles 19.
 Mosso, Angelo, Prof. der Physiologie in Turin 92.
 Mozart, W. A. 19. 111. 201.
 v. Müller, bayr. Kultusminister 207.
 Müller, Eduard, Polikliniker in Marburg 221. 239.
 Müller, F., Kliniker in München 220.
 Müller, Johannes, Physiologe in Berlin 24.
 Müller, Karl, Konzertmeister in Braunschweig 31.

- Müller, L. R., Kliniker in Erlangen 220 f.
 Müller, Theodor, Cellist in Braunschweig 31.
 Murri, Kliniker in Bologna 191.
- Naunyn, Kliniker in Straßburg 44. 48.
 Neisser, Albert, Prof. der Dermatologie in Breslau 126. 142.
 230. 234 f.
 Neumann, J., Prof. der Dermatologie in Wien 106 f.
 Neusser, E., Kliniker in Wien 255. 262. 264.
 Niemeyer, F., Kliniker in Tübingen 129.
 Nonne, Neurologe in Hamburg 224.
 v. Noorden, C., Kliniker in Wien 99. 262. 264.
 Nothnagel, Kliniker in Wien 255.
- Obersteiner, Neurologe in Wien 265.
 Oebbeke, Prof. der Mineralogie in Erlangen 197.
 v. Oettingen, A., Prof. der Physik in Dorpat 48.
 Oppenheim, Neurologe in Berlin 213. 223.
 Oppolzer, Kliniker in Wien 109.
- Paltauf, Pathologe in Wien 265.
 Pasteur (Paris) 144.
 Pel, Kliniker in Amsterdam 252 f.
 Pembaur, J., Pianist 198.
 Pettenkofer, Hygieniker in München 47.
 Ponfick, E., Prof. der path. Anatomie in Breslau 236.
- Rabl, Prof. der Anatomie in Leipzig 281.
 Reineke, Carl (Leipzig) 153.
 Reißiger, Komponist 19.
 Reissner, Prof. der Anatomie in Dorpat 45. 46.
 Reitter, K., Arzt in Wien 264.
 Riehl, Prof. der Dermatologie in Wien 264.
 Röse, Otto (Breslau), Redakteur 251.
 Rosenberg, E., Prof. der Anatomie 45. 252.
 Rosenstein, Kliniker in Leiden 252.
 Rosenthal, J., Prof. der Physiologie in Erlangen 173 f.
 Roser, Prof. der Chirurgie in Marburg 66.
 Rossberg, Prof. in Dorpat 50 f.
 Roßmäßler, E. A. 23.
 Rubinstein, A. 151 f.
 Rückert, F. 192 f.
 Rüssow, Valerian (Dorpat) 21 ff.
 Rutkowsky (Dorpat) 46.
- Salvenmoser (Leipzig) 80.
 Sattler, H., Prof. der Augenheilkunde 284.
 Sauerbruch, Chirurg 233.
 Scheiding, Arzt in Hof 160.

- Scheube, B., Arzt in Greiz 101.
 Schleiden, M., Botaniker 23. 49 f.
 Schmidt, Alexander, Prof. der Physiologie in Dorpat 45. 47.
 Schmidt, Benno, Chirurg in Leipzig 77.
 Schmidt, Karl, Prof. der Chemie in Dorpat 47 f.
 Schmidt, Martin Benno, Prof. der path. Anatomie in Würzburg 157.
 Schmiedeberg, O., Prof. der Pharmakologie in Straßburg 14. 44 f. 52.
 Schotten, Ernst, Arzt in Cassel 101.
 v. Schroeder, L., Prof. in Wien 15 f. 52. 54. 265.
 v. Schroeder, W., Prof. der Pharmakologie in Heidelberg 52 f.
 Schrötter, Kliniker in Wien 104 f. 255 f.
 Schubert, Franz 111. 152. 195. 201. 225.
 Schücking, Levin 113.
 Schuh, Bürgermeister von Erlangen 209.
 Schultze, Friedrich, Kliniker in Bonn 44. 221. 224 f.
 Schultzen, Kliniker in Dorpat 48 f.
 Schultzen=Asten, Sängerin 49.
 Schumann, Klara 151.
 Schumann, Robert 140. 151. 152. 195. 201.
 Seemüller, J., Prof. der Germanistik in Wien 258.
 Seffner, C., Bildhauer 68.
 Seidelmann, Frau Auguste 256.
 Selenka, Prof. der Zoologie in Erlangen 197. 225.
 Senftleben, Arzt in Breslau 233.
 Siefferth, Prof. der Theologie in Erlangen 189 f.
 Siemens, Werner 199.
 Siemerling, Prof. der Psychiatrie in Kiel 99.
 Simon, Prof. in Breslau 126.
 Sintenis, F., Gymnasialoberlehrer in Dorpat 15 f.
 Skoda, Kliniker in Wien 107.
 Spieß, Hermine, Sängerin 154.
 Staritz, Sanitätsrat in Freyburg a. U. 87 ff.
 Stavenhagen, General 176.
 Steinthal, Professor in Berlin 18.
 Stieda, L., Prof. der Anatomie 45.
 Strümpell, Ludwig, Prof. der Philosophie 1 ff. 12 ff. 22 f. 30 ff. 34. 36. 37 f. 42 f. 81 f. 86. 95. 131 f. 211 ff. 248. 285.
 Strümpell, Frau Sophie 8 f. 13 f. 19. 35. 38. 41. 210 f.
 Strümpell, Theodor, Bildhauer 1.
 Süppel, A. (Erlangen) 221.

 Thiersch, C., Prof. der Chirurgie in Leipzig 64. 68 ff. 77. 149. 157.
 Thomas, L., Polikliniker in Freiburg i. B. 75 f.
 Tigerstedt, Prof. der Physiologie in Helsingfors 92.
 Toll, Baron 53 f.
 Traube, Kliniker in Berlin 99. 252.
 Trendelenburg, F., Prof. der Chirurgie in Leipzig 284.

Uhthoff, Prof. der Augenheilkunde in Breslau 230.

Virchow, R. 69. 129. 144. 191. 199. 281.

Voit, Prof. der Physiologie 47. 93.

Volkmann, Prof. der Philosophie in Prag 39.

Volkmann=Leander 178.

Wagner, Frau Cosima 202.

Wagner, E., Kliniker in Leipzig 68. 73 ff. 101. 113 f. 116 ff.
120 f. 124. 130. 133. 137. 145. 155. 273.

Wagner, Richard 36. 196. 200 ff.

Weber, E. H., Physiologe in Leipzig 24.

Wehrle, H., Violinist (Stuttgart) 36.

Weigert, C., Prof. der path. Anatomie 117 ff. 126 f. 145 f. 224.

Weichselbaum, Prof. der path. Anatomie in Wien 265.

Wendt, Prof. der Medizin in Leipzig 77.

Wernicke, Prof. der Psychiatrie 206. 230. 235.

Westphal, C., Prof. der Psychiatrie in Berlin 126. 215. 222. 223.

Wiedemann, E., Prof. der Physik in Erlangen 182. 197.

Wiedemann, G., Prof. der Physik in Leipzig 149.

v. Wildenbruch, E. 197.

Windscheid, Prof. der Jurisprudenz in Leipzig 149.

Wolff, Hugo 195.

Wunderlich, K. A., Kliniker in Leipzig 64 ff. 71. 76. 89. 94.
96 ff. 101 f. 107. 113. 114. 116.

Wundt, W., Prof. in Leipzig 24 f.

Zahn, Prof. der Theologie in Erlangen 181.

Zarncke, F., Prof. der Germanistik in Leipzig 172.

Zenker, F., Prof. der path. Anatomie in Erlangen 155. 172 f.

Zenker, K., path. Anatom in Erlangen 173.

Ziegler, K., Polikliniker in Freiburg i. B. 239 f.

Ziemssen, Kliniker in München 102. 170.

Ziller, Prof. in Leipzig 42.

Zscheschwitz, Prof. der Theologie in Erlangen 181.

Zweifel, P., Prof. der Gynäkologie 174. 281. 284.



VERLAG VON F. C. W. VOGEL
IN LEIPZIG

Von

Dr. Adolf Strümpell

o. ö. Professor und Direktor der Medizinischen Klinik
an der Universität Leipzig

sind in meinem Verlag erschienen:

Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie innerer Krankheiten. Für Studierende und Ärzte. 23. und 24. neu bearbeitete Auflage unter Mitwirkung von Prof. Dr. med. et phil. Carly Seyfarth, Leipzig. 2 Bände mit 294 Abbildungen und 14 zum Teil farbigen Tafeln. Gm. 26.—, gebunden Gm. 30.—

Leitfaden für die Untersuchung und Diagnostik der wichtigsten Nervenkrankheiten. Zur Einführung und Repetition für Studierende und Ärzte. Mit 6 Abbildungen. Kartoniert Gm. 6.—

Über die Ursachen der Erkrankungen des Nervensystems. Gm. 1.—

Über die Alkoholfrage vom ärztlichen Standpunkt aus. 2. verbesserte Auflage. Gm. —.60

Nervosität und Erziehung. Ein Vortrag für Erzieher, Ärzte und Nervöse. Gm. 1.50

Die Schädigungen der Nerven und des geistigen Lebens durch den Krieg. Gm. 1.50

Kurzer Leitfaden für die klinische Krankenuntersuchung. Für die Praktikanten der medizinischen Klinik. z. Z. vergriffen



VERLAG VON F. C. W. VOGEL IN LEIPZIG

- Hundert Jahre Deutscher Naturforscher-Versammlungen.** Gedächtnisschrift zur Jahrhundert-Tagung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte in Leipzig, September 1922. Im Auftrage des Vorstandes der Gesellschaft verfaßt von Professor Dr. Karl Sudhoff, Leipzig, Archivar der Gesellschaft. 1922.
Ohne Lichtdrucktafeln Gm. 3.—, mit Lichtdrucktafeln Gm. 5.—
- Skizzen.** Von Professor Dr. Karl Sudhoff, Direktor des Instituts für die Geschichte der Medizin in Leipzig. 1921. Gm. 8.—, geb. 10.—
- Winkelmann und seine Zeitgenossen.** Von Carl Justi. Dritte Auflage. 3 Bände. 1923. Brosch. Gm. 50.—
In sehr elegantem, römischen Einband mit Pergamentrückén Gm. 60.—
- Grundriß der Histopathologie der Hautkrankheiten.** Von Dr. Walter Friebes, Professor der Dermatologie und Direktor der Dermatologischen Klinik an der Universität Rostock. Mit 105 teils farbigen Abbildungen im Text. Zweite, erweiterte und verbesserte Auflage. Erscheint Mai 1924. ca. Gm. 10.—, geb. 12.—
- Pathologische Histologie.** Ein Unterrichtskursus für Studierende und Ärzte. Von Dr. Max Borst, o. ö. Professor der allgemeinen Pathologie und der pathologischen Anatomie an der Universität München. Mit 240 meist farbigen Abbildungen im Text. 1922. Gm. 12.—, geb. 16.—
- Lehrbuch der Chirurgie.** Von Professor Dr. C. Garré, Bonn a. Rh. und Professor Dr. A. Borchard, Berlin. Fünfte, unveränderte Auflage. Mit 573 teils farbigen Abbildungen im Text. 1923. Gm. 14.—, geb. 16.—
- Pathologische Physiologie.** Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte. Von Professor Dr. Ludolf Krehl, Heidelberg. Zwölfte, vollständig umgearbeitete Auflage 1922. Gm. 14.—, geb. 16.—
- Die klinische Röntgendiagnostik der inneren Erkrankungen.** Von Dr. Herbert Assmann, a. o. Professor für innere Medizin, Oberarzt der Medizinischen Klinik in Leipzig. Dritte, umgearbeitete und verstärkte Auflage. 920 Seiten 4^o. Mit 842 Textfiguren und 20 Bromsilbertafeln. April 1924. Gm. 48.—, geb. 53.—
- Allgemeine Sinnesphysiologie.** Von Professor Dr. J. von Kries, Direktor des Physiologischen Instituts der Universität Freiburg i. Br. 1923. Gm. 10.—, geb. 12.—
- Ribberts Lehrbuch der allgemeinen Pathologie und der Pathologischen Anatomie.** Herausgegeben von Professor Dr. J. G. Mönckeb erg, Bonn. Neunte umgearbeitete Auflage. Mit 852 Abbildungen im Text. 1923. Gm. 24.—, geb. 26.—

ATLAS DER HAUTKRANKHEITEN

- Von Hofrat Prof. Dr. G. Riehl und Prof. Dr. L. von Zumbusch
Direktor der Universitätsklinik für Dermatologie und Syphilidologie in Wien Direktor der Dermatologischen Universitätsklinik und Poliklinik in München
- I. Teil: Infektiöse Hautkrankheiten.** 28 Tafeln mit 68 direkt nach der Natur aufgenommenen farbigen Abbildungen.
- II. Teil: Entzündliche Erkrankungen der Haut.** 28 Tafeln mit 65 direkt nach der Natur aufgenommenen farbigen Abbildungen.
- III. Teil: Atrophien, Neubildungen, Hypertrophie.** 28 Tafeln mit 61 direkt nach der Natur aufgenommenen farbigen Abbildungen.
Gebunden Gm. 65.—

Atlas der Syphilis. Von Professor Dr. Leo von Zumbusch, Direktor der Dermatologischen Universitätsklinik und Poliklinik in München. 31 Tafeln mit 63 direkt nach der Natur aufgenommenen farbigen und 1 einfarbigen Abbildung. 4^o. 1922. Gm. geb. 20.—